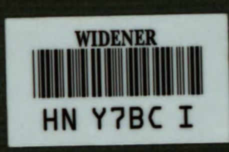



ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG· SIGILLUM
VE
RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIÆ



Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit.

Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit

von

Caroline von Göhren,
Verfasserin der „Adoptivtochter", des „Robert", der „Einquartierung" ꝛc.

Erster Band.

Dresden.
Verlag von Robert Schaefer.
1850.

„Bist Du nun einmal zu Ende, Joseph, mit Deinen langweiligen Berichten und Rechnungen?" rief ungeduldig Graf Adolph von Wartenberg, indem er nach Reitgerte und Handschuhen griff, „und kann ich nun endlich dieser Langeweile entfliehen?"

„Der Herr Graf haben zu befehlen," sagte ruhig der alte Mann, „ich kann warten bis morgen oder übermorgen, ganz wie Ew. Gnaden es wünschen, nur das Eine muß ich noch sagen: der Herr Graf müssen sich vermählen!"

„Immer wieder die alte Leier," rief lachend der Graf, „nein, guter Joseph, erst will ich das Leben, will meine schöne Freiheit genießen, zum Heirathen ist immer noch Zeit!"

„Wie der Herr Graf befehlen," erwiderte Joseph, faßte seine Rechnungen zusammen und

schritt der Thür zu, plötzlich aber blieb er, wie sich besinnend, stehen und sagte: „viel Zeit ist doch aber wirklich nicht mehr übrig!"

„Bist Du toll, Alter," rief der Graf, „ich zähle ja erst vier und zwanzig Jahre, und dies, hoffe ich, ist kein zu hohes Alter für den erquicklichen Stand der heiligen Ehe!"

„Der Herr Graf zählen vier und zwanzig Jahre und sechs Monate, und wenn Dieselben mit Vollendung Ihres fünf und zwanzigsten Jahres nicht mit einem ebenbürtigen stiftsfähigen Fräulein vermählt sind, fällt, wie Sie wissen, die ganze Erbschaft an Dero Herrn Vetter, den Herrn Grafen Anselm."

„Den Teufel weiß ich," rief der Graf im höchsten Erstaunen, indem er Hut und Reitgerte auf den Tisch warf, „Alter redest du im Traum, was fabelst Du für unglaubliche Thorheiten?"

„Es ist eine Clausel des Testaments des hochseligen Herrn Onkels, die der Herr Graf doch kennen müssen, da Hochdieselben ja in eig-

ner Person der Eröffnung und Vorlesung des Testaments beiwohnten."

„Ich will des Teufels sein, wenn ich mich eines Wortes dieser Clausel erinnere! Geh, lauf, da hast Du den Schlüssel zum Archiv, hole das Testament und laß uns gleich nachsehen!"

In großer Bewegung ging der Graf im Zimmer herum, während Joseph bedächtigen Schrittes dem Archiv zuwanderte. „Absatteln," herrschte er zum Fenster hinunter, denn alle Lust zu dem beabsichtigten Ritt war ihm vergangen. Von vornehmen aber armen Eltern geboren, ward seit seiner frühsten Kindheit die Erbschaft des reichen Onkels ihm als der Leitstern gezeigt, um den sich die Axe seines Lebens drehe. Von Jugend auf war er gewohnt gewesen, sie als sein unbestrittenes Eigenthum zu betrachten, welchen festen Glauben er ebenfalls verstanden hatte seinen zahlreichen Gläubigern einzuflößen. Nun sollte diese ersehnte Erbschaft, in deren Besitz er erst seit kurzer Zeit getreten war, ihm wieder entrissen werden, sollte in die Hände des verhaßten Vetters, des Grafen Anselm Eichhorst fallen, der

ihm stets und überall den Weg vertreten und schon als Schüler immer den Sieg über ihn davongetragen hatte! Dieser Gedanke war ihm unerträglich, und lieber würde er zur Stelle eine Mißgestaltete geheirathet haben, als nur einen Heller seines Guts in die Hände dieses Vetters übergehen zu sehen. Noch tröstete ihn der Gedanke, daß Joseph sich getäuscht habe, ja daß er im Irrthum sein müsse, allein als bald darauf der treue Diener mit dem verhängnißvollen Testament eintrat, da schwand jede Hoffnung, denn darin stand mit dürren Worten: sollte mein Neffe, Graf Adolph von Wartenberg indessen meinen Wunsch nicht erfüllen und mit seinem zurückgelegten fünf und zwanzigsten Jahre noch unvermählt sein, oder eine nicht ebenbürtige Ehe geschlossen haben, so fällt mein ganzes Vermögen meinem Neffen, dem Grafen Anselm von Eichhorst, zu.

Erstarrt stand der Graf und sah unverwandt auf das Papier, aber so oft er auch las und wieder las, so ließ sich doch kein anderer Sinn herausfinden. „Und nur noch sechs Monate,“ rief er außer sich, „und in dieser kurzen

Zeit soll ich die Braut finden, kennen lernen und um sie werben! Wohl wäre dies leicht, denn Mädchen gibt es genug, und keine würde den reichen Grafen ausschlagen, allein es soll ein altadeliges stiftsfähiges Fräulein sein, und dies ist schon schwieriger!"

„Joseph," rief er zornig, „alter Träumer, weißt Du denn nicht Rath? Du kennst ja die ganze Umgegend, in der ich noch so gut wie ganz fremd bin, kennst Du denn nicht irgend ein stiftsfähiges, wenigstens nicht allzu häßliches Fräulein, das ich in aller Eile zur Gräfin Wartenberg machen könnte, um dann in möglichster Entfernung von ihr zu leben?"

„Hm," sagte Joseph, „ich wüßte wohl ein junges schönes Fräulein, die allen diesen Bedingungen entspräche, nur ist sie wirklich noch zu jung, fast noch ein Kind, kaum fünfzehn Jahre."

„Alter Narr, was schadet das," rief lebhaft der Graf, „geschwind, wer ist sie? wo wohnt sie? Der gibt man eine Puppe in Arm und sie fragt nicht nach den Wegen des Mannes! Geschwind,

den Namen, Du siehst, daß ich vor Ungeduld brenne!"

„Gräfin Linden, Ihre nächste Nachbarin, gnädiger Herr Graf, hat eine Tochter, Comtesse Alma, von der man sagt, daß sie ein Wunder von Schönheit werden wird. Die junge Comtesse ist bis jetzt in einem Kloster erzogen worden, befindet sich aber gegenwärtig zum Besuch bei ihrer erlauchten Mutter."

Mit großer Hast zog der Graf die Klingel. „Anspannen," rief er dem eintretenden Kammerdiener zu, „die Staatskutsche und die Gallalivrée!"

„Es wäre möglich," fuhr Joseph gleichmüthig fort, „daß die Frau Gräfin von Linden, die eine zahlreiche Familie und nicht eben große Reichthümer hat, und noch dazu seit Jahren Wittwe ist, um die gnädige Comtesse Tochter gut, ja glänzend versorgt zu sehen, über die große Jugend derselben hinwegsehen und den Wünschen des Herrn Grafen keine Hindernisse in den Weg legen möchte, wenigstens will ich es wünschen," fügte er hinzu, indem er sich tief verneigend das Zimmer verließ.

„Endlich,“ sagte die Gräfin, als man ihr den Besuch des Grafen von Wartenberg meldete, „der junge Herr hat lange auf sich warten lassen! Wird willkommen sein,“ fügte sie hinzu, und bald trat der längst Erwartete in das Zimmer.

Mit der gewandten Manier des Weltmannes wußte der junge Graf sein langes Zögern der schuldigen Besuche in der Nachbarschaft zu entschuldigen, wozu die Geschäfte der eben erst übernommenen Erbschaft einen glaubwürdigen Grund darboten, und mit gefälliger Nachsicht und Freundlichkeit schien die Gräfin seinen Worten Glauben zu schenken. Mit aufrichtiger Betrübniß beklagte sie den Tod des verstorbenen Grafen, der ihr immer ein lieber Nachbar, ein treuer Freund und Rathgeber gewesen sei. „Es wird mir recht schwer, mich davon zu entwöhnen, bei jeder Veranlassung, wo ich Rath und Hilfe bedarf, nicht sogleich nach Wartenberg hinüber zu schicken, wie ich gewohnt war es zu thun, fügte sie hinzu, und den eignen Kräften, der eignen Einsicht nicht trauend, lasse ich jetzt oft die Zeit zum Handeln vorübergehen, und diese Zaghaftigkeit, dieser Mangel an Ent-

schluß und Selbstvertrauen hat mir schon manche Unannehmlichkeit, manchen Verlust zugezogen!"

Der Graf beeilte sich der Nachbarin seine Dienste anzubieten in Allem, wo sie Rath und thätigen Beistand bedürfe. „Wenn gleich ich wohl fühle, daß ich die Stelle des gereiften welterfahrnen Mannes nicht ersetzen kann," fuhr er fort, „so stehe ich doch mit Allem, was ich vermag, Ihnen, gnädige Gräfin, gern und zu jeder Stunde zu Diensten."

Die Gräfin dankte mit herzlichen Worten und versprach das Erbieten des jungen Besitzers von Wartenberg in vorkommenden Fällen gewiß anzunehmen. „Meine Geschäfte sind geordnet, Dank den Bemühungen Ihres Oheims, Herr Graf, meine Söhne dienen in der Armee, und auch sein Liebling, meine kleine Alma, wird nun bald und für immer in die Arme der Mutter zurückkehren, und so ist es nur die Bewirthschaftung meiner Güter, die mir zuweilen einige Verlegenheit bereitet.

Graf Wartenberg versprach diese auf das genauste zu überwachen, und suchte dann die Un-

terredung wieder auf die junge Gräfin zu lenken, die seiner Meinung nach wahrscheinlich den Carneval in der Residenz bei einer Verwandten zugebracht habe und nun mit der beginnenden schönen Jahreszeit nach Schloß Linden zurückkehren werde.

„Man sieht, wie wenig Interesse Ihre Nachbarn Ihnen bis jetzt eingeflößt haben," sagte lächelnd die Gräfin, „da Sie deren Familienverhältnisse so gar nicht kennen! Meine Tochter ist fast noch ein Kind, die auf den Rath Ihres verstorbenen Onkels fern von mir in klösterlicher Einsamkeit erzogen wurde, die ich aber jetzt, wo sie ihr fünfzehntes Jahr erreicht hat, zurück in mein Haus nehmen werde, denn wenn auch Fremde ihren Geist und ihre Talente ausbilden können, die Ausbildung des Herzens der Tochter muß der Mutter bleiben!"

„Und wenn wird Gräfin Alma zurückkehren in die Arme der trefflichen Mutter?" fragte gespannt der Graf.

„Der Zeitpunkt ist noch nicht genau bestimmt," erwiderte die Gräfin, „allein da sie eben zum Be-

such bei mir ist, so ist es recht, daß auch sie den Neffen und Erben des von ihr so hoch verehrten Grafen Wartenberg kennen lerne!"

Sie schellte. „Gräfin Alma!" rief sie dem eintretenden Diener zu, und fuhr dann fort mit dem Grafen über gleichgültige Gegenstände zu sprechen. Allein Graf Adolph gab zerstreute Antworten und schien die Rede der Gräfin kaum zu beachten, während sein Auge mit gespannter Aufmerksamkeit der Thür zugewendet war. Gräfin Linden sah schnell die sichtliche Zerstreuung des jungen Mannes, und ein zufriedenes Lächeln glitt über ihr feines Gesicht, doch fuhr sie fort zu sprechen und schien die Ungeduld des Grafen nicht zu bemerken.

Endlich öffnete sich die Thür, und in fast klösterlicher Einfachheit trat Gräfin Alma ein. Ein um den feinen Hals eng anschließendes graues Gewand umgab die schlanke, für ihre Jahre ungewöhnlich hohe Gestalt, und das reiche blonde Haar fiel in natürlichen Locken auf die feinen abgerundeten Schultern herab. Gesenkten Blicks trat sie ins Zimmer, an dessen Schwelle sie eine

diese nonnenhafte Verbeugung machte, ohne auch nur einen Augenblick die breiten Augenlider zu erheben, deren lange dunkle Wimpern einen Schatten auf die etwas bleichen Wangen warfen.

„Graf Adolph von Wartenberg, meine Alma," sagte in mildem Ton die Gräfin, gleichsam als fürchtete sie das zarte Wesen zu erschrecken, „der Neffe und Erbe unseres verehrten dahin geschiedenen Freundes und jetzt unser Nachbar!" Alma verneigte sich abermals ohne jedoch die schmalen, wie ein Purpurstreifen glänzenden Lippen zu öffnen.

„Mein Onkel war Ihnen und Ihrer verehrten Mutter werth, mein Fräulein," sagte der Graf mit anscheinend bewegtem Ton, „möchte ich mir schmeicheln dürfen, daß ein kleiner Theil dieser Freundschaft auch auf seinen Neffen übergehen werde."

Bei dem Ton dieser wohlklingenden Stimme erhob die junge Gräfin wie unwillkührlich die gesenkten Lider, und unter dem durchsichtigen Schleier der langen Wimpern leuchtete dem Grafen der tiefblaue Stern eines schwärmerischen, doch

jugendlich heiterblickenden Auges entgegen, welches neugierig den Ankömmling zu betrachten schien. Aber schnell senkte Alma wieder den Blick, indem ein leichtes Roth über die Wangen flog, und sagte wehmüthig: „Wir haben Graf Wartenberg lange gekannt, und ich habe ihn sehr lieb gehabt.“

„Ich fühle den Verweis, gnädige Gräfin,“ sagte Graf Adolph, „doch hoffe auch ich Ihnen näher bekannt zu werden, und nur auf dieser Voraussetzung konnte mein voreilig ausgesproche- ner Wunsch beruhen!“

„Ich verstehe Sie nicht, Graf Wartenberg,“ sagte die junge Gräfin, indem sie verwundert aufblickte, „habe ich etwas Unstatthaftes gesagt, so entschuldigen Sie!“

„Graf Wartenberg scherzt, mein Kind,“ sagte schnell die Gräfin, indem sie zugleich der Tochter einen Auftrag ertheilte, der sie auf längere Zeit aus dem Zimmer entfernen mußte.

Alma stand auf, verneigte sich tief und ver- ließ schweigend das Zimmer.

„Sie müssen Nachsicht mit dem Kinde haben,“ sagte die Gräfin dann gegen Graf Wartenberg

gewendet, „sie kennt die Sitten und Gebräuche der Welt noch gar nicht, und ihre große Schüchternheit trägt noch dazu bei, sie im unvortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Bei näherer Bekanntschaft wird diese zu große Befangenheit schwinden!“

Der Graf sagte Alles, was bei solcher Gelegenheit das Leben in der großen Welt die lehrt, welche von Jugend auf in ihren Kreisen sich bewegt haben, und empfahl sich dann, nachdem er noch die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Besuch bald wiederholen zu dürfen.

In Wartenberg erwartete ihn an der Schwelle des Hauses mit allen Zeichen der lebhaftesten Neugier der alte Joseph und folgte dem rasch Voraneilenden in sein Zimmer, wo er ihm nach gewohnter Weise beim Auskleiden zur Hand ging.

„Nun, und wie haben der Herr Graf die gnädige Comtesse gefunden?“ fragte er endlich, als sein junger Gebieter in hartnäckigem Schweigen verharrte.

„Es ist ein hochaufgeschossenes Kind, die

einen Mann nehmen wird, wie man ein neues Kleid oder irgend eine Tändelei nimmt."

„Aber Gräfin Alma wird als sehr schön gepriesen?"

„Das ist Geschmackssache, guter Joseph, ich für meinen Theil liebe diese zarten blonden Schönheiten mit den schwärmerischen, nichtssagenden, blauen Augen nun einmal nicht!"

„Dann werden der Herr Graf also noch weiter ausschauen müssen, und doch drängt die Zeit!"

„Darum werde ich nicht weiter ausschauen, und mein Glück bei der kleinen Comtesse versuchen, die sich wohl eben so gut wird ehelichen lassen, wie eine Andere, da jede mir gleichgültig ist und es nur darauf ankommt die Erbschaft zu retten!"

Joseph Treumund hatte von seiner frühesten Jugend an in dem Dienst der Grafen von Wartenberg gestanden. Vom Stiefelputzer der übrigen gräflichen Bedienten, durch seine Gewandheit, Treue und Brauchbarkeit, bis zu dem nicht unwichtigen Posten eines Kammerdieners des letztverstorbenen Grafen gestiegen, besaß er dessen ganzes Vertrauen, was er durch seine strenge

Rechtlichkeit und seine grenzenlose Ergebenheit für die Wartenberg'sche Familie rechtfertigte. Schon in ihrer Kindheit hatten die beiden Neffen des Grafen, Graf Anselm Eichhorst, und Graf Adolph Wartenberg, oft in ihren kleinen Verlegenheiten ihre Zuflucht zu dem alten Joseph genommen, der beide herzlich liebte und ihnen durch seine Vermittelung bald eine Strafpredigt ersparte, bald einen Lieblingswunsch in Erfüllung brachte. Als die jungen Leute heranwuchsen, war es besonders Graf Adolph, der öfter die Vermittelung des vertrauten Dieners in Anspruch nahm, und geschickt wußte Joseph dann entweder den Zorn des alten Herrn über die leichtsinnigen Streiche des Neffen zu beschwichtigen, oder diesem seinen Liebling die gewünschte Unterstützung, und was sonst der begehrliche Sinn des jungen Mannes verlangte, zu verschaffen, und Graf Adolph war dafür dem alten treuen Diener von Herzen zugethan.

Auch Graf Anselm, der Schwestersohn des alten Grafen, liebte den guten Joseph, der seine Kindheit gepflegt hatte, wenn gleich er seine Für-

sprache weit weniger in Anspruch nahm als sein Vetter. Früh zur Wittwe geworden, hatte Gräfin Eichhorst die Erziehung ihres einzigen Sohnes gern dem kinderlosen Bruder anvertraut, im Stillen hoffend, daß einst ihr geliebter Anselm der alleinige Erbe des reichen Onkels werden möchte. Allein, wenn gleich der alte Graf die Vorzüge seines Schwestersohnes anerkannte, wenn gleich er einsah, wie weit in jeder Hinsicht Graf Anselm über den leichtsinnigen flatterhaften Adolph stand, so waren doch in dem alten Herren manche Vorurtheile so tief gewurzelt, daß selbst die eigne Ueberzeugung des Bessern sie nicht auszurotten vermochte. Der Glanz seines Namens, das Fortbestehen seines Hauses, ging ihm über Alles und so wurde Adolph von Wartenberg der Sohn seines Vetters, zum Erben bestimmt. Zuweilen hatte Gräfin Eichhorst zwar wohl gewagt, darauf hinzudeuten, daß der Name Wartenberg ja zu dem Familiennamen ihres Sohnes hinzugefügt werden könne, allein finster erwiderte dann stets der alte Graf: der Name Wartenberg darf keinen anderen Namen nachstehen, und schlecht würde es jedem

Ohr klingen, wenn es hieße: Graf Eichhorst genannt von Wartenberg!

Um aber Anselm, den er zärtlich liebte, für den Verlust der Erbschaft so viel wie möglich zu entschädigen, ließ er beiden Jünglingen eine ganz gleiche Erziehung geben, und bestimmte dem Neffen ein nicht unbedeutendes Capital, welches er gewiß noch vergrößert haben würde, wenn nicht der Glanz seines alten Namens ihm noch höher gestanden hätte als die Liebe zu dem Neffen. Als aber die jungen Leute heran wuchsen und bei Graf Adolph sich immer mehr und mehr eine gewisse Sorglosigkeit, ein vorherrschender Leichtsinn und eine große Genußsucht aussprach, da war es wieder die Sorge für den Glanz seines Namens, für das Fortbestehen desselben, welche ihn bestimmte seinem Testamente noch nachträglich die Verordnung hinzuzufügen, die jetzt den leichtsinnigen Erben so unangenehm aus seinen goldnen Träumen von Ueberfluß und ungebundner Freiheit weckte.

Dem alten Joseph hatte der verstorbene Graf oft den Wunsch ausgesprochen, daß einst Gräfin

Alma von Linden als Herrin in seinem Hause walten möge, und so hatte der treue Diener mit dem eignen Wunsch zugleich den Willen des Herrn in Einklang zu bringen gewußt, als er von allen in der Nachbarschaft wohnenden Familien, wo heirathsfähige Töchter waren, nur Gräfin Linden genannt hatte.

Von der Zeit gedrängt, that Graf Adolph Alles, um in möglicher Kürze eine Annäherung, eine Art nachbarlicher Freundschaft mit der Familie der Gräfin Linden herbei zu führen. Die versprochene Beaufsichtigung ihrer Güter mußte den Vorwand bieten, und so wenig der junge Graf auch von der Landwirthschaft verstand, so sehr ihn auch die Beschäftigung damit langweilte, so ließ er sich doch von dem Beamten der Gräfin überall herum führen und hörte die Vorschläge zu Verbesserungen, die dieser ihm machte, geduldig mit an, um sie dann später, als von ihm selbst ausgehend, der Gräfin vortragen zu können.

Mit großer Aufmerksamkeit und vollkommner Beistimmung hörte die Gräfin dem jungen Nachbar zu und lobte seine, in diesem Fach sie wirk-

lich überraschenden Kenntnisse, und wenn es ihm auch manchmal geschah, daß er die Jahreszeiten verwechselte und die Sommerfrüchte im Herbst gesäet haben wollte, so glitt sie leicht darüber hin, oder wußte es als ein Mißverständniß zu entschuldigen, welches sie mit großer Gewandheit wieder gut zu machen verstand.

Auch Alma gewöhnte sich schnell an den Umgang des heitern jungen Mannes, und ihre Schüchternheit schwand mehr und mehr. Bald bewegte sie sich ihm gegenüber ganz frei und entfaltete ungehindert die ihr angeborne Liebenswürdigkeit, und Graf Adolph mußte sich gestehen, daß der Zufall, denn als solchen nahm er das Ganze, ihn durch diese Bekanntschaft sehr begünstigt habe.

„Joseph," sagte er oft, wenn er Abends von Linden zurück kehrte, „ich glaube, ich werde mich an dieses Kind gewöhnen, werde es vielleicht sogar lieb gewinnen."

„Ich glaube es wohl," lächelte der alte Diener, „Comtesse Alma ist schön und jung."

„Ihre Schönheit zieht mich nicht an, das habe

ich Dir schon einmal gesagt, ich liebe nur pikante Gesichter, aber sie hat eine angenehme Heiterkeit und manchmal sogar Funken von Witz und Geist. Wenn das Leben in der großen Welt diese Funken erst mehr angefacht hat, so hoffe ich, wird sie mir keine Unehre bereiten und eine ganz erträgliche Frau werden."

„Eine ganz erträgliche Frau?" fragte verwundert Joseph, „der Herr Graf verlangen aber wirklich sehr viel von Dero Zukünftigen!"

„Ach Joseph, das verstehst Du nicht," rief der Graf, indem er den seidnen bequemen Schlafrock umhing und sich lachend ins Sopha warf, „jetzt ist Alles auf den Effect berechnet, und nur was glänzt hat Werth! Früher mochte es genügen, wenn eine Frau mit gesundem Menschenverstand und einigen Kenntnissen begabt war, wenn sie gewissenhaft und ordentlich ihrem Hauswesen vorstand und ihre Kinder erzog, ich erinnere mich wenigstens in meiner Kindheit das Lob dieser Frauen gehört zu haben, allein welche Rolle würde jetzt eine solche Frau in der Welt spielen! Ich würde außer mir sein, wenn es einst hieße:

Gräfin Wartenberg besorgt selbst ihr Hauswesen, man hat sie in der Küche gesehen! Gewiß ich verließe sogleich die Stadt, wo ein solches Ridicüle mich getroffen hätte."

„Da muß die Welt sich also sehr zum Argen hinneigen," sagte ernst Joseph.

„Nach Deiner Ansicht, Alter," rief lebhaft der Graf, „nach unsrer nicht! Wenn Du sie nur sehen könntest die reizenden Frauen der Jetztzeit, wie sie in rührender Abspannung auf ihren Chaises longues ruhen, ein Buch in der schmalen Hand, in das sie aber nur von Zeit zu Zeit den etwas verschleierten Blick werfen. Ein leichtes Morgengewand umhüllt in duftigen Falten den schlanken Leib, während das goldgestickte Pantöffelchen den kleinen, nur auf Teppichen zu gehen gewohnten Fuß umschließt."

„Und in dieser Toilette nehmen die Damen Besuche an?" fragte mit der Miene des höchsten Erstaunens der alte Diener.

„Ei, freilich, Du alter Träumer, und warum denn nicht? Die Zeiten, wo die Frauen nur in voller Parade, im Stoffkleide und panzerähn-

lichem Corset, in steifer aufrechter Stellung auf einem schmalen Stuhle sitzend, Herrenbesuch annehmen durften, sind, Gott sei Dank, vorüber. Von Blumen umduftet, im Dämmerlicht der herabgelassenen rosafarbigen Vorhänge, in der reizendsten, malerischsten Stellung empfängt jetzt die Lionne ihre Bewunderer, und zum guten Ton gehört es, daß in diesen Stunden der Eheherr das Cabinet seiner Gattin nie betritt!"

„Da dächte ich aber, müßte die Unterhaltung etwas langweilig werden; wovon spricht man denn mit solchen Damen?"

„O, Du alter Thor, als wenn die schönen Frauen nicht über Alles zu sprechen wüßten! Wie begeistert sind sie nicht für Kunst und Wissenschaft, für Literatur und Politik?"

„Für Politik?" fragte lächelnd Joseph.

„Und warum nicht? Unsere Frauen sprechen über Staatsangelegenheiten wie der erste Diplomat, und gewiß ist der Gedanke zu manchem Staatsstreich oft in solchem dämmernden duftenden Boudoir entstanden! Das weiche Herz der Frau umschließt das ganze Menschengeschlecht in

seiner Liebe und ihr beweglicher Geist umfaßt die Verhältnisse aller Staaten und Länder!"

„Nun, man sagt ja, unser Herrgott gibt es den Seinen im Schlaf," lächelte Joseph, „doch fürchte ich fast, daß Comtesse Alma nicht zu diesen geistig erregten Damen passen wird, denn die Frau Gräfin Linden ist eine vernünftige Dame und wird ihrer Comtesse Tochter eine solide Erziehung gegeben haben!"

„Alma ist jung, sie wird gelehrig sein. Wenn sie sieht, daß man nur auf diese Art Effect in der Welt machen kann, so wird die Eitelkeit sie anspornen, ihren schönen Vorbildern ähnlich zu werden. Wie reizend sind diese himmlischen Frauen, wenn sie vom Weltschmerz gebeugt, bleich und hinsterbend in ihren Kissen ruhen, oder, von hoher Begeisterung beseelt, für die Rechte ihrer Mitmenschen sprechen, wie sprüht dann das sonst so schmachtende Auge Funken, wie röthet sich die Wange und wie steigert sich der Ton der schwachen Stimme zu einem Klang, zu einem Affect, den nur der höchste Enthusiasmus bei diesen ätherischen Wesen hervorrufen kann!"

„Aber würden denn diese schönen begeisterten Damen auch willig ihre Reichthümer, ihre Vorrechte opfern, um ihren leidenden Mitmenschen zu helfen?“

„Thor,“ lachte der Graf, „davon ist ja nicht die Rede, nur der Enthusiasmus ist schön; wer denkt denn an die That!“

Graf Adolph ward nun ein täglicher Gast auf Schloß Linden, und die Gräfin sah bald mit Gewißheit in ihm den künftigen Schwiegersohn. Zwar war Manches in dem Wesen des jungen Mannes, was ihr mißfiel; zwar schien ihr seine Bildung nur oberflächlich und sein Gemüth aller Tiefe zu entbehren, allein sein Herz war gut oder schien es doch zu sein; er war reich, vornehm, von hübschem Aeußern, sein Leichtsinn war nur Fehler seiner großen Jugend, mit den Jahren würde, ja müßte er schwinden. Alma war keine glänzende Schönheit, dabei fast ohne Vermögen, da die Güter den Brüdern zufielen, und ihr nichts blieb, als die den Schwestern der Lehnserben bestimmte gewöhnlich sehr karge Mitgift. Die Brü-

der konnten nichts für die Schwester thun, da sie selbst auf reiche Heirathen rechnen mußten, wollten sie die mit Schulden belasteten Güter der Familie erhalten. Bei solchen Verhältnissen konnte man den Bewerbungen des reichen Erben kein Hinderniß in den Weg legen, und selbst die große Jugend der jungen Gräfin durfte nicht berücksichtigt werden. Aber ihr geliebtes Kind gegen dessen Wunsch zu einer Heirath zu überreden, dazu fühlte Gräfin Linden doch den Muth nicht in sich, und so nahm sie sich denn vor, bei der ersten Gelegenheit Almas Gesinnungen zu erforschen, ohne dabei ihr mütterliches Ansehen auf irgend eine Weise geltend zu machen, und nach dem Ergebniß dieser Unterredung sollte dann ihr Benehmen gegen Graf Wartenberg geregelt werden.

Unter allerlei Vorwand hatte die Gräfin bisher Almas Rückkehr in das Kloster verschoben, und so sehr die junge Gräfin sich auch erst auf das Wiedersehen ihrer jungen Gespielinnen gefreut hatte, so schien doch jetzt der Aufenthalt auf Schloß Linden und die Nähe der geliebten Mutter ihr weit wünschenswerther, und sie sprach nur

selten und auch dann nur mit einer Art Furcht von ihrer Abreise, was der klugen Mutter ein für ihre Wünsche günstiges Zeichen schien.

„Du hast mir Dein Urtheil über Graf Wartenberg noch gar nicht gesagt, liebe Tochter," hob die Gräfin eines Abends an, als beide Frauen unter den hohen Linden vor dem Portal des Schlosses saßen, und Alma den Hufschlägen des davon eilenden Pferdes des Grafen zu lauschen schien, „wie gefällt er Dir denn?"

„Mein Urtheil? liebe Mama," sagte die junge Gräfin, wie aus einem süßen Traum aufschreckend. „Unsere Erzieherin sagte: Kinder haben noch kein Urtheil und dürfen es auch nicht haben."

„Du weißt, daß ich diese Ansicht Deiner sonst trefflichen Erzieherin nicht theile," erwiderte lächelnd die Gräfin, „auch bist Du jetzt kein Kind mehr. Um aber Deine Scrupel zu beschwichtigen, will ich kein eigentliches Urtheil verlangen, sondern ganz einfach fragen: wie gefällt Dir Graf Wartenberg?"

„Wie er mir gefällt? liebe Mama," fragte hoch erröthend das junge Mädchen, „nun, wenn

Du mir erlaubst, frei zu sagen, was ich denke, er gefällt mir gut, sehr gut, er ist hübsch und weiß die Zeit so zu verkürzen, daß ich oft glaube, seit seiner Ankunft sei kaum eine halbe Stunde verflossen, wenn der hereindämmernde Abend ihn schon wieder zum Aufbruch mahnt."

„Ei, meine Alma ist ja eine sehr beredte Lobrednerin des jungen Grafen," sagte lächelnd, aber nicht ohne innere Befriedigung die Gräfin.

„Du hast mir erlaubt, wahr und aufrichtig zu sein, Mama," erwiderte unbefangen Alma, „und ich habe gesagt, was ich denke."

„Und wenn nun der Graf sich um Deine Hand bewürbe, was dürfte ich ihm antworten?"

Das junge Mädchen sah verwundert von der Arbeit auf, mit welcher sie sich während dieses Gesprächs emsig beschäftigt hatte, und blickte lange fragend die Mutter an.

„Du scherzest wohl, Mama," rief sie dann, „Du hast mir oft gesagt, ich sei ein armes Mädchen und — ich sei nicht schön."

„Graf Wartenberg bedarf der Reichthümer nicht, mein Kind," sagte gerührt die Matrone,

„und Du hast Dich in den letzten Jahren so sehr zu Deinem Vortheil verändert, daß Du, ohne gerade schön zu sein, doch den Vergleich mit andern jungen Mädchen nicht zu scheuen brauchst. Darum sage mir, was ich auf den Antrag des Grafen zu antworten habe, wenn, wie ich kaum bezweifeln kann, die Unterredung, um die er mich auf morgen gebeten hat, diesen Zweck haben sollte."

Alma war zur Purpurrose erglüht, und ihre großen blauen Augen leuchteten durch den Thau süßer Thränen, wie feuchte Vergißmeinnicht. Sie sprang von ihrem Sessel, kniete vor ihre Mutter nieder, und indem sie ihre Hände mit Küssen bedeckte, rief sie lebhaft: „dann wirst Du für mich entscheiden, denn nur das, was Du willst, werde ich thun."

Gerührt schloß die Gräfin die Tochter an ihr Herz, doch fügte sie nach einer Pause sehr weich hinzu: „nicht so, mein theures Kind, nicht ich darf in der wichtigsten Angelegenheit Deines Lebens entscheiden, das kann nur das eigne Herz! Liebst Du den Grafen nicht und glaubst ihn nie

lieben zu können, so soll kein irdischer Vortheil mich bewegen, Dein Glück zum Opfer zu bringen, denn nicht Rang und Reichthum allein macht glücklich, auch das Herz verlangt seine Rechte, und das Verkennen, das Mißachten dieser Rechte bringt oft späte, schwere Reue. Darum prüfe Dich, mein Kind, bevor Du einen Entschluß fassest, berathe Dich mit Gott und Deinem eignen Herzen und dann entscheide!"

Wie Gräfin Linden es erwartet hatte, warb Graf Adolph am andern Tag förmlich um Almas Hand und zwar mit solchem Eifer, daß ihm die kurze Bedenkzeit von acht Tagen, welche die Gräfin sich ausbat, eine Ewigkeit bedünken wollte.

Nach Ablauf dieser kurzen Frist erklärte Alma der besorgten Mutter mit heiterm Muthe, daß sie entschlossen sei, dem Grafen ihre Hand zu reichen. „Ich weiß freilich noch so eigentlich nicht, was Liebe ist," fügte sie unter Thränen lächelnd hinzu, „allein ich habe die Ueberzeugung, daß ich den Grafen liebe, denn nach Dir ist er mir das Liebste auf dieser Welt!"

Als der Herbstwind über die Felder von Schloß Linden dahinstreifte, war Alma Gräfin Wartenberg, und mit innerer Zufriedenheit sah die Gräfin Mutter das Schicksal der Tochter, wie sie wähnte, auf immer gesichert.

Mit der ganzen Liebesfähigkeit ihres frischen, jugendlichen Herzens schloß die junge Frau sich dem Gatten ihrer Wahl an, in welchem sie zugleich ihren Freund und Beschützer sah, und auch Graf Adolph fühlte sich glücklich im Besitze des jugendlich schönen Wesens, was alle Blüthen des Herzens und des Geistes im Strahl seiner Liebe zu erschließen schien.

Schon hoffte Joseph, seinen Lieblingswunsch, daß der junge Graf, gleich seinem Onkel, seinen Wohnsitz für immer in Wartenberg aufschlagen würde, in Erfüllung gehen zu sehen, als ihm eines Morgens ganz unerwartet der Befehl ward, Alles zur Abreise nach Wien vorbereiten zu lassen.

„Ich dachte, der Herr Graf würden den Winter in Wartenberg verbleiben," stotterte er endlich nach einer verlegenen Pause.

„Wo denkst Du hin! Der Carneval beginnt

und ich muß doch meine hübsche junge Frau in der Welt aufführen. Auch ist es nöthig, daß Alma ihre Studien so zeitig als möglich beginnt, soll sie zu einer vollkommnen Weltdame herangebildet werden."

„Ich hätte gedacht, daß Ihro Gnaden, die Frau Gräfin, es vorziehen würden, hier in der Nähe ihrer erlauchten Frau Mutter zu verbleiben?"

„Möglich," sagte etwas verstimmt über die vielen Einwände der Graf, „aber ich ziehe es vor, nach Wien zu gehen, und Alma hat, Gott sei Dank, mir gegenüber keinen Willen!"

Joseph schwieg, um seinen jungen Gebieter nicht noch mehr zu erzürnen, und traf mit schwerem Herzen alle Vorkehrungen zur Abreise. Eine Beruhigung gewährte es ihm, als am Nachmittag der Graf ihm sagte, er müsse sich entschließen, Wartenberg ebenfalls für die nächsten Monate zu verlassen, da Alma wünsche, den alten treuen Diener seines Hauses auch in Wien um sich zu haben. Joseph hatte die junge Frau herzlich lieb gewonnen, und dieser Beweis von Anhänglichkeit

und Vertrauen schmeichelte seiner Eitelkeit. Daß die alte Gräfin es war, die der Tochter den Gedanken eingegeben hatte, den Vertrauten des verstorbenen Grafen an sich zu fesseln, um durch ihn sich selbst eine Stütze, sowie der besorgten Mutter einen Berichterstatter zu erwerben, das wußte und ahnete er nicht, und selbst wenn dieser Gedanke ihm gekommen wäre, so würde er das wohlthuende Gefühl seiner Wichtigkeit nur noch erhöht und ihn zu noch größrer Ergebenheit für die junge Gebieterin angespornt haben, für deren Glück und Zufriedenheit zu sorgen ihm gleichsam eine Pflicht schien.

Alma schied mit heißen Thränen von der stillen Heimath, von der geliebten Mutter, allein ihr junger lebenslustiger Gatte hatte ihr das Leben in der Residenz mit so glänzenden Farben gemalt, hatte Alles so anziehend geschildert, daß ihre Neugierde aufs Lebhafteste erregt war und sie sich ganz ungewöhnliche, nie gekannte Freuden versprach.

Schon mehrere Wochen vor dem Beginnen des Carnevals langte Graf Wartenberg mit seiner

jungen Gattin in Wien an. „Alma muß Zeit haben, um sich in diese neue, ihr durchaus unbekannte Lebensweise zu finden," sagte er, um vor sich selbst seine schnelle Abreise zu entschuldigen, „sie muß die klösterliche Blödigkeit ablegen, soll ich mich meiner Wahl wirklich erfreuen. Es wird ihr dies leichter werden, wenn sie zuerst nur in den kleinern Cirkeln meiner nähern Bekannten auftritt, wo man Nachsicht mit ihrer jugendlichen Unerfahrenheit haben wird, und wo sie nach und nach jene Eleganz, jenes leichte ungezwungene Benehmen sich aneignen kann, welches die Weltfrauen so vortheilhaft vor den übrigen ihres Geschlechts auszeichnet."

Auch seiner Schwiegermutter gab er diese Gründe als Ursache seiner Handlungsweise an, und die Gräfin schien ihm beizustimmen. In Wahrheit war es aber die ihn so leicht und so oft verfolgende Langeweile, welche ihn auch jetzt trieb, einen Wechsel der Gegenstände zu suchen. Aller gründlichen, wissenschaftlichen Bildung entbehrend, suchte und fand Graf Adolph nur in dem, was von Außen auf ihn einwirkte, Zerstreuung

und Vergnügen. Schon nach den ersten Wochen seiner Verheirathung war ihm daher das Leben in Wartenberg bald unerträglich erschienen. Die Freuden der Jagd hatte er bis zum Ueberdruß und zur gänzlichen Ermüdung genossen, und die immer länger werdenden Abende flößten ihm ein wahrhaftes Entsetzen ein. Die Besuche in der Nachbarschaft gewährten auch nur wenig Zerstreuung, die Söhne waren entweder bei der Armee, oder standen sonst im Staatsdienst, und die alten Herren, die eine lange Reihe von Jahren fast nur auf ihren Gütern gelebt hatten, waren keine Gesellschafter für den jungen flatterhaften Grafen, der ebenso wenig Interesse an ihrer Unterhaltung fand, als sie die seinige begriffen oder angenehm fanden. Den mitunter recht hübschen Töchtern dieser alten Herren den Hof zu machen, würde dem jungen Ehemanne schlecht angestanden haben, und Graf Adolph hatte Welt- und Menschenkenntniß genug, um sich nicht zu sagen, daß er dadurch seinen Ruf gefährten und bei den alten Herren und Damen auf eine nimmer wieder gut zu machende Weise

anstoßen würde, und so blieb denn nichts übrig, als so bald als möglich allen diesen Unannehmlichkeiten zu enteilen und in dem fröhlichen lebenslustigen Wien die gewohnten Freuden aufzusuchen. Aber seine junge Frau? Nun, die war ja nur eben nichts als seine junge Frau! Graf Adolph liebte Alma nicht, und wenn ihr kindlich heiterer Sinn, ihre frohe neckende Laune ihn auch erst angezogen hatte und ihn selbst glauben ließ, daß eine lebhaftere Neigung Raum in seinem Herzen finden würde, so ließ doch der ungestörte Besitz dieses flüchtige vorübergehende Gefühl nur zu bald erkalten.

Alma liebte ihren jungen Gatten, allein in klösterlicher Einsamkeit und Zucht erzogen, wurde sie von einer tiefen heiligen Scham abgehalten, diese Liebe in ihrem ganzen Umfange zu zeigen, und schüchtern entzog sie sich oft seinen Liebkosungen und eilte, ihr erröthendes Antlitz in ihre Hände verbergend, aus dem Zimmer, wenn gleich ihr Herz sie trieb, sich in seine Arme zu werfen und an seinem Halse das Bekenntniß ihrer Liebe zu stammeln.

„Alma ist kalt," sagte sich dann der junge Mann mit einem Anflug von Mißmuth, „doch so sind sie alle diese zarten blonden Schönheiten! Nur unter den schwarzen Locken schlägt das Herz in heißen Schlägen, und nur der Blick des braunen Auges hat jenes belebende Feuer, was sich mittheilt und zur Gluth entzündet!"

Mit freudiger Ueberraschung blickte Alma neugierig umher, als ihr Wagen in die prächtige Kaiserstadt einfuhr. Sie hatte nie große Städte gesehen, und das elterliche Schloß und die Gebäude ihres Klosters waren sonst für sie der Inbegriff alles Schönen und Großen gewesen. Hier reihten sich nun vor ihrem erstaunten Blicke Paläste an Paläste, und als endlich der Postillon vor einem großen Hause in der Herrengasse anhielt, glaubte sie, daß es eine fürstliche Wohnung sei, und fragte erstaunt, zu ihrem Gatten gewendet: „warum man hier anhalte?"

„Wir sind vor unserem Hause," sagte lächelnd der Graf, den das Erstaunen der jungen Frau belustigte, „und ich hoffe, Du wirst mit der innern Einrichtung zufrieden sein." Mit diesen Worten

sprang er aus dem Wagen und bot Alma galant die Hand, um sie in ihre neue Wohnung einzuführen.

Eine zahlreiche Dienerschaft in goldbesetzten Livreen empfing das junge Paar am Eingange des prächtigen Palais, und Almas Herz zog sich in ängstlicher Befangenheit zusammen, als der Graf sie durch eine lange Reihe von reich mit Gold und seidnen Tapeten decorirten Gemächern führte, wo alle Tische mit einer Menge kostbarer Nippssachen beladen waren. Im Schloß Wartenberg, wo nach dem Willen des Verstorbenen in einer Reihe von Jahren nichts verändert werden durfte, herrschte eine solide, wenn auch etwas altväterische Pracht, die allen solchen überflüssigen Tand von selbst ausschloß, und Gräfin Linden hatten ihre beschränkten Vermögensumstände, sowie der eigne Geschmack nicht erlaubt, den Thorheiten der Mode zu huldigen. Auf Schloß Linden fand man eine anständige Eleganz, doch war vorzugsweise das Bequeme berücksichtigt, aber auch nur, was zu diesen beiden nöthig war, fand sich in den hohen luftigen Räumen des alterthüm-

lichen Schlosses, dessen schönster Schmuck zu allen Jahreszeiten ein prächtiger Blumenflor war, der das Auge des Beschauers angenehm anzog und ihm den Mangel der sonst üblichen Pracht vergessen ließ.

Hier nun in diesen von Gold, Seide und Krystall strahlenden Zimmern vermißte Alma die gemüthliche Einfachheit des elterlichen Hauses, sowie die würdevolle Pracht von Schloß Wartenberg, und mit dem Gefühl innerer Befangenheit durchschritt sie an des Gatten Hand die weitläufigen Zimmer und Säle.

„Das sind Deine Empfangszimmer, Alma," sagte der Graf mit vergnügter Miene, indem er forschend umherblickte, ob auch seine Befehle alle pünktlich ausgeführt worden.

„Meine Empfangszimmer?" fragte verwundert die junge Frau. „Aber wo wirst Du denn wohnen?"

„Meine Zimmer sind im zweiten Stock."

„Im zweiten Stock?"

Der Graf lächelte. „Ja, liebes Kind, in der

Residenz kann man sich nicht mit so engen Räumlichkeiten behelfen, wie auf dem Lande."

„Engen Räumlichkeiten?" fragte abermals mit unverholnem Erstaunen Alma, „ich weiß kaum, durch wie viel Zimmer wir schon gekommen sind!"

„Laß das meine Sorge sein," sagte gereizt der Graf, und Alma, welche schon einige Mal Gelegenheit gehabt hatte, das leicht zum Zorn geneigte Wesen ihres Mannes zu beobachten, schwieg erschrocken, und stumm schritten sie noch durch einige mit eben solcher verschwenderischen Pracht möblirte Räume.

Endlich öffnete der durch Alles, was ihn umgab, wieder heiter gestimmte Graf eine letzte Thür; sie traten in ein geräumiges achteckiges Zimmer, und ein frohes Ah! entschlüpfte den Lippen der jungen Frau. Zwischen den hohen hellen Fenstern vom reinsten Spiegelglase blühten auf zierlichen Etagèren die seltensten Blumen, während große breite in Goldrahmen eingefaßte Spiegel die Wände über den rothseidnen schwellenden Divans einnahmen. Rechts vom Eingange

stand, ein von dem berühmtesten Meister Wiens gefertigter Flügel, in dessen Biegung eine Erard'sche Harfe ihre graziöse Form zeigte, während links aus gothisch geformten Bücherschränken die Werke der berühmtesten einheimischen und fremden Dichter ihren reich vergoldeten Einband sehen ließen.

Alma stand einen Augenblick sprachlos still, Alles, was sie in den anderen Prunkgemächern schmerzlich vermißt hatte, bot sich ihrem überraschten Auge hier dar, und neugierig wandte sie den Blick nach allen Seiten, um das Ganze so recht in sich aufzunehmen.

„Dies ist Dein Studierzimmer, Alma," sagte freundlich der Graf, „woran Dein Ankleide- und Dein Schlaf-Zimmer stößt." Die junge Frau warf sich in seine Arme. „Wie gut Du bist," rief sie von Dankgefühl durchdrungen, „wie Du an Alles gedacht hast, was mir Freude machen kann! Ich fürchtete schon, ich würde nie in diesen großen glänzenden Räumen heimisch werden, aber hier ist es traulich, hier werde ich mich nicht fremd

fühlen, und die langen Winterabende werden uns hier wie Minuten vergehen."

„Gewiß, gewiß," erwiderte lächelnd der Graf, „allein gewöhnlich pflegt man nicht in die Residenz zu gehen, um die Abende mit seiner Frau tête à tête in seinem Hause zuzubringen! Doch das wird sich finden, jetzt ruhe aus von der Anstrengung der Reise, und dann laß Dich ankleiden, denn ich habe zu diesem Abend einige meiner Freunde eingeladen, die ich Dir vorstellen will." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und verwundert blickte Alma ihm nach.

„Am Abend der Ankunft schon durch Besuche gestört?" sagte sie unzufrieden, „das ist fatal, sehr fatal! Doch werden es wohl nur ein oder zwei von Adolphs Jugendfreunden sein, die es nicht erwarten können ihn wieder zu sehen, und so muß man ihrer Zuneigung und Freundschaft diese kleine Unbequemlichkeit zu gut halten."

Wie ihr Gemahl es gewünscht hatte, wollte sie der Ruhe pflegen, allein sie mußte doch den Flügel, die schöne Harfe versuchen, sie mußte die seltenen Blumen bewundern und besser ordnen,

und nachdem dies geschehen, mußte sie doch nur einige wenige Blicke in die reichhaltigen Bücherschränke werfen, dann aber wollte sie gewiß recht bequem auf dem weichen Divan ruhen. Allein der Inhalt der reichen Schränke zog sie so unwiderstehlich an, daß Stunde an Stunde verging, und sie das leise Klopfen ihrer Kammerfrau überhörte und erst von ihrer Beschäftigung ließ, als diese eintrat und mit ziemlich lauter Stimme fragte: „befehlen die Frau Gräfin sich nicht anzukleiden, es ist halb neun Uhr, und die Herren werden, wie ich höre, zeitig kommen."

Erschrocken sprang Alma von ihrem Sessel auf. „Wann werden die Gäste denn erscheinen, wenn sie zeitig kommen sollen?" fragte sie lachend.

„Der Herr Graf sagten, er erwarte die Herren schon gegen halb 10 Uhr, und da bleibt der Frau Gräfin kaum noch eine Stunde, um sich umzukleiden."

„Ich denke diese wird hinreichen, um ein anderes Kleid überzuwerfen," erwiderte heiter Alma, indem sie in ihr Ankleidezimmer trat. Sehr überrascht war sie, hier eine höchst elegante Toi-

lette ausgebreitet zu finden, und verwundert wendete sie sich zu ihrer Kammerfrau und fragte halb unwillig: „was fällt dir ein, Babette, wozu dieser Putz?“

„Der Herr Graf haben es so befohlen, sie wünschten die Frau Gräfin möchte Ihrem Rang und ihrer Schönheit gemäß gekleidet sein!“

„Aber wenn man eben von der Reise kommt?“ fragte Alma, die nur ungern ihre einfachen Kleider ablegte, „doch wenn der Graf es wünscht, so werde ich mich fügen, er kennt die Sitten und Gebräuche hier besser als wir!“

Geduldig legte sie nun die schwere seidene Robe an und ließ ihr schönes blondes Haar mit blaßblauen Bandschleifen schmücken, und kaum hatte Babette die letzte Nadel gesteckt, als auch schon der Graf eintrat.

„Meine Freunde sind alle im Saal versammelt und sind begierig meine junge Gebieterin kennen zu lernen!“

Alma warf noch einen Blick in den Spiegel und sagte lachend: „aber lieber Adolph hast Du denn wirklich gewollt, daß ich mich so putzen soll?

Ich sehe ja aus als wenn ich bei einem großen Fest erscheinen sollte und war selbst an unserm Hochzeitstage kaum mehr geschmückt!"

„Du wolltest doch nicht etwa im Reisekleid erscheinen? Und was deine Toilette an unserm Hochzeitstage anbetrifft, so war diese freilich von einer solchen Einfachheit, daß wohl Niemand die Braut des reichen Grafen Wartenberg in diesen Kleidern gesucht haben würde. Doch nun komm; wir können meine Freunde unmöglich noch länger warten lassen!"

Mit einem peinlichen bänglichen Gefühl betrat Alma den Saal, wo acht bis zehn der genausten Bekannten und Freunde des Grafen versammelt waren, meist junge Leute, die dem reichen Erben schmeichelten, um in seinem gastlichen Hause noch einige unbesetzte Tage in der Woche hin zu bringen, oder sonst seinen Leichtsinn und seine Gutmüthigkeit zu ihrem Vortheil auszubeuten. Ohne bestimmte Beschäftigung und ohne Mittel zu einer freien eignen Existenz war es die Politik dieser Herren, sich soviel reiche Freunde wie möglich zu erwerben, in deren Loge sie das

Theater besuchten und deren Mahlzeiten sie durch ihre zweideutigen Witze würzten und in deren Börse sie, wenn irgend thunlich, einen unerschöpflichen Born für ihre, auf Nimmerwiederbezahlen gemachten, Anleihen, finden möchten.

Ihre ganze klösterliche Schüchternheit überfiel die arme Alma, als sie diese fremden Gesichter sah, die alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf sie blickten, und unvermögend auch nur eine Silbe hervor zu bringen, beantwortete sie die Artigkeiten, womit die Herren sie überschütteten, nur durch eine tiefe stumme Verbeugung. Während des Abendessens schwand ihre Befangenheit zwar etwas, allein die Gegenstände der Unterhaltung waren ihr so durchaus fremd, daß sie nur selten einige Worte mit einfließen lassen konnte, und eine Erlösung schien es ihr, als ihr Gatte gegen Ende der Mahlzeit sich zu seinen Gästen wendend sagte: „die Gräfin ist von der Reise ermüdet, Sie werden es ihr verzeihen, meine Freunde, wenn sie sich zurückzieht.“

Mit erneuerten verbindlichen Reden erhoben sich die Herren, und Alma eilte, froh des lästigen

Zwanges enthoben zu sein, auf ihr Zimmer. Sie erwartete nun den Grafen jeden Augenblick, allein alles blieb still, und bald schloß ein sanfter Schlummer das Auge der von der Reise Ermüdeten. Gegen Morgen glaubte sie ein Geräusch in dem Zimmer über ihrem Schlafzimmer zu hören, aber von Müdigkeit überwältigt, schlief sie bald wieder ein.

Als sie erwachte, leuchtete der späte Tag schon lange durch die seidnen Vorhänge. Sie schellte. „Wie viel Uhr ist es, Babette?“ fragte sie die eintretende Kammerfrau.

„Neun Uhr, gnädige Gräfin.“

„Mein Gott,“ rief erschrocken Alma, „so laß mich schnell aufstehen, der Graf wird mit dem Frühstück auf mich warten. Wie habe ich auch nur so in den Tag hinein schlafen können! Geschwind meinen Mantel, meine Kleider, mein Mann wird ungehalten über mein Ausbleiben werden!“

„Der Herr Graf schlafen noch, und haben Befehl gegeben ihn nicht zu stören.“

„Und wann haben die Herren ihn verlassen?“

„Gegen vier Uhr, wie ich höre.“

„Alma schwieg, allein ein Gefühl schmerzlicher Verwunderung bemächtigte sich ihrer Seele. Sie werden sich viel zu erzählen gehabt haben,“ sagte sie, wie sich selbst zum Trost, „Wartenberg war so lange abwesend, und diese Herren sind seine besten Freunde. Wirklich mein Mann ist glücklich, so viel Freunde zu haben.“

„Befehlen die Frau Gräfin das Frühstück im Salon oder in Ihrem Studierzimmer?“ fragte der eintretende Joseph.

„Ach nein,“ rief Alma, „in den großen Zimmern würde ich mir ganz verwaist vorkommen. Babette mag mir den Kaffee hierher in mein Toilettenzimmer bringen, ich will frühstücken, während ich mich ankleide.“

Joseph verließ schweigend das Zimmer, doch schien sein Auge mit dem Ausdruck des Mitleids auf seiner jungen Gebieterin zu ruhen.

„Nun wahrhaftig, das nenne ich schlafen!“ rief der Baron von Helmbold, als er gegen Mittag unangemeldet in das Zimmer des Grafen

Wartenberg trat, den er noch in tiefem Schlummer fand. „Deine brutale Dienerschaft wollte mir nicht gestatten einzutreten, allein es wäre doch wirklich unerlaubt, wenn bei der Verheirathung alle guten alten Gewohnheiten aufgegeben werden sollten!“

„Verzeih' Karl,“ rief der Graf, indem er sich bemühte die schlaftrunknen Augen an das plötzliche, grelle Licht zu gewöhnen, denn der Baron hatte schnell die Vorhänge zurückgezogen, und die Strahlen der Mittagssonne berührten unangenehm den eben Erwachten. „Verzeih', ich hatte vergessen Dir die Parole zu geben, allein was führt Dich so früh zu mir?“

„Früh!“ lachte der Baron, „Mittag ist vorüber und Deine junge Frau wird verzweifelte Langeweile empfinden, denn wie ich höre, ist sie seit mehrern Stunden schon angekleidet.“

„Es ist unglaublich,“ rief der Graf, „wie man so schnell aus der Gewohnheit kommen kann. Der lange Aufenthalt auf meinem langweiligen Schlosse hat mich förmlich zum Krautjunker gemacht, und das bischen Champagner von dieser

Nacht hat wie Opium auf mich gewirkt. Doch laß es gut sein, Karl, ich werde mich schnell wieder an die alte liebe Lebensweise gewöhnen, und Alma wird sich, behält sie die Manie des frühen Aufstehens bei, auch gewöhnen müssen, ihre Morgen allein, wenigstens ohne mich zu verbringen."

„Aber gestehen mußt Du Freund," sagte der Baron, „daß Du ein unverschämtes Glück hast, so gerade im letzten Augenblick noch ein stiftsfähiges, und wie ich höre, sehr unterrichtetes und noch dazu sehr schönes Fräulein zu finden, das Du in aller Eile ehelichen kannst und das überdies so unschuldig und unerfahren ist, qu'elle ne se doute de rien. Wahrlich, so etwas kommt sonst nur in Mährchen und Romanen vor!"

„Du bist sehr gütig, Alma, schön zu finden, mir erscheint sie kaum als hübsch. Du weißt, ich liebe die Blonden nicht, und wäre ich nur nicht so sehr durch die Verhältnisse gedrängt gewesen, gewiß die Brautkrone der Gräfin Wartenberg würde keine blonden Locken geziert haben."

„Du hast Unrecht, Bruder, wenn Du Alma nicht schön finden willst. Zwar ist sie für ihre

Größe zu schlank, zwar sind ihre Arme zu lang und zu dünn, weshalb ich Dir rathen möchte, sie nur da, wo es durchaus nicht zu vermeiden ist, in kurzen Ermeln erscheinen zu lassen, zwar entbehrt ihr Busen noch aller Fülle, allein bedenke nur ihre Jugend! Laß noch einige Jahre vorüber gehen, und Gräfin Alma ist gewiß eine der schönsten Frauen Wiens!"

„Ich will es wünschen," erwiderte gedehnt Graf Adolph, „aber inzwischen werde ich ihrer so überdrüssig, so an sie gewöhnt sein, daß diese von Dir prophezeihte Schönheit keinen Eindruck mehr auf mich machen wird!"

„Freple nicht!" rief mit komischem Pathos der Baron, „fordere die Rachegeister nicht heraus, sie könnten sich fürchterlich an Dir rächen und Du von dem unaussprechlichen Unglück getroffen werden, Dich in Deine eigene Frau zu verlieben!"

„Darauf will ich es wagen," versicherte lachend der Graf, „aber nun erzähle mir, wie man hier lebt, und welcher Stern, der Wahrscheinlichkeit nach, im nächsten Carneval regieren wird."

„Nun da ist die Gräfin P. und die Baronin

M., die Beide sich stark anmaßen allein als Sterne erster Größe am Zenith des Wiener Modehimmels zu glänzen, aber sie werden eine schreckliche Niederlage erleben, denn ein Wandelstern, der jetzt noch von Wolken umhüllt ist, nichts desto weniger aber bald glänzend hervortreten wird, wird sie alle überstrahlen, und bald allein die Blicke der eleganten Jugend der Hauptstadt auf sich ziehen!"

„Und wer ist denn dieser schöne, jetzt noch in Wolken gehüllte Stern, der meinen prosaischen Freund so poetisch macht?" fragte neugierig der Graf.

„Eine Frau, die mit der Schönheit des Körpers alle Vorzüge des Geistes verbindet, die neben rührender Sentimentalität sprühend von Witz und Laune ist. Die mit Dir schwärmt und in der andern Stunde ihre Schwärmerei auf eine allerliebste Weise persifflirt, und das verlacht, was sie erst vergötterte. Kurz eins jener seltnen Wesen, die mit ihren reizenden Capricen allein das Geheimniß besitzen uns dauernd zu fesseln, die uns glauben lassen, daß ihr Herz in Liebe

erglüht, während doch nur der kalt berechnende Verstand sie handeln läßt, wodurch sie uns um so sicherer zu ihren Sclaven machen."

Der Graf hatte sich aufrecht in seinem Bette gesetzt und sah mit großem Erstaunen dem Baron in's Gesicht.

„Karl," rief er zuletzt, „ich muß noch heute diese Frau kennen lernen, die ein Wunder sein muß, weil sie Wunder bewirkt, da sie Dich zum Lobredner gemacht hat!"

„Spotte nur!" rief lachend der Baron, „es ist wahr, ich lobe nicht oft, dafür hat mein Lob auch doppelten Werth, und Dein aufrichtiger Freund bin ich, das will ich Dir dadurch beweisen, daß ich Dich bei Frau von Hartenstein einführe, die zwar noch die Trauer um ihren Gatten trägt, aber aus Freundschaft für mich Deinen Besuch annehmen wird!"

„Hartenstein," sagte nachdenklich der Graf, „habe ich nicht von einem Hartenstein gehört, dessen Frau zu den ausgezeichnetsten der jetzt lebenden Dichterinnen gehört?" „Es ist dieselbe, sie schreibt unter den bescheidenen Namen Aurelie,

allein trotz dieses Incognitos kennt die Welt doch die Verfasserin so vieler reizender Gedichte und Lieder, und ich bin überzeugt, man wird sich in den ersten Zirkeln um die Ehre ihrer Gegenwart reißen!"

„Die Frau Gräfin lassen sich nach dem Befinden des Herrn Grafen erkundigen," unterbrach hier die Stimme des alten Josephs den eifrigen Erzähler, „sie fürchten, der Herr Graf könnte unwohl sein!"

„Es ist wirklich unverzeihlich, wie lange wir geplaudert haben," rief lachend der Baron, „es ist beinah zwei Uhr, und Du mußt Deine junge Gemahlin doch auf ihrer Frühpromenade im Prater begleiten, man ist sehr neugierig sie zu sehen!"

„Bringe der Gräfin meinen Gruß, Joseph," sagte Graf Wartenberg, und bitte sie, sich zu einer Morgenspazierfahrt bereit zu halten, ich würde sogleich bei ihr sein!"

„Dieses sogleich heißt wohl: in einer Stunde," meinte der Baron, „allein beeile Dich, car il ne faut pas brusquer la chose, das thut kein guter Diplomat. Auf Wiedersehn im Prater, Du kannst denken, an wessen Wagen Du mich sehen wirst!"

Der Graf schellte seinem Kammerdiener, denn der alte Joseph war ausschließlich für Almas Dienst bestimmt. Eilig warf er sich in die Kleider, und noch waren kaum dreiviertel Stunden verflossen, als er schon bei Alma eintrat.

Mit lebhafter Besorgniß eilte die junge Frau ihm entgegen. „Gott sei Dank, daß ich Dich wohl und munter sehe!" rief sie, „mir war so bang, daß Du krank sein möchtest!"

„Du findest, daß ich zu lange in den Tag hinein geschlafen habe? Ja, mein liebes Kind, so etwas geschieht in Wien wohl öfter, und Du wirst gut thun, Dir die übergroße Aengstlichkeit abzugewöhnen. Wir können hier nicht leben, wie auf unserem einsamen Schlosse. Andere Interessen nehmen hier den Mann in Anspruch, und auch Du wirst gewiß bald nicht mehr die Sonne bei ihrem Aufgehen begrüßen, wie Du es auf Schloß Linden und in Deinem Kloster gewohnt warst."

„Und doch würde dies nicht eben sehr früh sein, denn selbst die Sonne ist ja im Winter träge."

„Ja, aber unendlich viel schneller und beweglicher, ist dieses leuchtende Gestirn dennoch, als

ihre leuchtenden Schwestern, die Wiener Löwinnen, die gewöhnlich erst ihr Lager verlassen, wenn die Sonne, die Du träge zu nennen beliebst, die Mittagshöhe ihrer Bahn erreicht hat."

„Die Wiener Löwinnen!" wiederholte Alma, „das ist ein häßliches Wort. Es ergreift mich allemal eine Art Schauder, wenn Du es aussprichst, denn es erinnert an wilde Thiere, die die Menschen zerreißen. Hat man denn im Deutschen kein besseres Wort erfinden können, um eine schöne elegante Frau zu bezeichnen?"

„Wir haben es aus dem Französischen übersetzt und es entspricht ganz seiner Bedeutung, und schade ist es, daß wir uns dieser Erfindung nicht rühmen können. Die Löwin will um jeden Preis herrschen, die Erste in ihrem Kreise sein, Niemand darf ungestraft wagen, ihr diesen ersten Platz streitig zu machen, denn wenn der Himmel ihr auch die Klauen ihrer Namensschwestern aus den Wäldern versagt, so ist dafür die Zunge desto schärfer, und diese zerreißt, wenn auch nicht den Leib der Rivalin, doch um so sicherer ihren Ruf, deshalb muß man sorgfältig vermeiden,

einen Wettstreit mit ihnen einzugehen, und lieber demüthig sich um ihre Freundschaft bewerben. Doch das brauche ich Dir nicht zu sagen, denn Du wirst diesen Kampf nicht suchen!"

„Gewiß nicht, theurer Adolph," rief lebhaft Alma, wenn ich Dir nur gefalle, welchen Werth kann dann das Urtheil anderer Menschen für mich haben?"

„Du bist ein gutes Kind," sagte der Graf freundlich, „indem er seine Lippen auf die reine jugendliche Stirn seiner Gattin drückte, aber nun nimm Deinen Mantel, und laß uns in den Prater fahren, wo die schöne Welt zu dieser Stunde versammelt ist."

Babette brachte einen prächtigen lichtblauen mit Zobel verbrämten Sammetpelz und einen kleinen weißen Sammethut, von dem zwei lange weiße Federn herab wallten.

„Babette, was fällt Dir ein," rief die Gräfin, „wozu dieser Putz zu einer Morgenspazierfahrt!"

„Dein erstes Erscheinen muß glänzend sein, Alma," sagte im befehlenden Ton der Graf,

„Darum lege die Sachen an, die ich eigens dazu habe anfertigen lassen!"

Alma sah schüchtern zu ihrem Gatten empor, „ich wußte nicht, daß Du sie dazu bestimmt hattest," sagte sie sanft, „und danke Dir herzlich für das schöne Geschenk!"

Im Prater angelangt, umgaben bald mehrere von den ihr am vergangenen Abend vorgestellten Herren den Wagen der jungen Frau, denn wenn gleich es um die Weihnachtszeit und ziemlich kalt war, so verfehlten die Herren doch nicht sich auf prächtigen englischen Pferden im eleganten Reitanzug an dem Wagenschlag ihrer Damen zu zeigen.

Ein eignes beklemmendes Gefühl zog Alma's Brust zusammen, als sie so viele Lorgnetten auf sich gerichtet sah, denn die vorüberfahrenden Damen und die eleganten Reiter entblödeten sich nicht, ihre Gläser recht unverschämt auf die neue Erscheinung zu richten.

„Laß uns nach Hause fahren, lieber Adolph," bat Alma, nachdem sie die Hauptallee einige mal auf- und abgefahren waren.

„Und warum denn schon nach Hause?“ fragte der Graf, der nach etwas umher zu spähen schien.

„Es beängstigt mich, daß so Vieler Blicke auf mich gerichtet sind!“

„Du bist ein Kind, daran mußt Du Dich gewöhnen, wer wird denn jetzt den Prater verlassen, wo es erst recht brillant wird!“

Die Gräfin schwieg, und wieder wendete sich der Wagen, um den schon mehrmals gemachten Weg noch einmal zurück zu legen. Aufmerksam sah der Graf umher, und plötzlich rief er dem Kutscher zu, in eine Seitenallee einzulenken, in der eine Equipage heraufgefahren kam, an deren Seite der Baron von Helmbold ritt.

Die Wagen fuhren an einander vorüber, und der Baron grüßte höflich, ohne sich jedoch der Equipage des Grafen zu nähern. Eine Dame in Trauerkleidern saß in nachlässiger Stellung im Innern des Wagens, während ihr kleines Bologneser Hündchen sorgsam eingehüllt den Vordersitz einnahm. Als der Graf sich mit Alma näherte, erhob die Dame langsam ihr Glas, ließ es aber bald, wie unbefriedigt, wieder sinken und

fuhr fort mit dem Baron zu sprechen. Als dieser jedoch grüßte, wendete sie noch einmal den Kopf der fremden Erscheinung zu, und ein Flammenblick aus zwei schönen lichtbraunen Augen traf den neugierig sich etwas vorbeugenden Grafen.

„Wer ist diese Dame?“ fragte fast erschrocken Alma.

„Ich kenne sie nicht, doch vermuthe ich, daß es die Frau von Hartenstein, eine gefeierte Dichterin, ist, von der mir mein Freund Helmbold diesen Morgen erzählte, und die erst seit kurzer Zeit sich hier in Wien niedergelassen hat.“

„Die Frau hat einen wunderbaren Blick, der wie ein tödtender Pfeil ins Herz dringt.“

„Du siehst Gespenster am hellen Tage; diese Dame hat, so viel ich im raschen Vorüberfliegen habe entdecken können, die schönsten Augen, die man sehen kann, deren helle Farbe wunderbar gegen das tiefe Schwarz ihrer glänzenden Haare absticht. Doch jetzt laß uns umkehren, die Alleen fangen an leer zu werden!“

Amelie von Hartenstein saß wenige Tage darauf in der Frühstunde allein in ihrem Cabinet und schien in tiefes Sinnen verloren. Ihr glänzend schwarzes Haar lag in glatten Banden um ihre hohe Stirn und war nach hinten in einen einfachen griechischen Knoten geschlungen. Der schlanke Hals war nach vorn gebeugt, und die linke Hand stützte den schön geformten Kopf, während die rechte emsig in kleinen Tabletten, die sie auf dem Schooß hielt, etwas aufzeichnete. Aurelie war über die Jahre der ersten Jugend hinaus, das zeigte deutlich ihre nicht mehr ganz schlanke Gestalt, aber in ihrem schönen Auge loderte noch ein jugendliches Feuer, und ihr Blick übte einen Zauber, dem selten ein Männerherz widerstand. Aurelie kannte diesen Zauber, und oft schien es ihr Freude zu machen, den Kreis ihrer Verehrer selbst durch Sclaven zu vermehren, die weder durch Geburt, noch Geistesgaben ein Anrecht auf eine solche Auszeichnung hatten. Sehr jung mit einem viel ältern sehr kränklichen Mann vermählt, hatte sie die erste Jugendliebe, dieses heilige reine Gefühl, welches das Weib veredelt

und erst zu dem macht, was es eigentlich sein soll, nie gekannt, und der ihr überall gezollte Beifall hatte mehr ihre Eitelkeit, als die tiefern innigeren Gefühle ihres Herzens geweckt. Gewohnt sich überall von Bewunderern umringt und sich allen anderen Frauen vorgezogen zu sehen, war der ihr gestreute Weihrauch zum Bedürfniß geworden, und als einen Verrath an ihrer Schönheit und an ihrer geistigen Macht würde sie es angesehen haben, wenn ein Mann es gewagt hätte, dem Zauber, den sie übte, sich entziehen zu wollen. Mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt und leicht erregbar, bedurfte sie der Liebe, wie der Luft, welche sie athmete, und doch kannte sie das innerste heiligste Wesen der wahren Liebe nicht. Ihre Neigungen beschäftigten sie angenehm, ohne ihr Herz auszufüllen, sie liebte mit der Phantasie glühend, feurig, aber vorübergehend, ihr Kopf exaltirte sich, während ihr Herz kalt blieb. Nach dem Tode ihres Gatten gelobte sie sich, ihre Freiheit sorgsam zu bewahren, und sie hatte absichtlich die Trauerzeit so weit ausgedehnt, um erst über ihre Zukunft

mit sich einig und um erst in sich klar zu werden. Jetzt glaubte sie sich ihren Lebensplan unverbrüchlich vorgezeichnet zu haben, und mit dem Beginn des Carnevals wollte sie ihre Witwengewänder von sich legen und mit allem Glanz, wozu ihr Reichthum, sowie ihr Name sie berechtigte, auf dem ihr hier in Wien noch neuen Schauplatz der schönen Welt auftreten.

Baron Helmbold war der Sohn eines Jugendfreundes des alten Hartenstein und deshalb gern in seinem Hause gesehen. Auch er konnte der Gewalt, die Aurelie übte, nicht widerstehen und hatte sie eine Zeitlang leidenschaftlich geliebt, allein da er bald einsah, daß er auf keine Gegenliebe hoffen durfte, und sein scharfer Verstand Aureliens innerstes Wesen schnell ergründet hatte, so zog er die Rolle des vertrauten und berathenden Freundes der Rolle des nicht begünstigten Liebhabers vor, und das um so lieber, da ihm dadurch vor der Welt die Auszeichnung zu Theil ward, als der begünstigte Liebhaber der schönen Frau zu gelten. Fast jeden Morgen war es ihm vergönnt, Frau von Hartensteins Cabinet zu be-

treten, um einige Stunden mit ihr zu verplaudern und ihr durch den Brennspiegel seines scharfen Witzes die Welt kennen zu lernen, in welcher sie beschlossen hatte eine Rolle zu spielen.

Auch heute erwartete Aurelie seinen gewöhnlichen Morgenbesuch, und sah eben ungeduldig nach der kleinen Alabasteruhr, die ihr gegenüber auf einer Console stand, als ein leises Klopfen den Erwarteten ankündigte, und der Baron wirklich gleich darauf ins Zimmer trat.

„Es ist spät, Baron," sagte Aurelie in dem Tone des Vorwurfs.

„Wie glücklich macht es mich, daß Sie dies bemerken," rief geschmeichelt der Baron, „allein was hätte mich so lange von Ihnen entfernt halten können, als eben Sie selbst?"

„Ich selbst? wahrlich, Sie sprechen in Räthseln, Baron."

„Die ich Ihnen sogleich aufklären werde. Ich verbrachte die ersten Morgenstunden bei einem Freund von mir, dem Grafen Wartenberg, der so glücklich war, Ihnen vor wenig Tagen im Prater zu begegnen, und dieser kurze Augenblick

hat hingereicht, den Grafen zu Ihrem Sclaven zu machen. Er sprach mit einem solchen Entzücken von Ihnen, daß ich mir nicht versagen konnte, seinen Worten zu lauschen, die zwar nur meine eignen Gefühle aussprachen, aber mit solchem Feuer und Wohllaut, daß ich ganz hingerissen davon wurde, und sehen Sie, so waren Sie es selbst, die mich daran hinderte, früher zu Ihnen zu kommen!“

„Sie sind immer galant, mein Freund,“ sagte mit einem zufriednen Lächeln die Dame, „allein,“ fuhr sie nach einigem Nachsinnen fort, „Graf Wartenberg! haben Sie mir diesen Namen nicht schon genannt? Doch ja, ich besinne mich, es ist ein junger Ehemann, der eine hübsche, noch sehr junge Frau geheirathet hat!“

„Ein halbes Kind noch,“ erwiderte bedeutsam der Baron, „die man wohl kaum hübsch nennen kann, sie entbehrt aller Fülle, und ihr mattblondes Haar ist nicht geeignet ihren blauen Augen Glanz zu verleihen. Ich glaube Ihnen erzählt zu haben, daß mein Freund, durch das Testament seines wunderlichen Onkels dazu gezwungen, sich

in aller Eile verheirathen mußte, und da die Gräfin Linden die übrigen Bedingungen, rücksichtlich der Geburt und der Ahnenreihe, erfüllte, so entschloß er sich schnell, weil sonst die ganze reiche Erbschaft in die Hände eines von ihm sehr wenig geliebten Vetters gefallen sein würde."

„Da ist aber die arme junge Frau zu bedauern!"

„Glücklicher Weise fühlt sie es nicht, sie ist zu sehr Kind, um eine Leidenschaft zu empfinden. In klösterlicher Stille erzogen, sind die Freuden der Welt ihr durchaus neu, Bälle und Theater und glänzender Putz werden sie so sehr in Anspruch nehmen und sie so angenehm beschäftigen, daß sie darüber vergißt, daß ihr Mann sie nicht liebt, denn lieben wird mein Freund sie nimmer, da alle Blondinen ihm zuwider sind, und nur glänzend schwarzes Haar und der feurige Blick des braunen Auges ihn entzückt."

„Sie könnten sich irren, Baron, in Betreff der Gräfin; in den Blonden liegt zuweilen eine tiefe Liebesfähigkeit und gewiß oft eine weit

größere Ausdauer und Beständigkeit, als bei den feurigern Brünetten."

„Wodurch sie aber gerade sehr langweilig werden," ergänzte Helmbold, „allein wenn dieser unglückliche Fall hier wirklich eintreten sollte, so haben wir schon auf Gegenmittel gedacht, und mein Freund, der nicht gemeint war, seine Freiheit aufzugeben, hat seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Gleich bei seiner Ankunft hier hat er seiner jungen Gemahlin den prächtig eingerichteten ersten Stock seines großen Palais zu ihrer Wohnung angewiesen, während er selbst sich den zweiten zu seinem alleinigen Gebrauch vorbehalten hat. Ja, er hat seine Vorsicht so weit getrieben, sie gleich daran zu gewöhnen, ihn vor den Mittagstunden nicht zu sehen, denn schon den Tag nach seiner Ankunft gab er seinen Freunden ein glänzendes Soupé, das bis früh um vier Uhr dauerte, und als ich ihn am andern Morgen nach zwölf Uhr besuchte, lag er noch in süßen Träumen, und ging erst zu seiner Frau zur Zeit der Praterspazierfahrt."

„Und wie nahm die Gräfin diese ihr gewiß sehr befremdliche Einrichtung auf?“

„Glücklicherweise ist die junge Frau in einem sehr strengen Kloster erzogen worden, wo man sie gelehrt hat, daß die Frau dem Manne unterthan sein muß. Zwar schickte sie den alten, wie es scheint, ihr ganz ergebenen Haushofmeister, um fragen zu lassen, ob der Graf unwohl sei; doch hat sie sich, wie mir mein Freund erzählte, kein Wort der Klage oder des Vorwurfs erlaubt. Allein ich schwatze und vergesse mein Versprechen, wenn gleich ich weiß, daß eine günstige Antwort mit der größten Sehnsucht erwartet wird.“

„Welches Versprechen haben Sie denn geleistet?“

„Sollten Sie es nicht errathen, Schönste?“

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen!“

„Nun denn, Graf Wartenberg wünscht sehnlich das Glück Ihrer Bekanntschaft, und die Zeit bis zum Beginn des Carnevals dünkt ihm eine nicht zu überstehende Ewigkeit. So hat er mich denn beschworen, mir die Erlaubniß auszuwirken,

ihn bei Ihnen einführen zu dürfen, um welche ich also hiermit demüthig flehe.“

Aurelie lächelte. „Ich möchte Ihnen gern diesen Gefallen erzeigen, Baron,“ sagte sie nach einer Pause, doch mehrere Gründe bestimmen mich, es für jetzt abzuschlagen. Allein,“ fuhr sie, wie sich besinnend, fort, „in acht oder zehn Tagen ist ein rout bei der Gräfin Senden, die, wie Sie wissen, es liebt, schon vor dem Carneval ihre Salons zu öffnen; ich werde mich nicht davon losmachen können dort zu erscheinen, da Gräfin Senden eine alte Freundin meines verstorbenen Mannes war, und wenn Graf Wartenberg, wie ich nicht zweifle, zu ihren Bekannten gehört, so werde ich ihn dort sehen!“

„Sehr gut berechnet,“ sagte sich der Baron, „so steigert sie die Sehnsucht, ohne durch zu langes Warten Ueberdruß eintreten zu lassen;“ laut fügte er hinzu: „Sie sind die Güte selbst, und mein Freund wird entzückt sein, wenn gleich ich nicht dafür einstehen will, daß auch diese acht Tage ihm zu lang erscheinen werden. Aber,“ fuhr er fort, indem er auf die Tabletten zeigte,

welche Frau von Hartenstein bei seinem Eintritt auf den neben ihr stehenden Tisch gelegt hatte, „darf man nicht sehen, welche entzückende Gedanken diese Blätter enthalten?"

„Es ist nichts Bedeutendes," erwiderte bescheiden Aurelie, „allein Sie wissen, ich gehöre nicht zu denen, die zu jeder Stunde die Feder zur Hand nehmen können; nur wenn der Genius zu mir spricht, kann ich diesem heiligsten, innigsten Bedürfniß meiner Seele genügen, aber dann reißt es mich auch unwiderstehlich fort und ich muß dem innern Drange oft fast gegen meinen Willen folgen. Diesen Morgen nun wollte ich ernste, nöthige Geschäftsbriefe schreiben, denn das Leben hat ja auch seine ernsten Ansprüche an uns, die, so prosaisch sie auch sind, doch befriedigt werden müssen, allein was half's, daß ich die Feder zur Hand nahm und meinen armen Kopf mit Zahlen und Ziffern anzufüllen suchte, ich hörte den Rythmus in mir klingen und statt eines Rechnenexempels schrieb ich ein Gedicht. Ach, mein Freund," rief sie, indem sie den schönen Kopf auf die Lehne des Armstuhls sinken ließ, „ich

bin nicht geschaffen für das praktische Leben und werde nie eine, nach den Begriffen gewöhnlicher Menschen, vernünftige Frau werden!"

„Desto größer, desto bewunderswürdiger sind Sie als Dichterin," erwiderte der Baron, indem er nach den dargereichten Tabletten griff. „Schön, erhaben, entzückend," rief er während dem Lesen, „wie viel Seele, wie viel Gemüth mit Geist und Verstand gepaart! Wahrlich, ich wüßte nicht, was hier zu tadeln oder zu ändern sei, wenn ich einige Stellen ausnehme, wo Ihr tiefes Gefühl, Ihre glühende Phantasie Sie so mächtig fortgerissen hat, daß der Sinn etwas dunkel wird, was aber durch eine Kleinigkeit, durch einige veränderte Worte und Ausdrücke leicht zu heben ist." Er nahm schnell eine Bleifeder zur Hand, und nachdem er eifrig hie und da geändert hatte, überreichte er der Baronin das Gedicht mit den Worten: „Es ist, wie ich gesagt habe, bewundernswürdig."

Frau von Hartenstein nahm das Blatt und überflog es mit den Augen. Sie schien die vielen veränderten Stellen nicht zu bemerken und

sagte blos mit süßem Lächeln: „Sie sind zu nachsichtig, mein Freund!“

Durch diese zarte schonende Art, die oft großen Uebertreibungen und dunklen, schwülstigen Stellen in ihren Gedichten zu beseitigen und zu verdecken, hatte sich der Baron der schönen Frau unentbehrlich gemacht, denn wenn gleich nicht ohne Talent, war Aurelie von Hartenstein doch oft so excentrisch in ihren Ideen, so unglücklich in der Wahl ihre Ausdrücke, daß ohne eine leitende, schützende Hand ihr literarischer Ruf als Dichterin bald gesunken sein, oder nie diese Höhe erreicht haben würde. Allein so aufrichtig die Bestrebungen des Barons auch waren, die Dichtungen der schönen Frau für Alle genießbar zu machen, so konnte er doch ein gewisses Haschen nach Effect und eine oft große Geziertheit des Ausdrucks nicht ganz verbannen, welche unfehlbar den Werken der jetzt so Gepriesenen einen frühen Untergang drohte. Doch hatte die Darstellungsgabe der Baronin einen in der schönen Welt viel geltenden Vorzug, sie war neu und ungewöhnlich, und besonders fühlten sich sentimentale Frauen

von dem Reichthum ihrer hochklingenden Worte und den tragischen Bildern angezogen, welche sie den schon geblendeten Sinnen als neue Reizmittel vorführte. Bei diesen Erfolgen glaubte der Baron, es wagen zu können, noch eine Zeitlang als ihr Ritter zu erscheinen und sich von dem Glanz ihres Namens mit überstrahlen zu lassen. Neigte das schöne Meteor sich zu seinem Fall, wies die reiche Witwe den Wunsch einer nähern Verbindung hartnäckig zurück, dann ließ sich gewiß leicht ein gültiger Vorwand finden, sich ohne Aufsehen zurückzuziehen, welches zur rechten Zeit zu thun sich der Baron fest gelobte.

Baron Helmbold gehörte zu den Menschen, die ihr eignes Ich als Götzen auf den Altar stellen, und deren ganzer Lebenszweck es ist, diesem Ich zu dienen und nur ihm zu leben, zu den Menschen, denen keine Mittel zu schlecht sind, sobald sie nur die Wohlfahrt und das Vergnügen dieses Götzen bezwecken, und die selbst vor einer schlechten That nicht zurückbeben, wenn sie nur diesem Ich zum Vortheil gereicht. Ohne Vermögen, in abhängigen Verhältnissen geboren, hatte

er sich schnell jene Geschmeidigkeit angeeignet, die der Unbegüterte bedarf, um offene Häuser und, was noch mehr Werth hat, offene Börsen zu finden. Mit Verstand und durchdringendem Scharfblick ausgestattet, betrachtete er oft diejenigen, die sich von ihm geliebt und verehrt glaubten, nur als Zielscheibe seines künstlich verdeckten Spottes, durch den er sich für den Zwang entschädigte, den seine beschränkten Verhältnisse ihm auferlegten. Von Natur mit starken Leidenschaften begabt, hatte er durch das Leben in der Welt und einen eisernen Willen eine solche Herrschaft über dieselben erlangt, daß selbst seine vertrautesten Freunde, wenn anders man den Personen, welche er vorzugsweise oft sah, diesen Namen beilegen kann, nicht vermochten, die Tiefe dieses verschlossenen Gemüths zu ergründen, und so groß war bei ihm die Kunst der Selbstbeherrschung und seine Gewandtheit, daß Jeder ihn gläubig für das nahm, wofür er sich eben geben wollte.

Aurelie glaubte in ihm einen uneigennützigen ergebenen Freund zu besitzen, und wirklich ließ auch das ganze Benehmen des Barons nichts

Anderes vermuthen. Sie wußte es ihm Dank, daß er ihr Freund und Rathgeber geblieben war, selbst als sie seine Liebe bestimmt zurückgewiesen hatte, und dies Gefühl der Dankbarkeit schloß ihren Bund nur noch enger. Sie nannte wohl scherzend den gewandten Mann ihre Vernunft, und in der That hatte der Baron sie auch oft von Thorheiten zurückgehalten, die ihre Stellung in der Welt zu gefährden drohten. Wie viel Berechnung in diesem Benehmen lag, das ergründete die leicht enthusiasmirte Frau nicht, sie ahnete nicht, daß im Herzen des Barons die Hoffnung fest stand, daß Ueberdruß und Enttäuschung die jetzt so hoch Gefeierte am Ende doch noch in seine Arme führen würde.

Als Graf Wartenberg in Wien auftrat und als künftiger Erbe des reichen Onkels, dessen schöne Güter den meisten Herren von dort verlebten Festen oder großen Jagden wohl bekannt waren, natürlich schnell die größte Berücksichtigung fand, war Baron Helmbold einer der ersten, der es unternahm, das Herz des jungen Erben zu gewinnen und seinen Verstand zu unterjochen,

was ihm bei dem Leichtsinn des Grafen und seiner gänzlichen Unkenntniß aller Verhältnisse nur zu bald gelang. Wartenberg schloß sich dem gewandten Mann ausschließlich an, der ihn nach seinem Willen leitete, während er scheinbar sich ihm gänzlich unterordnete. Der junge Mann dachte und fühlte bald nur durch den Baron, der seiner Eitelkeit zu schmeicheln verstand, und stets erfinderisch in neuen Auskunftsmitteln war die Wachsamkeit des strengen Onkels zu täuschen, oder neue Quellen aufzufinden, um der Kargheit des alten Herrn nachzuhelfen.

Als der Graf in seinen Briefen der sonderbaren Bestimmung des Testaments gedachte, und dem Freund seine nah bevorstehende Heirath anzeigte, erwachten ängstliche Besorgnisse in dem Herzen des Barons, er fürchtete durch diesen Schritt des Grafen seinen Einfluß, wenn nicht zu verlieren, doch gefährdet zu sehen, und würde gern Alles aufgeboten haben, um ihn zu verhindern. Allein die Zeit drängte, und der Verlust der Erbschaft stand wie ein drohendes Gespenst im Hintergrund, denn Graf Anselm Eichhorst

war nicht der Mann, bei welchem der Baron Helmbold einen Einfluß zu gewinnen hoffen durfte; so fügte er sich denn in das Unvermeidliche und tröstete sich mit der Aussicht, daß ein in klösterlicher Stille erzogenes Mädchen von fünfzehn Jahren wenig störend für seine Zwecke sein würde. Wirklich erschien ihm auch Alma von Linden noch so durchaus kindlich, daß er in Bezug auf sie keiner Befürchtung Raum gab. Diese kindliche Unschuld, sagte sich der gewandte Mann, wird bald zu gewinnen oder zu unterjochen sein. Wartenberg wird, von seiner Leidenschaft für die berühmte Frau hingerissen, für etwas Anderes nicht Sinn haben, und mir bleibt es dann überlassen, diese günstigen Constellationen auf die bestmöglichste Weise auszubeuten.

Graf Wartenberg war zwar über Aureliens abschlägliche Antwort, ihn bei sich zu empfangen, erst erstaunt und empfindlich verletzt, allein der Baron wußte ihren Wunsch, ihn bei der Gräfin Senden zu sehen, so geschickt hervorzuheben und ins rechte Licht zu stellen, daß der verwöhnte Mann seine Kränkung vergaß und mit großer

Ungeduld dem bestimmten Abend entgegensah. Er kannte Gräfin Senden, und da er wünschte, seine junge Frau in die Welt einzuführen, so machte es sich wie von selbst, daß er den ersten raut dazu erwählte.

Mit ängstlicher Befangenheit betrat Alma die prächtig erleuchteten Säle der Gräfin Senden. Ihre schlanke, von zu schnellem Wachsthum etwas gebeugte Gestalt, ihr bescheiden gesenkter Blick schien um Mitleid und Nachsicht zu flehen, und ihre immer noch klösterliche Verbeugung sprach die tiefe Demuth ihres innersten Wesens aus. Gerührt durch ihre Jugend und Anspruchslosigkeit verziehen die jüngern Frauen es ihr, daß sie, ein halbes Kind, die Gattin des reichen Grafen Wartenberg war, und von dem freundlichen Ausdruck ihrer schönen, blauen Augen und dem lieblichen Ton ihrer Stimme entwaffnet, fanden sogar die Mütter längst mannbarer Töchter nur wohlwollende Worte für die junge Frau, die ihren Plänen und Hoffnungen in den Weg getreten war.

Die von der Etiquette erheischte Präsentation war vorüber, Alma fing an freier aufzuathmen.

Die Worte, die ihren frischen Lippen entschlüpf-
ten, waren in Folge des ihr bewiesenen Wohl-
wollens weniger schüchtern und befangen, und
heiter schweifte ihr Blick über die Gesellschaft hin.
Mehrere Herren, die sich ihr vorstellen ließen,
versicherten: die kleine Wartenberg sei gar nicht
so übel, und gewiß würde Alma bald ihre ganze
heitere Unbefangenheit wieder erlangt haben,
wenn nicht die Ankunft einer Dame ihren Ge-
danken und Empfindungen eine andere Richtung
gegeben hätte.

Lange schon war Graf Adolph vergeblich die
Säle und Zimmer durchstrichen, um Aurelie von
Hartenstein aufzufinden, jetzt stand er ungeduldig
harrend im ersten Gemach, und schon fing er an,
die Hoffnung aufzugeben, die Bekanntschaft der
interessanten Frau noch an diesem Abend zu
machen, und wollte eben die Einladung zu einer
Partie Whist annehmen, als die Flügelthüren
mit Geräusch aufgerissen wurden und der Diener
mit lauter Stimme verkündete: Freifrau von
Hartenstein!

Aurelie hatte die Trauerkleider abgelegt; ein

Kleid von schwerem weißen Atlas fiel in reichen Falten vom Gürtel zur Erde und verdeckte so kunstvoll die etwas zu üppige Fülle der Gestalt. Ihr reiches schwarzes Haar war von einem Diamantkamm gehalten, und über die vollen weißen Schultern floß, wie hingehaucht, ein Gewebe der feinsten Brüsseler Spitzen. Wie suchend überflog das lichtbraune Auge den weiten Raum und blickte dann freundlich grüßend auf Baron Helmbold, der neben Wartenberg stand, während es rasch mit einem Flammenblick den Grafen streifte.

Aller Augen waren mit dem Ausdruck der Bewunderung auf die schöne imponirende Erscheinung gerichtet, und Gräfin Senden beeilte sich sie mit lebhaften Versicherungen der Dankbarkeit, daß sie ihrem Wunsch nachgegeben habe, zu empfangen.

„Es bedurfte wirklich dieses freundlichen Wunsches von Ihrer Seite, theure Gräfin,“ sagte süß lächelnd Amelie, „um mich zu bestimmen, meine selbst gewählte Einsamkeit, jetzt schon zu verlassen; allein, was könnte ich der Freundin meines Gatten wohl abschlagen?“ fügte sie hinzu,

indem ihr Blick sich umflorte. „Aber nun bitte ich, machen Sie mich Ihrer Gesellschaft bekannt!“

„Ich werde Sie natürlich nur den ersten Damen vorstellen,“ flüsterte Gräfin Senden, „eine Frau wie Sie darf erwarten, daß man ihre Bekanntschaft sucht.“ Aurelie lächelte befriedigt und folgte der Voranschreitenden, die sie mit einigen wenigen Damen der zahlreichen Gesellschaft bekannt machte, welche der Gefeierten sogleich einen Platz bei sich einräumten.

Wie Gräfin Senden es vorhergesehen hatte, so bestürmten sie bald alle übrigen Damen mit der Bitte, sie doch mit der geistvollen Dichterin bekannt zu machen, und Aurelie genoß den Triumph sich von Allen aufgesucht zu sehen.

Mit verbißnem Aerger hatte Graf Wartenberg diesem Drängen und Treiben zugesehen, welches ihm eine Viertelstunde länger des Glücks beraubte, sich der Baronin zu nähern.

Endlich, nachdem die Damen sich zurückgezogen hatten, ward auch ihm das Glück zu Theil, der berühmten Frau vorgestellt zu werden.

„Ich glaube Sie vor einigen Tagen im Prater

in Gesellschaft einer jungen Dame gesehen zu haben, Graf Wartenberg," sagte sich freundlich neigend Aurelie.

„Sie hat mich bemerkt," sagte sich sehr geschmeichelt, Graf Adolph, indem er laut erwiderte: „meine Frau kannte den Prater noch nicht, und ich beeilte mich, ihr dieses Rendezvous der Wiener schönen Welt zu zeigen, wobei mir das Glück zu Theil wurde Ihnen, gnädige Frau, zu begegnen."

„Ah, Gräfin Wartenberg!" rief verwundert Aurelie, „ich glaubte, es sei eine viel jüngere Schwester von Ihnen."

„Meine Frau ist freilich noch sehr jung," erwiderte wie entschuldigend der Graf.

„Die Gräfin ist nicht in der Gesellschaft?"

„Gräfin Wartenberg hat in gewohnter Schüchternheit es wahrscheinlich noch nicht gewagt, sich Ihnen vorstellen zu lassen, gnädige Frau, deshalb bitte ich um die Erlaubniß sie Ihnen zuzuführen."

„Ich werde mich ihrer Bekanntschaft freuen!"

„Die kleine Wartenberg scheint ihr eignes Köpfchen zu haben," sagte Frau von Hartenstein

zum Baron Helmbold, der an ihrer Seite geblieben war, während der Graf eilte Alma herbei zu holen, „sie ist dem Beispiel der andern Damen nicht gefolgt und scheint von mir den ersten Schritt zu unsrer Bekanntschaft zu erwarten.“

„Unkenntniß der Welt und ihrer Sitten, sowie angeborne Schüchternheit,“ erwiderte mitleidig der Baron.

„Hm,“ sagte nach einigem Nachdenken Aurelie, „ich glaube dies kaum, ich habe bemerkt, daß sie mich beobachtet hat, doch wir werden ja sehen!“

„Warum hast Du Dich der Frau von Hartenstein nicht vorstellen lassen?“ fragte leise der Graf, als er Alma endlich in einem entfernten Gemache fand.

„Man hat mich allen anwesenden Damen vorgestellt,“ erwiderte diese sanft, „Frau von Hartenstein ist, wie man mir sagte, ebenfalls fremd in der Gesellschaft und erschien viel später als ich.“

„Und da glaubtest Du, eine so berühmte geistreiche Frau müßte sich einer kleinen fünfzehnjährigen Gräfin zuerst vorstellen lassen, während

alle übrigen Damen es sich zur Ehre rechnen, ihre Bekanntschaft zu machen? Wahrlich ich hätte nicht so viel Stolz bei Dir vorausgesetzt!"

„Es war nicht Stolz, erwiderte etwas gekränkt Alma, ich glaubte es sei der Gebrauch so, auch glaubte ich, ich dürfte Deiner Frau nichts vergeben! Habe ich gefehlt, so verzeih, ich werde mich bemühen meinen Fehler wieder gut zu machen!"

„So komm," rief lebhaft der Graf, „die Hartenstein erwartet Dich!"

Mit ihrer ganzen gewinnenden Freundlichkeit nahm Aurelie die junge Frau auf, und als Alma, von dem Ton dieser Stimme angenehm berührt, es wagte den Blick zu erheben, da leuchteten ihr die klaren braunen Augen der schönen Frau so liebevoll und vertrauenerweckend entgegen, daß sie in ihrem Innern das Mißbehagen schwinden fühlte, welches bei Aureliens Eintritt sie mit ihr selbst unerklärlicher Gewalt ergriffen hatte.

Immer wieder von neuen Bekanntschaften in Anspruch genommen konnte Aurelie indessen nur wenige Minuten der jungen Frau widmen, Alma

zog sich bescheiden zurück, um Andern den Platz nicht streitig zu machen.

Einige Augenblicke darauf näherte sich ihr der Graf mit einem Herrn, den sie bisher noch nicht bemerkt hatte. „Alma,“ sagte er mit dem Ton des Verdrusses, „Graf Eichhorst wünscht Deine Bekanntschaft.“ Und kaum hatte er diese wenigen Worte gleichsam wie unwillig hingeworfen, als er sich eilig wieder dem Kreise zuwendete, der sich um Aurelien gebildet hatte.

Verlegen blickte Alma den Fremden an, der sie seinerseits aufmerksam zu betrachten schien und nach einer augenblicklichen Pause lächelnd sagte:

„Mein guter Adolph hat vergessen hinzu zu fügen: mein Vetter, Graf Eichhorst, was mir, wie ich hoffe, einen freundlichern Empfang von meiner schönen Cousine verschafft haben würde.“

„Ach,“ Sie sind Graf Anselm, der mit meinem Gatten erzogen wurde,“ rief lebhaft Alma, „meine Mutter hat mir oft von Ihnen erzählt. Der alte Graf Wartenberg hat Sie sehr geliebt!“

„Ja, aber mehr noch seinen Namen,“ sagte leise Graf Anselm, und fügte dann laut hinzu:

„es macht mich sehr glücklich, daß Gräfin Linden Ihnen von mir gesprochen hat, und ich Ihnen somit kein Fremder bin!“

„Wie könnte der Jugendfreund, der Vetter meines Mannes mir ein Fremder sein?“ fragte verwundert die Gräfin, und fügte dann lebhaft hinzu, „ich freue mich sehr, einen Verwandten zu finden, hier in dieser großen, mir so ganz fremden Welt, in der ich mich recht einsam und verlassen fühle!“

Anselm sah die junge Frau forschend an und sagte dann weich: „wenn Sie mir das Vorrecht des Verwandten, Sie öfter zu sehen, gestatten wollen, so hoffe ich Ihnen bald als Freund zur Seite zu stehen in dieser Ihnen und Ihrem ganzen Wesen so fremden Welt.“

„Du hattest ja eine recht lange Unterhaltung mit dem Herrn Vetter,“ sagte am andern Morgen, wenn anders man zwei Uhr Nachmittags so nennen kann, Graf Wartenberg zu seiner jungen Gattin.

„Ich freute mich, unter all diesen mir ganz unbekannten Menschen, einen Verwandten zu fin-

den. Du hattest ganz vergessen, mir zu sagen, daß es Dein Vetter sei. Ich glaube, der Graf wird uns diesen Morgen noch besuchen," fügte sie nach einer Pause hinzu.

„So," erwiderte Wartenberg gedehnt, „das ist ja ein sehr lebhafter Eifer! Höre Alma," sagte er dann, „ich kann und will dem nächsten Verwandten mein Haus nicht verschließen, allein Graf Anselm ist mir nicht angenehm, er ist mir überall hindernd in den Weg getreten!"

„Dir hindernd in den Weg getreten?" fragte Alma erstaunt, „aber Du bist ja der Erbe des Onkels und Graf Anselm ist gar nicht hübsch!"

„Ich danke für das Compliment," rief Wartenberg lachend. „Verlieben wirst Du Dich also nicht in ihn?"

„Wie kannst Du nur so etwas fragen," erwiderte erstaunt die Gräfin, „ich bin ja Deine Frau!"

„Immer besser! Aber ich muß Dich jetzt verlassen, kleine Frau, ich habe mit meinem Freunde Helmbold ein Rendezvous, und bin daher genöthigt Dir die Unterhaltung des Herrn Vetters

zu überlassen, nach der ich mich, die Wahrheit zu gestehen, auch eben nicht so gewaltig sehne.“

Ungeachtet dieser so unverholen ausgesprochenen Abneigung des Grafen gegen seinen Jugendgespielen, schien es doch bald, als wenn immer das beste Vernehmen zwischen ihnen beiden geherrscht hätte. Nur mit Aurelien beschäftigt war es Wartenberg, der wohl eine Art Zuneigung, aber keine Liebe für seine junge Frau empfand, angenehm, sich so viel wie möglich frei von allen Rücksichten für dieselbe zu machen, und da seine Kenntniß der Welt ihm sagte, daß es weniger auffallen würde, wenn man Alma in Begleitung seines nahen Verwandten, als mit seinem Freunde, dem Baron Helmbold, der ebenfalls galant seine Dienste angeboten hatte, sehen würde, so gestattete er nicht allein Almas Umgang mit Graf Eichhorst, sondern suchte ihn auf alle Weise zu befördern. Wäre Alma eine glänzende Erscheinung gewesen, hätte ihr Auftreten allgemeines Aufsehen gemacht, so würde vielleicht die Zuneigung des Grafen sich in Liebe verwandelt haben, denn der Besitz dieser Frau hätte

dann seiner Eitelkeit, diesem großen Hebel aller seiner Gedanken und Empfindungen, geschmeichelt. Allein die sanfte Schönheit der jungen Frau blendete nicht, ja sie wurde sogar nur dem näheren Beobachter bemerkbar. Die Wartenberg ist ein hübsches gutmüthiges Kind, sagte man sich, ohne sich weiter die Mühe zu nehmen zu erforschen, ob der Geist, ob das Herz dieses Kindes hoch gebildet, ob es gefühlvoll und edel sei. Gräfin Alma verstand nicht die Kunst sich geltend zu machen, und so ward die köstliche Perle, welche in der fest verschlossnen Muschel verborgen war, nur von Graf Anselm erkannt, und nur er bemühte sich den verborgenen Schatz ans Licht zu fördern. Sehr nachtheilig war es gewiß für Almas Stellung in der Welt, daß eine so glänzende Erscheinung als Aurelie von Hartenstein zugleich mit ihr auftrat. Wer mochte das schüchterne, kaum der Knospe entkeimende Veilchen bemerken, wo der Duft der vollen, in ihrer schönsten Blüthe stehenden Rose ihn berauschte, und wer vergißt nicht alle anderen Blumen und Blüthen, wenn der prächtige

cactus grandiflorus seinen wunderbaren Kelch erschließt? So wie zu dieser Wunderblüthe, die so selten und dann nur eine Nacht blüht, so wallfahrtete alles zu der schönen Dichterin, deren Aufenthalt in Wien, wie man mit Gewißheit wissen wollte, nur von kurzer Dauer sein würde. Alle wollten die kostbare seltene Blüthe gesehen und bewundert, Alle wollten ihren süßen Duft eingeathmet haben. Das stille Veilchen blühte vergessen und unbeachtet, und nur einer nahm es sorgsam und theilnehmend an die Brust und suchte es zu trösten und zu entschädigen für Vernachlässigungen, die das stille Blümchen in seiner angebornen Bescheidenheit kaum bemerkte. Daß der Graf sich der glänzenden Erscheinung zuwenden sollte, lag in dem Plan des Barons, daß aber ein Andrer als er die Rolle des tröstenden Freundes bei der vernachlässigten Frau übernahm, das erfüllte sein Herz mit Haß und banger Besorgniß. Graf Eichhorst war ein Ehrenmann, als solcher war er in der Welt bekannt, er war der nächste Verwandte des Hauses, durch ihn, durch seine Rathschläge konnte Alma einen Ein-

fluß über ihren Gatten gewinnen, der alle Aussichten des Barons zerstörte.

„Verflucht!“ rief er, in seinem Zimmer rasch umher gehend, „dieser kalte Vernunftmensch durchkreuzt meine wohlberechnetsten Pläne! Was habe ich nicht für Künste der Schmeichelei und der schlausten Ueberredung verschwendet, um diesen sogenannten Ehrenmann zu fangen und seinen Geist mir dienstbar zu machen, umsonst, mit einer Klugheit, die meinem Kopf Ehre gemacht haben würde, entschlüpfte er mir, und jetzt droht er mir den Rückzug abzuschneiden. Wer kann auf Weiber bauen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wenn die phantastische Aurelie, durch irgend einen Theatercoup meine wohl durchdachten Pläne zu Schanden machen sollte, wie dies bei einer so excentrischen Person leicht möglich sein könnte, dann sollte der Gimpel, der Wartenberg, als ein Spielwerk in meiner Hand, meine Zukunft sichern! Und da tritt nun der edle Herr Vetter, als Freund und Rathgeber der kindlichen Frau Gemahlin, die, beiläufig gesagt, gar kein solches unbefangenes Kind zu sein scheint, als ich erst

wähnte, auf, und droht durch seinen Einfluß aus meiner geträumten Goldgrube eine Sandgrube zu machen!

Doch nur Geduld, mein edler Herr Graf, so leicht ist Helmbold nicht aus dem Felde geschlagen, und Ihre Schuld wird es sein, wenn eine Ehe, die sonst in dem gewöhnlichen Gleise fortgegangen wäre, bald zu einer der unglücklichsten in der Residenz gehört. Ein geschickter Feldherr deckt seine Flügel und denkt auch bei der größten Siegsgewißheit an seinen Rückzug. Wir wollen dem Sieg entgegen gehen, ohne zu vergessen die Sicherheit des Rückzugs zu decken!"

„Es ist wirklich wunderbar," sagte er zu Aurelien, als er sie am nächsten Morgen zur gewöhnlichen Stunde besuchte, „welchen Capricen die sogenannte schöne Welt unterworfen ist, man fängt an Geschmack an der kleinen Wartenberg zu finden, man findet sie hübsch, man will sogar Verstand bei ihr entdecken, und ich werde mich schließlich gar nicht wundern, wenn ihr flatterhafter Gatte noch zuletzt in Liebe für sie entbrennt, wie ihr trockner Herr Vetter, Graf Anselm

Eichhorst ja nur Augen für sie zu haben scheint."

Aurelie fuhr mit der weißen Hand durch die nachtschwarzen Locken, und indem sie sehr ernst die Spitze ihres kleinen Fußes betrachtete, auf der sich ein Atlaspantöffelchen wiegte, sagte sie wie zerstreut: „ah, Sie glauben, Graf Wartenberg könne sich in seine Frau verlieben?"

„Sie scheint Einfluß bei ihm zu gewinnen. Er erzählte mir erst gestern, er habe ihr versprechen müssen, zum Frühjahr eine Rheinreise mit ihr zu machen."

Frau von Hartenstein erhob sich langsam von ihrer Chaise longue, und indem sie einen Blick in den Spiegel warf und ihre glänzenden Locken ordnete, sagte sie mit einem unnachahmlichen Lächeln: „eine Rheinreise? Mein guter Baron, Graf und Gräfin Wartenberg werden mit mir nach Ungarn gehen!"

Der Baron rieb vergnügt die Hände, sie ist ihrer Sache gewiß, dachte er, nun geschwind, um auch auf der anderen Seite das Eisen zu schmieden! „Du scheinst die Hartenstein zu vernach-

lassigen, Adolph," sagte er bei Wartenberg eintretend, „ich komme von ihr."

„Hat sie über Vernachlässigung geklagt?" fragte erstaunt der Graf.

„Das nicht, sie hat gar nicht von Dir gesprochen, allein sie erkundigte sich nach Deinem Vetter, Graf Anselm, der sich ihr noch nicht einmal hat vorstellen lassen. Sie fand, er habe etwas sehr Distinguirtes in seiner äußern Erscheinung, und solche Bemerkungen machen Damen, wie die Hartenstein nicht, wenn ihr Herz ganz von einem Gegenstand erfüllt, wenn ihre Eitelkeit befriedigt ist!"

Wie der schlaue Baron es berechnet hatte, so wendete nun der Graf seine ganze Aufmerksamkeit der schönen Frau zu. Der Gedanke, daß der verhaßte Vetter ihm hier den Sieg streitig machen könnte, war ihm unerträglich, und um ihn auch sonst noch sein Uebergewicht fühlen zu lassen, verbot er seiner Gattin ihn ferner bei sich zu empfangen.

Die junge Frau litt schmerzlich durch diese Entbehrung, und dies um so mehr, da Warten-

berg, in der ängstlichen Besorgniß seine glänzende Eroberung zu verlieren, sich ausschließlich Aurelien widmete, und auch die äußern Beweise von Achtung und Aufmerksamkeit, die er sonst der Trägerin seines Namens noch gezollt hatte, jetzt ganz aus den Augen setzte.

Graf Anselm war der Verlassenen ein treuer Freund und Rathgeber gewesen, er hatte ihre einsamen Stunden erheitert und ihr in dem bunten Treiben der Welt als leitender Führer zur Seite gestanden.

Dieser Stütze beraubt fühlte die arme Alma sich rathlos, und heiße Thränen flossen oft in der Einsamkeit ihres Zimmers aus ihren schönen sonst so kindlich froh blickenden Augen. Sie liebte ihren Gatten mit all der Hingebung eines kindlichen unverdorbenen Herzens, sie hatte seine freundliche Hinneigung in den ersten Wochen ihrer Ehe für eine Erwiderung ihrer Gefühle genommen. Die sinnliche Erregtheit des schönen jungen Mannes war ihrem unschuldigen Sinn als glühende Liebe erschienen, und mit der ganzen Kraft ihrer Seele hatte sie sich diesem Gefühl, das ihr heilig erschien, da es

legitim war, hingegeben. Jetzt sah sie sich plötzlich vernachlässigt, verlassen, um einer Frau willen, die, das sagte ihr ihr Spiegel, nicht schöner war als sie, und die ihn gewiß nicht so liebte wie sie, denn selbst ihrem ungeübten Blick war es doch nicht entgangen, daß Aurelie nicht ungern die Huldigungen auch andrer Männer annahm und ihren Schmeicheleien wohlgefällig lauschte, während für sie nur Adolphs Lob einen Werth hatte, und sie bemüht war nur ihm zu gefallen.

Mit sechszehn Jahren glaubt man noch an die Allmacht der Liebe, sowie an ihre ewige Dauer. Erst wenn die kalte Hand des Unglücks und traurige Erfahrungen alle Blüthen von der Krone unsers Lebens abgestreift haben, wenn unser Herz aus tausend Wunden blutete und unter den harten Narben, den immer bleibenden Spuren dieser Wunden, keines fröhlichen hoch auflodernden Schlages mehr fähig ist, erst dann wird uns die traurige Gewißheit, daß die Liebe nicht beständig, daß sie nur augenblickliche Erregung ist, eine schöne Blume, deren Blühen nur von kurzer

Dauer, die schon im Entstehen den Keim des Todes in sich trägt, der durch den Besitz schnell entwickelt sie unwiederbringlich der Vergänglichkeit zuführt. Nur das junge, unerfahrne und unverdorbene Gemüth kann den Glauben an ein ewiges Festhalten in sich aufnehmen, nur in dem unschuldigen und reinen Herzen lebt die Kraft der Treue und der Glaube an ihre Wunder, und von allen den vielen Phantasiegebilden, welche Zeit und Erfahrung mit unerbittlicher Strenge zerstören, läßt nichts das innerste wärmste Herzblut so schmerzlich fließen, als der vernichtete Glaube an Liebe und Treue!

Wohin sollte Alma sich wenden in ihrer Trauer, wo sich Rath erholen, da der einzige Mensch, der ihr nahe stand in der so reich bevölkerten Wüste der großen Welt, da Graf Anselm ihr Haus nicht mehr besuchen durfte, und sie ihn nur auf Augenblicke und dann stets im Beisein Andrer sah? Sollte sie ihr Herz gegen ihre Mutter ausschütten und sich von dieser, ihrer ersten Freundin, Rath und Trost erbitten? Allein Gräfin Linden wähnte ihre Tochter zufrieden und

glücklich, sie glaubte ihr Glück für alle Zukunft gesichert, konnte, durfte sie diese wohlthuende Ueberzeugung vernichten? Konnte sie das zärtliche Mutterherz betrüben und auf immer einer bangen Besorgniß preisgeben? Nein, lieber wollte sie allein leiden, wagen und dulden, als daß sie die geliebte Mutter zur Theilnehmerin ihrer Qual machte.

Wartenberg hatte ihr versprochen, eine Rheinreise mit ihr zu machen; das Frühjahr nahte heran, und sie hoffte viel von der Zeit, wo er ihr, wie einst in Wartenberg, wieder allein und ungetheilt angehören würde. Ist er nur erst fern von dieser Frau, sagte sie sich, in deren Blicken ein magischer Zauber liegt, der ihn bethört, dann wird er mir wieder gehören, dann wird er mich wieder lieben, wie in der ersten glücklichen Zeit unsrer Ehe!

Wie ein vernichtender Schlag war es ihr daher, als Wartenberg eines Tages zu ihr sagte:

„Du wünschtest eine Reise zu machen, liebe Alma, ich habe daher Frau von Hartenstein ver-

sprochen, daß wir beim Eintritt der schönen Jahreszeit mit ihr nach Ungarn gehen werden."

„Aber Du hattest mir ja versprochen, mit mir den Rhein zu besuchen," fragte erstaunt die Gräfin.

„Das ist wahr, allein Frau von Hartenstein hat den Rhein schon mehrmals bereist, während Ungarn ihr ganz fremd ist. Der nämliche Fall tritt bei mir ein, und wir sind also, wie Du siehst, die überwiegende Partei, und Du wirst Dich fügen müssen, da ohnedies der Rhein seinen Lauf wohl nicht verändern wird, und wir ihn im nächsten Jahre bereisen können!"

Alma schwieg. In der ersten Aufwallung hatte sie sagen wollen: daß sie es in diesem Fall vorzöge, während der Dauer der Reise bei ihrer Mutter zu bleiben, allein der Gedanke, daß der Graf dessenungeachtet die Hartenstein begleiten würde und dann allein in der Gesellschaft ihrer Nebenbuhlerin wäre, schloß ihr den Mund, und sie erwiderte nach einigem Nachdenken mit scheinbarer Ruhe: „Ich habe mich zwar sehr darauf gefreut, den Rhein zu sehen, allein wenn

Du mir versprichst, im nächsten Jahr diese Reise mit mir zu machen, so will ich Dich jetzt recht gern nach Ungarn begleiten, und dies um so williger," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, „da Du mir ja die tröstliche Versicherung gibst, daß der Rhein auch im nächsten Jahr sein Flußbett noch nicht verlassen haben wird!"

„Du bist ein gutes, liebes Weib," rief der Graf, indem er Alma in seine Arme schloß, „und ich eile, die Baronin von Deiner Einwilligung in Kenntniß zu setzen."

Mit einem triumphirenden Blick kündigte Frau von Hartenstein am andern Morgen dem Baron an, daß die Reise nach Ungarn beschlossen sei. Aber nicht das sonst gewöhnliche beifällige Lächeln verklärte diesmal die Züge des gefälligen Rathgebers; ein düstrer Zug glitt über Helmbolds Gesicht, und ernst sagte er:

„Aurelie, spannen Sie den Bogen nicht zu straff, die Sehne könnte reißen!"

„Was fällt Ihnen ein, Baron," rief ungeduldig die verwöhnte Frau, „wollen Sie den Moralisten machen?"

„Das nicht, allein dieses schnelle Sichfügen der jungen Frau erschreckt mich fast, es deutet entweder auf eine Schwäche und Nachgiebigkeit, wie sie aus den Zügen der Gräfin nicht spricht, oder auf eine Charakterstärke, die bei ihrer Jugend ganz ungewöhnlich ist und mich, wie schon gesagt, fast erschreckt!“

„Sie sehen Gespenster am hellen Tage, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich nichts Außerordentliches darin finde, wenn eine Frau, die noch ein halbes Kind ist, dem Willen ihres Mannes nachgibt!“

„Ja, wenn sie, wie es gewöhnlich vorkommt, mit Thränen und Klagen oder mit Unwillen und Zanken nachgibt, da mögen Sie Recht haben. Allein wenn eine sechszehnjährige Frau mit lächelndem Munde einen lang gehegten Lieblingswunsch aufgibt, so scheint mir diese Frau wenigstens kein gewöhnliches Wesen zu sein!“

„Nun wahrhaftig, das wird interessant,“ rief neckend Aurelie, „Sie fangen an, das Lob der kleinen Gräfin in aller Form zu singen, und ich sollte Sie eigentlich als Reisegefährten anwerben!“

„Das würde Ihnen von wenig Nutzen sein, aber lassen Sie uns die Sache ernst nehmen, was ist Ihr Zweck?“

„Mein Zweck? Ich habe keinen, wenigstens keinen andern, als der tödtlichen Langeweile hier zu entfliehen!“

„Der Langeweile, welche Sie empfinden würden, wenn Wartenberg Wien verlassen hätte! Also Sie lieben den Grafen?“

„Ich wollte, ich könnte es,“ sagte nachdenklich Aurelie, „es muß schön sein, Jemanden aus voller Seele zu lieben! Allein auf die Dauer möchte auch dies langweilig sein,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „die Gefühle müssen wechselnd, müssen mannigfach sein, wenn sie mein Herz befriedigen, meinen Geist beschäftigen sollen, ich glaube, eine lange dauernde Liebe könnte mir unerträglich werden!“

„Und noch eben fanden Sie eine solche Liebe schön! Welch ein sonderbares bewegliches Wesen sind Sie doch! Sie suchen nur Befriedigung der Eitelkeit, Aurelie, möchte sich die verachtete Liebe nicht dereinst rächen!“

„O, mein Gott, Sie werden tragisch! Gönnen Sie mir doch diese kleinen Triumphe, die mich angenehm unterhalten, mich zerstreuen! Eine Stütze bleibt mir ja immer, denn Sie sind ja mein treuer Freund, an den ich mich in Kümmernissen und Täuschungen wenden kann!“

„Ich werde Sie beim Wort halten, gnädige Frau, erfüllen Sie erst, was Sie versprochen haben, der Freund wird Ihnen nicht fehlen, allein, noch einmal, spielen Sie nicht zu gewagt mit der Flamme!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Aurelie blickte ihm lange, in Nachdenken versunken, schweigend nach. „Spielen Sie nicht mit der Flamme,“ wiederholte sie, indem ein düstrer Zug tiefen Weh's über ihr Gesicht glitt! „Möchte sie mich doch verzehren diese Flamme, wenn sie nur einmal mit ihrer ganzen Gluth dies sehnende Herz erwärmte, was im verzweifelnden Schmerz gegen seine Versteinerung ringt. Was sind sie denn diese Siege, um die mein Geschlecht mich beneidet? Wie leicht, wie mühelos sind sie errungen und wie wenig Befriedigung gewähren

sie! Warum muß Helmbold, dieser einzige wahre Freund, den ich besitze, es sich gewissermaßen zur Pflicht machen, alle Schmerzen in mir wach zu rufen? oder sollte auch er — — nein, nein, ich habe seine Liebe bestimmt zurückgewiesen, habe ihm keine Hoffnung gelassen, und er ist mein Freund, mein Rathgeber geblieben; wie kann er anders, als es gut mit mir meinen! Auch Elise, diese Freundin meiner Kindheit, die theure Schwester meines Herzens, warnt mich, beschwört mich um Nachricht, um Aufklärung über mein Thun und Treiben. Ihr scheint es, als wenn die Wolken des Unglücks sich über mir zusammen zögen, als wenn ich hülf- und rettungslos zu Grunde gehen müßte, seit Hartensteins leitende Hand mir fehlt. Ich will Dich beruhigen, Du gute Seele," fuhr sie fort, indem sie zum Schreibtisch ging, „will Dir dies wunde Herz erschließen, das nach einem kräftigen Heilmittel lechzend, wie der der wahren Heilmethode unkundige Kranke nach Palliativmittel greift, und so dem Uebel nur noch mehr Nahrung bietet!"

Aurelie von Hartenstein an Elise Dörfel.

Schon seit mehrern Tagen sind sie in meinen Händen die lieben Zeilen, die mir Dein Herz brachte, Du Schwester meiner Seele, meine Elise, und noch immer hatte ich nicht den Muth, sie zu beantworten, denn es galt, längst verharrschte Wunden wieder aufzureißen und Dich hinabblicken zu lassen in den Abgrund eines zerrissenen Herzens! Ich schonte Dich und mich, und schwieg! Heute nun hat das unvorsichtige Wort eines treuen Freundes sie wieder wach gerufen die schlummernden Schmerzen, das warme Herzblut rinnt wieder aus den tiefen Wunden, und so will ich denn meine Feder eintauchen in dies Blut, will mich nicht schonen in meinen Schwächen und Dir so ein treues Bild entwerfen dessen, was ich fühle, was ich bin. Möchte ich so Dir Beruhigung und mir Frieden gewähren!

Du fragst mich, warum ich so bald nach dem Tode meines Mannes mein schönes Schloß verlassen habe, um nach Wien zu gehen, wo mir

keine befreundete Seele lebt? Ich bin vor mir selbst geflohen, Elise, was soll ich in der Stille des Landlebens? Ein liebendes, ein in sich befriedigtes Herz mag die Stille suchen und in ihrem Schooß sich doppelt glücklich fühlen, das zerrissene Gemüth muß hinaus in die Welt, muß sich fortreißen lassen von ihrem Strudel, sich übertäuben in ihrem Geräusch! Auch hast Du Unrecht, wenn Du wähnst, daß keine befreundete Seele meiner hier harrte, Helmbold lebt hier; ich weiß, Du vertraust ihm nicht ganz, allein welche Zwecke sollte er mir gegenüber verfolgen? Er blieb mir Freund, nachdem ich seine Liebe zurückwies; ist das nicht edel und groß?

Als ich dem Baron Hartenstein vermählt wurde, Du weißt es, Elise, mit welchen Gefühlen, mit welchen Erwartungen ich diesem neuen Leben entgegenging! Wie oft hatten wir nicht, in der stillen Pfarrwohnung Deines Vaters, uns hinein geträumt in diese Welt voll Liebe und voll Glück, die, unsern kindlichen Ansichten nach, die Ehe uns erschließen mußte! Mit aller Gluth des poetischen Gefühls warf ich mich in die Arme

des so viel ältern Mannes, der mich wohl liebte, aber so wie man in den spätern Jahren, wenn alle Freuden der Welt ausgekostet sind, noch lieben kann! Meine Lebhaftigkeit, mein poetisches Gefühl schien ihn zu belästigen, und er gab sich alle Mühe, mich zu einer, wie er es nannte, vernünftigen Frau zu machen. Riß eine gute That, eine schöne Handlung mich hin, so war er eifrig bemüht, mir die unedlen oder eigennützigen Triebfedern dieser That recht genau vor Augen zu legen. Entzückte mich ein Freundschaftsbündniß, so machte er mich mit Eiseskälte darauf aufmerksam, wie oft ein Nichts diesen, wie es schien, für die Ewigkeit geschlossenen Bund zertrümmerte. Stand ein junges Paar am Altar und ich pries, in Thränen zerfließend, das Glück ihrer Liebe, so gab er mir die geheime Lebensgeschichte des Mannes, und ich sah nun in der eben noch im stillen Herzen beneideten Frau nur ein zum baldigen schmerzlichen Erwachen bestimmtes Opfer. So streifte er mit schonungsloser Hand alle bunten schillernden Farben von den Schwingen meiner Phantasie, ohne daß er ver-

mocht hätte, diese Schwingen ganz zu brechen. Endlich, als er sah, daß seine Mühe verloren war, daß ich durchaus nicht zu dem, was er als das Ideal einer vernünftigen Frau betrachtete, umzubilden war, gab er mir, von meiner geistigen Beweglichkeit, von der Gluth meiner Gefühle und der ganzen Art und Weise meiner Auffassung und Anschauungsweise belästigt, selbst den Rath zu schreiben. Wie ein Ertrinkender sich an dem gebotenen Rettungsanker klammert, so ergriff ich diese Idee. In der Stille meines Zimmers strömten sie nun aus alle die heißen, überschwänglichen Gefühle meines Herzens. Wie in Gluth getaucht, flog meine Feder über das Papier, und die brennenden Worte, welche sie auf die weiße Fläche warf, hätten es, so schien es mir, in Asche verwandeln müssen. Als ich geendet hatte, eilte ich mit erleichtertem Herzen zu meinem Gatten, und brachte ihm mein Gedicht; ich wußte es ihm unendlichen Dank, daß er mir ein Mittel geboten hatte, meine Gefühle ausströmen zu lassen, ohne Zurückweisung oder Spott und Mißbilligung zu begegnen. Ich ehrte seinen Verstand, seine Kennt-

nisse und Erfahrungen, und bat ihn um sein Urtheil über mein Werk; aber wie gedemüthigt fühlte ich mich, als er mit einem mitleidigen, fast nichtachtenden Lächeln sagte: „Gute Amelie, um solche Dinge zu lesen, habe ich weder Zeit, noch Geduld, in meinen Jahren hat man verthan mit der Gluth der Gefühle, man kommt zum Positiven, ich würde Dir ein schlechter Richter, ein unbarmherziger Kritiker sein, darum verschone mich, ich bitte!“

In tiefster Seele gekränkt trug ich die Blätter wieder auf mein Zimmer, und war schon im Begriff sie den Flammen zu übergeben, als eine innre Stimme mir zurief: was aus dem Herzen geflossen, wird zum Herzen sprechen! Ich nahm das schon der Vernichtung geweihte Werk und hob es sorgfältig auf, indem ich mir gelobte, Alles aufzubieten, um es, auch ohne die Hülfe meines Mannes, der Oeffentlichkeit übergeben zu können. In dieser Zeit bewährte Helmbold sich mir als der treue Freund, der er mir bis heute geblieben. Du weißt, er liebte mich mit heißer Leidenschaft, doch standen dieser Liebe damals

noch meine Ansichten von der Heiligkeit der Ehe, und daß kein wärmeres Gefühl für ihn in meinem Herzen lebte, entgegen. Ich wies den Flehenden streng und kalt zurück, allein, statt daß, wie ich wähnte, er unser Haus nun auf immer meiden würde, kehrte er nach wenigen Tagen zu mir zurück. „Aurelie," sagte er weich, als ich nicht ohne sichtliches Erstaunen ihn begrüßte, „Aurelie, Sie haben den Liebenden verschmäht, werden Sie auch den Freund zurückweisen? Sie stehen allein in einer Welt, die Sie nicht kennen; wollen Sie mir gestatten, Ihnen Freund und Rathgeber zu sein?" Gerührt von so viel Edelmuth reichte ich ihm die Hand, und unser Bund war geschlossen. Dieser treue Freund war es nun, dem ich meinen Wunsch, sowie meinen Kummer vertraute. Er sah meine Arbeit durch und schien entzückt davon, nur hie und da milderte er den, wie er es nannte, zu kühnen Schwung meiner Phantasie, und so wurden die tiefen wehmüthigen Gefühle eines liebeverlangenden, in glühenden Schmerzen ringenden Herzens der Oeffentlichkeit übergeben. Meine Hoffnung hatte mich

nicht getäuscht, denn wenn auch manche Männer mit vornehmer Gleichgültigkeit, andere mit scharfem Tadel von meinen Leistungen sprachen, in der Brust der Frauen fanden sie Anklang. Gewiß Manche unter ihnen fühlte in der eignen Brust die brennende Wunde, manches blutende Herz verstand das sehnende Verlangen des meinen, und die Sympathien der Frauen flogen mir entgegen.

Damals führten die Berufsgeschäfte meines Mannes ihn in verschiedene Hauptstädte des Auslandes. Ich jubelte diesem Wechsel entgegen, allein ich kannte die Tücken, die Abgründe dieses Meeres nicht, auf dessen anscheinend ruhiger Fläche ich mich so sorglos, so vertrauensvoll hinaus wagte. Wärest Du damals mir nah gewesen, Elise! — Doch die Pflicht des selbstgewählten Berufs hielt Dich fern von mir, und auch Helmbold, der mir gewiß schützend zur Seite gestanden haben würde, konnte uns nicht begleiten.

Als wir an dem Ort unsrer Bestimmung angelangt waren, sagte Hartenstein lächelnd zu mir: „Nun, Aurelie, suche Dich zu zerstreuen! Der

bunte Wechsel der Scenen, die Dich hier umgeben, wird wohlthätig auf Dich und die Dir eigne schwärmerisch poetische Richtung wirken! Meine Geschäfte werden mir zwar nur selten erlauben Dich zu begleiten, allein einer jungen schönen Frau, die eine Stellung wie die Deine hat, fehlt es nie an dienenden Genien, die ihre Schritte geleiten!"

„Ich habe Dir die Welt in dem Spiegel meiner Erfahrung gezeigt, jetzt mag die eigne Anschauung Dir beweisen, ob ich recht oder unrecht gehabt habe. Hier hast Du etwas zu Deiner Toilette," fuhr er fort, indem er mir eine bedeutende Summe einhändigte, „und brauchst Du mehr, so sage es mir, denn ich wünsche, daß meine Frau mit dem ihrem Rang gebührenden Glanz auftrete!"

Ich nahm das Geld, wenn gleich die Art, wie es mir gegeben wurde, mich fast verletzte. Damals erfreute ich mich noch an Putz und Tand, und wenn mein eignes Bild mir am Abend strahlend von Jugend und Schönheit in glänzender Toilette aus dem Spiegel entgegen leuchtete, so

klopfte mein Herz in freudiger Bewegung, und seine Wunden schmerzten wenigstens für Augenblicke nicht mehr.

Wie mein Gatte es vorher gesagt hatte, war ich bald von einem Schwarm junger Männer umgeben, die sich eifrig um meine Gunst bewarben, allein ihre Bemühungen ließen mich kalt, denn Hartenstein, der schon früher länger hier gelebt hatte, kannte den größten Theil von ihnen, und sein scharfer Verstand, sein beißender Witz, schonte keine ihrer Schwächen und Mängel, und so waren die meisten von ihnen mir schon lächerlich, bevor ich sie kannte, und ich entging leicht und ohne Mühe allen mir gestellten Schlingen.

So verging der erste Winter, und noch stand ich rein und fleckenlos da vor den Augen der Welt und dem eignen innern Richter. Allein auch der Reiz der Neuheit war verschwunden, und der alte Schmerz, das tiefe Weh der sehnenden Brust fing wieder an sich zu regen. Der Sommer nahte heran, der Goldflitter der Carnevalslust war erblaßt, die Leuchtkugeln der künstlichen Freuden verschwunden, ich fühlte eine tiefe

unendliche Leere im Herzen, und selbst die Bilder meiner Phantasie waren düster und farblos. Herr von Hartenstein, von Geschäften überhäuft, zog sich mehr und mehr von mir zurück, und so griff ich denn, um dieser trostlosen Einsamkeit des Gemüths zu entrinnen, abermals zur Feder. Aber was ich schrieb, waren die verzweifelnden Klagelaute des einsamen Herzens, und der innere Schmerzensschrei tönte aus jedem Verse wieder.

„Arme Freundin," schrieb Helmbold, dem ich das Gedicht sendete, „was müssen Sie leiden! welch herzzeerreißende, aus der tiefsten Seele hervordringende Klagelaute enthalten diese schönen Verse!"

Der zweite Winter begann mit seinen Festen, seinen Opern, Komödien, Bällen und Vorlesungen, kurz die alte Leier wurde wieder gestimmt und spielte wieder die allbekannten alten Melodien. Aber mir erschien Alles neu, Alles zauberisch schön, denn die Liebe hatte das Alltäglichste mit ihrem Duft, mit ihrer Farbenpracht übergossen. O, Elise, ich war glücklich, selig, und ich glaubte diese Seligkeit müsse ewig währen!

Soll ich sie Dir beschreiben, Elise, diese Zeit der süßen Täuschung, vor deren strahlendem Glanz alle Wolken des irdischen Daseins zerrannen, so daß mein entzücktes Auge hinein schaute in die unendliche Seligkeit des tiefblauen glanzdurchflutheten Himmels? Soll ich Dir den Namen desjenigen nennen, dem ich diese, ach so bald zerronnene Seligkeit verdankte? Nein, ich will sie nicht wach rütteln alle die durchgekämpften Schmerzen, sei es genug, daß Du weißt, daß es ein kurzer Traum war, dem ein schmerzliches Erwachen folgte! Das Gefühl, welches ich für die Ewigkeit begründet glaubte, schwand dahin wie der Schaum der Welle, die der Sturm an's Ufer trägt, wo auf dem feuchten Ufersand alle die unzähligen in den Farben des Regenbogens schillernden Perlen zerrinnen und keine Spur ihrer Schönheit bleibt! Der Mann meiner heißen Liebe erkaltete, und ach, auch in der eignen Brust fühlte ich nur zu bald die Flamme verglimmen, die dem heiligen Feuer der Vesta an ewiger Dauer gleichen sollte. Aber wie der unglücklichen Priesterin, die das reine Feuer verlöschen läßt, so

folgte auch mir die Strafe. O, Elise, es ist unbeschreiblich traurig, eine Leidenschaft, der man die Dauer der Ewigkeit zutraute, langsam im eignen Herzen erkalten zu fühlen, es ist traurig zu sehen, wie die Glorie, welche die eigne Phantasie um das Haupt des Geliebten wob, nach und nach erbleicht, wie die strahlenden Farben eine nach der andern schwinden, und man zuletzt da, wo man sonst den Gott verehrte, nun mit kaltem, leeren Herzen dem gewöhnlichen Menschen theilnahmlos gegenüber steht, und vergeblich nach den Vorzügen späht, die uns sonst entzückten! Aber wer es einmal empfunden hat das allbeseligende Gefühl der Liebe, der kann nicht mehr leben in der nüchternen Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens! Mein Herz sehnte sich nach den Stürmen der Leidenschaft, welche es selig und elend gemacht hatten, zurück zu dem überströmenden Glück, zu dem Krampf des Schmerzes! Lieber wollte ich leiden und dulden, lieber tödliche Schmerzen ertragen, als wiederum fortleben in dieser Herz und Geist tödtenden Gleichgültigkeit, in der ich bis zu dem Erwachen mei-

ner tiefsten heiligsten Gefühle gelebt hatte! Was sollte ich auch thun? mich an die Brust meines Gatten werfen, der, nur Geschäftsmann, abgestumpft für jedes wärmere Gefühl, die heiße Gluth, die mich verzehrte, das innige Liebesbedürfniß meines armen Herzens nur bespöttelt oder als romantische Schwärmerei verlacht haben würde? Wie konnte der bloße Verstandesmensch beurtheilen, was meine Seele zerriß! Wie konnte der, der die Vernunft als alleinige Göttin auf den Altar setzte, die Gefühle des Herzens verstehen? Ich schwieg, um feinem Spott zu entgehen, aber im Stillen spähete ich ängstlich umher, ob nicht ein Herz dem meinigen antwortend begegnete. Endlich glaubte ich gefunden zu haben und mein Gemüth erschloß sich mit Wonne diesem neuen Leben der Seele! Doch was soll ich Dir sagen, Elise, die Blüthe welkte, ehe sie zur Frucht wurde! Ein neuer Irrthum war's, der mich umfangen hielt und gleichgültig löste sich auch dieses Band!

Du schreibst mir: die Welt nenne mich leichtsinnig und unbeständig, und beschwörst mich das

heiligste, was eine Frau hat, meinen guten Ruf
zu schonen, vorsichtiger in meiner Handlungsweise
zu sein. — Würde ich denn dadurch besser, wenn
ich den Schein der Prüderie, der strengen Zu-
rückhaltung annähme? Glaube mir, Elise, die
Wahrheit ist immer schön, auch das Weib hat
unveräußerliche Rechte, und nicht die Natur,
nicht der Wille des Schöpfers, nein nur die
Herrschsucht der Männer strebt ihr diese zu ent-
reißen! Bin ich deshalb leichtsinnig, weil ich
vor der Welt eine Treue nicht heuchelte, die ich
im Herzen nicht bewahren konnte? Kann man
Jemanden verdammen, der eine Blume, deren
Glanz ihn angezogen hat, wegwirft, weil er sie
geruchlos findet? Zeige mir den Mann, der das
erfüllt, was ich mir als Ideal der Männer träume,
und die leichtsinnige, unbeständige Aurelie wird
einer tiefen Liebe, einer unwandelbaren Treue
fähig sein! Allein, was habe ich bis jetzt gefun-
den? den Einen reizt der Glanz meines Namens,
den Anderen zieht meine körperliche Schönheit
an, während der Dritte nur der hinterlassenen
Reichthümer des Herrn von Hartenstein gedenkt.

Wer fragt nach meinem Herzen und doch bebt in ihm der Pulsschlag des Lebens!

Mein Gatte nahm mir den blinden Glauben an die Menschen, und ließ als traurige Erbschaft, mir den klaren Blick, den zersetzenden Verstand; traurige Erfahrungen unterstützten sein Bestreben, und so wurde ich was ich bin! Gönne Du mir nun, unbekümmert um das Urtheil der Welt, die kleine Freude, welche meine nutzlosen Eroberungen mir machen, und verdamme nicht das Spiel der Eitelkeit, was wenigstens eine Beschäftigung gewährt.

Aurelie.

Der Tag der Abreise war für die ersten Wochen des Mais bestimmt, und Alma ordnete noch einige Kleinigkeiten, die sie der theuren Mutter zu überschicken gedachte, als Anselm ihr gemeldet wurde.

„Graf Eichhorst?" fragte sie zögernd, ungewiß, ob sie dem eignen Wunsch oder dem Willen ihres Mannes Folge leisten sollte.

„Der Herr Graf kommen, um Abschied zu nehmen," fügte der harrende Diener hinzu, und schnell entschlossen erwiderte Alma:

„Der Besuch des Herrn Grafen wird mir sehr angenehm sein!“

Es war ihr unmöglich den einzigen Freund, den sie, das fühlte sie wohl, in dem weiten großen Wien hatte, reisen zu lassen, ohne ihm wenigstens ein freundliches Lebewohl zu sagen. Sie hatte in den letzten Wochen, wo Wartenbergs Verbot ihn fern hielt, zu schmerzlich seinen Umgang vermißt, um nicht eifrig den Vorwand zu ergreifen, den seine Abreise ihr gewährte, dies durch nichts begründete Verbot zu umgehen.

„Ich bin lange nicht so glücklich gewesen, meine theure Cousine zu treffen,“ sagte der eintretende Anselm, „wenigstens war Ihre Thüre immer verschlossen!“

„Ich war viel aus,“ erwiderte erröthend Alma „und — —“

„Lassen wir dies Alles auf sich beruhen,“ rief lebhaft Graf Eichhorst, „ich bedarf keiner Erklärung, keiner Entschuldigung! Ich bin glücklich, wenn ich weiß, daß Sie mich nicht ungern kommen sehen und daß ich mir Ihr Mißfallen nicht zugezogen habe!“

„Sie kommen, wie ich höre, um Abschied zu nehmen," erwiderte nicht ohne Verlegenheit die junge Frau, „werden Sie eine größere Reise machen?"

„Ich gehe auf mein Gut in Tyrol, und da mein Weg mich nicht weit von Schloß Linden vorbei führt, so komme ich, um mir Ihre Befehle zu erbitten."

„Ach, Sie werden meine theure geliebte Mutter sehen," rief Alma tief bewegt, „o, wie danke ich Ihnen, daß Sie den Umweg nicht scheuen, um der Guten Nachricht von mir zu bringen, was tausendmal mehr Werth für sie haben wird, als alle meine Briefe, die nur so mangelhaft das lebendige Wort ersetzen!"

„Ich werde der Gräfin Linden die beruhigende Nachricht bringen, daß ihre theure Tochter wohl und glücklich ist," sagte Anselm, indem er seinen Blick fest auf das Gesicht der jungen Gräfin haften ließ.

Eine Wolke verdunkelte auf einen Augenblick die schönen Züge, dann sagte sie gefaßt: „ja sagen Sie der guten Mutter, daß ich wohl und zufrieden bin."

„Sie ist zu wahr, um zu heucheln," sagte sich leise Graf Anselm, „die Resignation kann auch zu-

frieden machen!" laut fuhr er fort: „Und Sie werden auch bald Ihre Reise antreten, wie ich durch den alten Joseph hörte. Wie werden Sie sich freuen den majestätischen Rhein und seine poetischen Ufer zu sehen!"

„Wir gehen nicht an den Rhein," sagte tief erröthend Gräfin Alma, „sondern nach Ungarn."

„Und warum haben Sie diesen Plan geändert, von dem Sie mit solcher Freude sprachen?"

„Graf Adolph war noch nicht in Ungarn, er wünscht dies Land, wo er, wie Sie wissen, auch Besitzungen hat, kennen zu lernen," erwiderte nicht ohne einigen Zwang die Gräfin, „doch hat er mir versprochen, im nächsten Jahr die Rheinreise mit mir zu machen. Er tröstete mich damit, daß bis dahin der Rhein sein Flußbett noch nicht verlassen haben würde," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, hinter welchem aber für den erfahrenen Menschenkenner die schlecht verborgenen Thränen lauschten.

„Ich habe eine wunde Stelle getroffen," dachte wehmüthig Anselm, „ich will versuchen, meinen Fehler wieder gut zu machen."

„Sie werden bei dem Tausch nichts verlieren,“ fuhr er gegen Alma gewendet fort, „Ungarn ist ein schönes Land, und die Sitten und Gebräuche seines tapfern Volks sind des Studiums wohl werth!“

„Und ich werde Alles von der poetischsten Seite auffassen lernen, denn — Frau von Hartenstein begleitet uns!“

Ein Ausruf der Verwunderung und des Mißfallens, wollte schon den Lippen des Grafen entschlüpfen, aber schnell seine Bewegung bemeisternd, sagte er ruhig: „ich würde Ihnen rathen mit eignen Augen zu sehen. Der Enthusiasmus Andrer wirkt wie gefärbte Gläser, er zeigt uns Alles in einem andern Lichte. Nur was wir durch die eigne Auffassung uns zu eigen machen, wird ganz unser und gibt uns dauernden Genuß. Ich würde Ihnen rathen, daß Sie, um die schnell vorüber gehenden Eindrücke zu fesseln, und um sich für spätere Zeiten eine Freude an dem Erlebten und Gesehenen zu bewahren, nicht allein die Gegenstände, die Ihrem Blick vorüber ziehen, sondern auch Ihre jedesmaligen Empfin-

dungen bei deren Anblick genau aufzeichneten. Nichts gewährt in spätern Jahren ein größres Interesse, als ein solcher Rückblick in das eigne Herz, sowie nichts milder und versöhnender stimmt, als strenges Studium des eignen Charakters! Was uns, während wir getreu Alles aufzeichnen, eine Beschäftigung, ja oft einen Trost gewährt, wird uns dann später zur Lehre der Milde und der Duldung, oder wir erfreuen uns wenigstens der Kraft, die uns das Leid überstehen half, während die frohen Ereignisse, die angenehmen Eindrücke unser Herz und unsern Geist auch in der Erinnerung noch angenehm beschäftigen."

Alma versprach den Rath des Freundes zu befolgen, und Anselm verließ sie mit der Beruhigung, ihr Veranlassung zu einer Beschäftigung gegeben zu haben, die ihren Geist nothwendig auf äußre Gegenstände richten mußte, und so ihr nützlich geworden zu sein.

Daß Alma an der Seite des leichtsinnigen Grafen Wartenberg nicht dauernd glücklich sein konnte, hatte Anselm sich nach den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft gesagt. Er ahnete in der

jungen Frau eine Tiefe des Gemüths, eine Liebesfähigkeit und Stärke, werth eines andern Schicksals, als er nach der Kenntniß des Charakters seines Vetters für sie voraussah, und herzliche Theilnahme, inniges Mitleid zog ihn zu dem jungen Geschöpf, das von einer andern Hand gepflegt, alle Blüthen des Herzens und des Geistes zum schönsten Flor erschlossen haben würde. Er nahm sich vor, ihr als Freund tröstend und berathend zur Seite zu stehen, damit der reiche Schatz, der hier verborgen lag, nicht durch eine ungeschickte Hand auf immer dem Licht entzogen würde. An sich selbst, an die Gefahr, die für sein eignes Herz aus der Rolle, welche er übernehmen wollte, entstehen konnte, daran dachte er nicht. Nur Almas Geschick vor Augen und sich der eignen Kraft bewußt, glaubte er in ihr nie etwas Andres zu sehen, als das Weib seines Vetters, die Verwandte und Freundin, und überließ sich sorglos dem Gefühl der Theilnahme, welches ihn unwiderstehlich zu der jungen Frau hinzog, deren künftiges Geschick er vorahnend fühlte.

Alle Vorkehrungen der Reise waren getroffen, und an einem schönen Maimorgen verließ das aus so verschiedenen Stoffen zusammengefügte Kleeblatt die Mauern Wiens. Durch den mahnenden Brief ihrer Freundin aus dem wachen Traum der Selbstsucht und Eitelkeit aufgeschreckt, fühlte Aurelie von Hartenstein eine Art Mitleid mit der jungen Frau, die in schüchterner Verlegenheit, gleichsam als scheute sie die vergleichenden Blicke des ihr gegenüber sitzenden Grafen, neben der gefürchteten Nebenbuhlerin saß.

Auch das kälteste, durch Egoismus und Gefallsucht verhärtete Herz kann sich den Mahnungen des Gewissens nicht ganz entziehen, und selbst in dem durch das Getreibe der Welt, durch kleinliche Leidenschaften verhärtetem Gemüth regt der Genius der Kindlichkeit und Unschuld noch manchmal die gebundenen Schwingen, und das ist ein Trost bei der Verderbtheit, in welcher der größere Theil der Menschen gesunken ist, daß wir das Göttliche in uns nicht ganz ertödten können! Mag das Gold mit Bergen von Schlacken bedeckt sein, immer wird sich doch eine Spalte, ein klei-

ner Ritz finden, zwischen dem sein reiner Glanz hervorleuchtet und dem suchenden Auge sagt: bin ich auch tief verborgen, so strebe ich doch dem Lichte zu, und irgend eine Erderschütterung wird die Massen sprengen, die auf mir lasten und mich wieder den Augen Aller sichtbar machen!

Aurelie von Hartenstein gehörte nicht zu jenen von Natur engherzigen Gemüthern, die in ihren kleinlichen Leidenschaften keines Aufschwungs, deren verknöcherten Herzen keiner weichern Empfindungen fähig sind. Ihre Fehler waren Folgen ihrer Stellung zur Welt und einer verfehlten Erziehung, denn wo ihr Gefühl in Anspruch genommen wurde, gewann das Bessere bei ihr schnell die Oberhand. Almas schüchterne Unterwerfung, ihre Furcht, die aus der Demuth ihres Herzens entsprang, rührte sie, und so wendete sie sich mit ihrer ganzen gewinnenden Freundlichkeit der jungen Frau zu, während sie die Aufmerksamkeit des Grafen wenig zu beachten schien.

Almas einfacher Sinn, der nur einer bestimmten Richtung folgte, begriff diese Beweglichkeit des Geistes und des Gemüths nicht, und mit

inniger Freude gab sie sich der Ueberzeugung hin, in ihren Befürchtungen zu weit gegangen zu sein, und bat im Herzen der interessanten Frau demüthig das Unrecht ab, welches sie ihr gethan zu haben glaubte. Ihre kindliche Heiterkeit kehrte zurück, zumal da ihr Gatte, aus Verdruß sich von Aurelien unbeachtet zu sehen, mit ungewohnter Zärtlichkeit sich ihr wieder zuwendete. So vergingen die ersten Tage dieser so gefürchteten Reise den Theilnehmerinnen weit angenehmer, als sie es erwartet hatten, denn auch Aurelie fühlte eine Art Beruhigung, ein wohlthuendes Gefühl in sich, da sie die junge Frau so hingebend und heiter sah.

„Ich befolge Deine Lehren, theure Elise,“ schrieb sie der Jugendfreundin, „denn Du bist meine Vernunft. Ich habe es aufgegeben, einen jungen, schönen Mann zu meinen Füßen zu sehen, blos um seiner sechszehnjährigen Gattin keine Thräne zu entlocken. Ist das nicht edel? Ich wagte den Kampf; doch nachdem ich sah, daß ich Siegerin sein würde, gab ich großmüthig den Sieg auf, und das ist nicht so leicht, so unbe-

deutend, als Du wähnst, denn es liegt ein eigner Reiz darin, seine Macht zu fühlen, sie zu gebrauchen, zu herrschen über den Geist, den Willen dieses Geschlechts, das sich das stärkere nennt und doch eine verwundbare Stelle hat, bei welcher erfaßt auch der Stärkste und Weiseste nicht besteht, und diese Achillesferse, die allen Männern den Untergang bringt, ist ihre Eitelkeit! Könnten sich die Frauen entschließen, diesem Götzen fortwährend zu schmeicheln, wir würden weit weniger unglückliche Ehen zu beklagen haben! Was bannt den Mann an den Triumphwagen einer gefeierten Frau? Nicht Liebe, nein, gewöhnlich nur die Eitelkeit! Was macht ihn zum Sclaven ihrer Launen? Die Eitelkeit! denn eher will er sich tyrannisiren lassen, als vor der Welt als verschmäht erscheinen! Was gibt oft der unliebenswürdigen Maitresse mehr Gewalt über den Mann, als seine schöne liebenswürdige Gattin je erringen konnte? Seine Eitelkeit, denn diese fühlt sich angenehm berührt durch die Schmeichelworte der käuflichen Geliebten, die ihn als Gott zu verehren scheint,

ihm Weihrauch streut, während sie ihn im Geheim verlacht, und Entzückungen heuchelt, die dem keuschen Sinn der Gattin fern stehen! Graf Wartenberg gibt vor mich zu lieben, liebt mich vielleicht auch wirklich. Da er seit Kurzem erst mit einer schönen, jungen Frau vermählt ist, so hatte dieser Sieg einen gewissen Reiz für mich, und ich beschloß ihn zu verfolgen. Helmbold schilderte mir Gräfin Wartenberg als willenskräftig und selbstständig, weshalb es mir der Mühe werth erschien, meine Macht zu erproben und Wartenberg zu bereden, einen Reiseplan, der der Lieblingswunsch seiner Gattin gewesen war, aufzugeben und mir nach Ungarn zu folgen. Ich erwartete bei der Gräfin den Widerstand eines verzogenen Kindes zu finden, allein Alma Wartenberg unterwarf sich demüthig. Das hat mich entwaffnet, und ich habe beschlossen, daß während der ganzen Reise kein Weh dies arme Herz bewegen, keine Thräne diesem klaren, blauen Auge entquellen soll. Lobst Du mich nicht, Elise?

Aurelie.

Alma von Wartenberg an ihre Mutter, Gräfin Linden.

(Auf dem Dampfschiff.)

Der Kessel zischt, dicker Dampf steigt aus dem hohen Schornstein, und die Maschine setzt sich seufzend in Bewegung. Immer schneller wird der Umschwung der Räder, so daß die grünen Wellen der Donau, zu weißem Schaum verwandelt, hoch aufspritzen und uns mit einem feinen Sprühregen bedecken. Aurelie und Adolph stehen am Steuerruder, und die wunderschönen Augen der genialen Frau schweifen dahin über die dichtbewaldeten Ufer und wenden sich sehnsüchtig der Kaiserstadt zu, die mit ihrem gebirgigen Hintergrund wie grüßend über die Wälder zu uns herüber schaut. Ich habe mir ein Tischchen auf das Verdeck bringen lassen, um für Dich, meine theure Mutter, die Eindrücke aufzuzeichnen, wie sie sich mir bieten. Ich weiß, Du bist im Geist bei Deiner Alma, und Deine Gedanken begleiten sie auf dieser ersten Reise; auch das Unbedeutende wird Reiz für Dich haben, denn die Liebe nimmt

mit gleicher Freude das bescheidene Vergißmeinnicht, wie die prächtige in Duft und Farbenglanz prangende Rose.

Die Wälder sind verschwunden und steile Kalkfelsen erheben sich an beiden Seiten des Flusses. Auf unserm Schiff sind Deck und Cajüten voll von Reisenden, die nach Pesth und Constantinopel gehen. Aurelie scheint sich an dem bunten Gewirr zu erfreuen, dahingegen es mich beängstigt. Wie leicht und frei bewegt sie sich zwischen den vielen Männern aller Nationen, mit denen sie sich unbefangen unterhält, als seien es alte Bekannte. In welchem schroffen Widerspruch steht doch das Weltleben oft mit den Regeln, die man uns im Kloster und im elterlichen Hause gibt! Adolph meint, ich benehme mich mit einfältiger, kindischer Zurückgezogenheit, allein es ist mir Alles so neu, so ungewohnt! Auf Reisen hat man nicht die Etiquette des Salons, sagt der Graf, man bewegt sich freier. Vielleicht hat er Recht, doch in meinem Innern sagt mir eine Stimme,

daß Du, meine Mutter, nicht unzufrieden mit mir sein würdest.

Von der Gloriette in Schönbrunn sah ich öfter deutlich die schöne Haimburger Felsenpforte, durch welche die Donau in die ungarische Ebene hineinströmt. Hier aber, auf der Mitte des majestätischen Stroms, welch einen großartigen Anblick gewährt sie da! Steile Felsenwände, auf deren Gipfeln die Ruinen von Burgen und Verschanzungen sich zeigen, fallen zum Strom ab, während andere sanftere Abhänge grünen Weinbergen gleichen, auf deren terrassenförmigen Absätzen die Stadt Haimburg ruht. Mächtig breitet hier die Donau ihre grünen Gewässer aus, daß sie fast den Umfang eines Sees erreichen; unser Schiff steuert der Stadt zu, — doch nein, der Strom macht eine Wendung und unserm entzückten Blick zeigt sich Theben mit seiner prächtigen Ruine, goldig von der Sonne beglänzt und von blühenden Bäumen umduftet.

Wir haben die Grenze Ungarns passirt und auf dem Verdeck erschallte der Ruf: „nun sind wir im freien Land!“ Mir war der Sinn dieser Worte nicht klar, und neugierig fragte ich deshalb einen alten Herrn, der in meiner Nähe saß und mir schon mehrmals kleine Aufmerksamkeiten erwiesen hatte. „Sie nennen es ein freies Land,“ sagte dieser lächelnd, „weil der ungarische Edelmann frei und unverletzlich ist, weil er frei von allen directen Steuern, frei von dem Zehnten an die Geistlichkeit und frei von jeglichen Mauth- und Dreißigstzöllen ist.“

„Ja, der Edelmann, aber nicht das Volk!“ rief ich.

„In Ungarn ist der zwanzigste Mensch ein Edelmann,“ erwiderte der Alte, „und also ist jeder zwanzigste Mensch ein politisch Berechtigter, und in dieser Hinsicht nimmt Ungarn unter den constitutionellen Staaten Europas den ersten Rang ein, da selbst in Frankreich unter dem Bürgerkönig Louis Philipp nur der einhundert und dreißigste die vollen politischen Rechte genießt.“

Der alte Herr erzählte mir noch viel von den Einrichtungen des Landes, welches wir zu bereisen gedachten, von dem Geiste des Volks, seinen Sitten und Gebräuchen, und soll ich den Worten des Erzählers trauen, so regt das alte Magyarenthum sich mächtig und strebt eifrig sich Geltung zu verschaffen.

Wir sind in Preßburg. Die Gegend von Theben bis hier bietet auf dem nördlichen Ufer manche Abwechselung, während das rechte sich immer mehr verflacht und in eine trostlose Ebene ausläuft. Kaum in der Stadt angelangt wünschte Aurelie schon den Schloßberg zu besteigen und das Schloß zu sehen, dessen Zinnen uns auf dem Strom schon aus weiter Ferne über die große Stadt entgegenschimmerten. Wir überschritten die Promenade, welche die breite Hauptstraße theilt, und stiegen die engen und schmutzigen Straßen hinan, bis in die Vorstadt, die sich bis zur Höhe des Berges im Bogen hinauf zieht. Hier stand auf einem freien Platz der alte Sitz und Krönungsort der ungarischen Könige, jetzt zur Ruine

geworden durch die Gewalt des Feuers, doch noch großartig in seiner Vernichtung. Aurelie schrieb eifrig in ihre Tabletten, und ich lehnte an einem verfallenen Mauerwerk und schaute hinab in die fruchtbare Ebene, und meine Gedanken flogen zu Dir, theure Mutter, während Adolph den Shawl der Hartenstein hielt und in ihrem Anschaun versunken schien.

Als wir hinab stiegen brachten Kinder Frühlingsblumen zum Verkauf, Adolph nahm den schönsten Strauß und überreichte ihn Aurelien. Meine Hand blieb leer und heiße Thränen traten in meine Augen. Das war kindisch, nicht wahr Mutter? denn in der Ehe hören ja die Galanterien auf, wie Adolph sagt. Aurelie mußte etwas von meiner Verstimmung bemerkt haben, sie theilte den Strauß und gab mir die größere Hälfte. Ich dankte, allein ich konnte mich nicht freuen, die Blumen kamen mir vor wie ein hingeworfenes Almosen. Es war Abend geworden, wir kamen an mehrern hell erleuchteten Kaffeehäusern vorüber, worin viel Menschen, nur mit Rauchen beschäftigt, saßen. Aurelie warf einen Blick hinein und sagte, daß

diese Bilder sie an den Orient erinnerten. Sie war mit ihrem verstorbenen Gatten in Constantinopel und spricht sehr anziehend über ihre Reisen, so daß ich mir neben dieser Frau oft vorkomme wie ein unerfahrnes Kind, und es Wartenberg nicht verargen darf, wenn er nur ihren Worten lauscht.

Gern würde ich den schönen majestätischen Strom noch ferner durchschifft haben, allein Frau von Hartenstein wollte die Schlösser und Parkanlagen des Fürsten Esterhazy sehen, und so setzten wir denn unsere Reise zu Lande fort. Bald hatten wir die große Straße von Wien nach Pesth erreicht, und befanden uns in den Esterhazyschen Besitzungen. Die Wege waren schlecht und unser Wagen bewegte sich nur langsam weiter. Aurelie wurde ungeduldig, allein man versicherte uns, daß dies nichts sei im Vergleich zu den Straßen tiefer im Innern des Landes, wo selbst in den magyarischen Städten und Dörfern die breiten ungepflasterten Straßen sumpfig und oft bodenlos sein sollen.

Frau von Hartenstein schien etwas entmuthigt durch diese Beschreibung, doch setzten wir unsern Weg fort und hatten bald eines der prächtigen Schlösser des Fürsten erreicht.

Soll ich Dir nun eine Beschreibung der Parkanlagen, der prachtvollen Gebände mit den darin enthaltenen Kunstschätzen machen? Ich würde nur schon oft Gesagtes wiederholen und Dich ermüden, und so will ich nur eines reichen Schatzes von Kirchenmusiken gedenken, die Hummel, der eine Zeitlang Kapellmeister des Fürsten war, gesammelt hat und die die schönsten und seltensten Compositionen enthielten.

Frau von Hartenstein besah Alles genau und schrieb viel in ihre Tabletten. Ich würde glauben, daß sie eine Reisebeschreibung heraus geben wollte, wenn nicht Poesie ihr eigentlicher Beruf wäre.

Als wir das Schloß verlassen hatten und eine Strecke gefahren waren, sahen wir auf einem Felde, welches, wie es schien, eben urbar gemacht wurde, eine Menge Menschen beschäftigt, in deren Mitte ein noch ganz junger Mann als Aufseher stand. Die malerische Tracht, die er trug, zog

unsere Augen auf ihn, ein runder Hut mit breiter flacher Krempe, worunter blonde Haare in reichen Locken herabfielen, beschattete sein Gesicht, über die Achsel hing leicht ein blauer mit bunten Schnüren besetzter Dollmann, und kleine Stiefel schlossen sich an das enge blaue Beinkleid. In der Hand hielt er einen langen weißen Stab, auf welchen gelehnt er der Arbeit ruhig zuschaute.

„Was ist das für ein Mensch?" fragte Wartenberg den Postillon.

„Das ist der Aufseher, oder der Haiduck, wie die Leute ihn nennen, er muß darauf sehen, daß die Robotter nicht faulenzen."

„Aber der lange Stab in seiner Hand dient nicht zum Züchtigen?" rief ich lebhaft, „er hat nicht das Recht die Leute zu strafen?"

„Hm, das Recht hätte er wohl, allein sie thun's nicht mehr, nur je zuweilen bei den Slaven, die nicht ohne Schläge gezogen werden können."

Als wir vorüberfuhren, grüßte der junge Mann mit feinem Anstand, während ein tiefes Roth sein Gesicht überzog.

„Mein Gott, wie schön ist dieser Mensch!“ rief lebhaft Aurelie, „welche schöne Formen, welch Ebenmaaß der Glieder, man glaubt den jugendlichen Apoll zu sehen, und dieser Jüngling wird als Mann einst die Antiken beschämen!“

Ueber Adolphs Gesicht flog bei dem begeisterten Ausruf der schönen Frau eine Wolke des Unmuths, und meine Wangen brannten im Gefühl heißer Scham.

Ein ganz neuer Anblick bot sich mir in dem nächsten Städtchen, wo wir zu Mittag aßen. Kaum hatten wir an der Wirthstafel Platz genommen, denn Frau von Hartenstein liebt nicht auf dem Zimmer zu speisen, und sagt, auf Reisen sei man eben nichts als ein Reisender und müsse sich unter die Menschen mischen, — als eine ganze Bande Zigeuner eintrat und mit Hackebret, Geige, Flöte und Baß Musik machte. Mir war diese Art Musik völlig neu und erschien mir als ein willkührliches Charivari, ein Herumstürmen in den wildesten Dissonanzen, allein Aurelie belehrte mich, daß ein tiefer poetischer

Sinn darin liege. Es waren sogenannte Werbungen, welche die Leute spielten, die ihren Ursprung den Rekrutenwerbungen verdanken. Hören Sie dies düstre Moll, rief Aurelie, das oft in dem Aufschrei des Jammers übergeht, es sind die Klagen des Scheidenden, der aus den Armen seiner Familie, vom Herzen der liebenden Braut gerissen, in diesen kreischenden Lauten seinen Schmerz ausströmt, dahingegen in den weichen Tönen die Thräne der Verlassenen zittert. Wild und rauschend wird jetzt die Weise, ganz dazu geeignet den halb Berauschten zu verwirren und in eine leidenschaftliche Stimmung zu versetzen. Die Schmerzen des Abschieds sind überwunden, die Klage verstummt, die Kriegstrommete glaubt man erschallen zu hören, und begeistert greift der Ungar zu dem Schwert, er wähnt, die kriegerischen Töne rufen ihn die Freiheit des geliebten Vaterlandes zu erkämpfen, und dieses Götterbild, dieses Ziel seines Strebens vor Augen, vergißt er Heimath und Geliebte und strebt dem schönen Ideal nach! Allein, schnell in Dur übergehend, weckt der harte Schluß ihn aus seinen Träumen,

und der freie Mann sieht sich mit Schmerz als österreichischen Conscribirten!"

Almas Mittheilungen wurden hier unterbrochen, Aureliens wechselnder Sinn ließ sie bald die Landreise langweilig finden, und auf einem Arm der Donau schiffte man sich wieder ein, um auf dem großen Strom das Dampfschiff wieder zu betreten. In Pesth angelangt schrieb Aurelie der Jugendfreundin, und wir geben dem Leser einen Theil des Briefes, der ihn, besser als wir es vermögen, einführen wird in das Gefühlsleben der schönen Frau.

Aurelie an Elisen.

Ich habe Dir Wort gehalten, Elise, wir sind in Pesth und keine Thräne hat das Auge der kleinen Alma befeuchtet, allein meine Großmuth fängt an mich zu langweilen, und so werde ich denn den Plan, ganz Ungarn zu durchreisen, aufgeben und zurückkehren nach Wien, — und dann? — nun das wird sich finden. Mein Wort

werde ich halten, wenn gleich es mir schwer wird, denn ich habe es nicht allein Dir, ich habe es mir selbst gegeben. Ich glaubte in dem Umgang der jungen Frau einen Ersatz für die verschmähte Huldigung ihres Mannes zu finden, allein der Unterschied der Jahre ist zu groß und unsere Denkweise zu verschieden. Zwar habe ich es versucht sie zu mir heran zu bilden, allein ihre klösterliche Erziehung steht mir zu sehr im Wege, und vorgefaßte Ansichten und Meinungen wurzeln zu tief in diesem jugendlichen Gemüth und treten jedem freiern Aufschwung hindernd entgegen. Durch eine an sich unbedeutende Sache wurde mir vor einigen Tagen die Ueberzeugung, daß alle Mühe vergebens sein würde, und mißmuthig gab ich mein Werk auf. In den Esterhazyschen Besitzungen, die wir bereisten, sah ich was man nicht oft findet, was immer seltner wird auf dieser armen Erde, und was beurkundet, daß wir uns immer mehr von unserm göttlichen Ursprung entfernen, ich sah einen vollkommen schönen Menschen. In der Mitte eines Brachfeldes, umgeben von Arbeitern aus der niedern Klasse, die sich zu ihm

verhielten wie niedres Gestrüpp zur hochaufgeschossenen nordischen Tanne, lehnte auf seinem Stab gestützt ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, dessen hohe, schlanke und doch so biegsame Gestalt, dessen kräftige zum schönsten Ebenmaaß abgerundeten Formen sichtlich noch den Typus der altgermanischen Urzeit angehörten, wo die Deutschen, um diese Vorzüge ihrer äußern Erscheinung rein und unvermischt zu bewahren, jede Mißheirath mit dem Tode oder mit dem Verlust der Freiheit bestraften. Blonde Locken fielen in reichen Wellen über die kräftigen Schultern des Jünglings und leuchteten wie Gold in den Strahlen der sinkenden Sonne, und als wir langsam vorüberfuhren und er, mit unnachahmlicher Grazie grüßend, den breiten Hut von der hohen Stirn nahm, da glänzten uns dieselben blitzenden tiefblauen Augen entgegen, von denen Julius Cäsar schon erzählt, das nächst den Berichten über die Größe und Tapferkeit der Deutschen, besonders die Sage, daß man den Blitz ihres blauen Auges nicht zu ertragen ver-

möge, Angst und Unruhe im römischen Lager in Gallien verbreitet habe.

Hingerissen von so viel Schönheit sprach ich laut meine Bewunderung aus, doch meine Gefühle fanden keine erwidernde Stimme. Ueber die Stirn des Grafen flog eine dunkle Wolke, und Alma senkte hoch erröthend, wie in Scham, die Augenlider.

O, der Kleinlichkeit, der Thorheit der menschlichen Einrichtungen und Gebräuche! Warum weckt man bei uns den Schönheitssinn und sucht ihn emsig auszubilden in allen seinen verschiedenen Schattirungen, wenn man das größte Kunstwerk, welches unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, nicht bewundern soll in seiner Schöne? Man führt uns in die Werkstätte der Künstler, in Gallerien und Museen, man lehrt uns die nackte Schönheit der Antike bewundern, man macht uns bei Gemälden aufmerksam auf die Schönheit und Frische des Colorits, auf die Weiche und die schwellende Elasticität des Fleisches, auf die Reinheit und Ueppigkeit der Formen, und wenn wir dies Alles an dem Vorbild der

Bildhauer und Maler am Menschen finden; so dürfen wir unsere Bewunderung nicht aussprechen, ohne daß nicht die Eifersucht die Stirn des Mannes umwölkt und die weibliche Prüderie mit Schamerröthen die Augen niederschlägt! Wie viele Frauen habe ich nicht mit unverhehlter Bewunderung vor den Statuen des Apoll von Belvedere oder der schönen Brüder Kastor und Pollux stehen sehen; wie viele besehen wohlgefällig oder mit erheucheltem Künstlerenthusiasmus die unverschleierten Natürlichkeiten auf den Gallerien, die doch um keinen Preis die Schönheit irgend eines Mannes lebend anerkennen würden! O, über den Aberwitz und die Ungereimtheit dieser Welt, die sich vorzugsweise die gebildete nennt!

Ich war verstimmt und lehnte schweigend in der Ecke des Wagens. Auch meine Begleiter schwiegen, und so konnte ich denn den Eindruck, den ich empfangen, noch lange in mir nachklingen lassen, da nichts mich in meinen Träumereien störte.

Ich fühlte einmal wieder recht lebhaft, wie selten eine poetische Natur bei den Menschen das

wahre Verständniß findet, wie Engherzigkeit und Unverstand deutelt und mäkelt an dem Aufschwung unserer Seele, wie der Dichter unverstanden seine Bahn geht, ein einsamer Waller, der das ganze Menschengeschlecht liebend im Herzen trägt, und oft auf der ganzen langen Erdenbahn keinem Herzen begegnet, welches den Pulsschlag des seinen versteht. Glaube mir, Elise, der Dichter ist unglücklich, sehr unglücklich, denn er bezahlt einen Augenblick des Aufschwunges und der Befriedigung mit langen Täuschungen und Entbehrungen. Der ihm angeborne Schönheitssinn steigert seine Anforderungen und macht ihn empfindlicher gegen das Häßliche und Gemeine, was sich auf seinem Weg ihm aufdrängt. Mit dem Gefühl der Sehnsucht nach Glück steht er darbend unter seinen Mitmenschen, und nur der Anblick der ewig schönen Natur mildert das tiefe Gefühl der Trauer, das seine Brust bewegt, und weckt die göttliche Begeisterung, deren er zum Schaffen bedarf!

Doch nicht von meinen Gefühlen, von unserer Reise wollte ich sprechen. Auch hier war es

wieder die hehre Natur und ihre Schönheit, die mich begeisterte und mir poetische Gedanken und Ideen gab und die Verse, die ich in diesen Augenblicken niederschrieb, werden zeugen von ihrer Macht und ihrem Einfluß. Warum kann ich sie nicht festhalten diese Augenblicke der Begeisterung? warum rauschen sie vorüber, wie flüchtige Minuten, und lassen in dem bebenden Herzen eine Leere zurück, die mich mit der Angst der Verzweiflung nach kindischem Spielwerk greifen läßt? Warum fühle ich so oft eine tödtliche Oede in meiner Brust, die mich zwingt mich in das Getreibe des geselligen Lebens zu stürzen, um so das Weh des Unbefriedigtseins zu übertäuben? Doch zurück zu meiner Erzählung. Des Fahrens auf schlechten Wegen müde gingen wir wieder zu Schiff. Groß und imposant schaute bei Gran von einem Vorgebirge an der Donau das Schloß des Fürsten Erzbischofs von Ungarn auf uns herab, aber ungleich poetischer erschienen mir an der schmalsten Stelle des Engpasses die Ruinen des alten Schlosses Visegrad, des Lieblingssitzes des gefeiertsten Königs der Ungarn, des edlen Mathias

Corvinus. Hier ward ehemals das größte Heiligthum der Ungarn, die Krone ihrer Könige aufbewahrt. Das Stirnband dieser heilgen Krone soll vom Kaiser Dukas dem ungarischen Könige Geisa I. überschickt worden sein, und wohl sind die darauf befindlichen Bildnisse orientalischer Heiligen und des Kaisers Dukas und seines Bruders, sowie griechische Namensunterschriften Zeugen seines byzantinischen Ursprungs. Der obere Theil wird für die Reliquie der Krone gehalten, welche Pabst Sylvester II. dem heiligen Stephan schenkte. Hoch und heilig hält der Ungar dies Symbol der Größe und Herrlichkeit seines vaterländischen Reichs und erkennt nur den als seinen König an, dessen Haupt wirklich damit gekrönt wurde. Als Visegrad in Trümmer fiel, da wurde zuletzt das Preßburger Schloß der gesetzlich bestimmte Aufbewahrungsort dieses Heiligthums. Traurig, als beklagten sie den Verlust des ihnen geraubten Kleinods, schauten die Ruinen des Visegrad zu mir hernieder und ein wehes Gefühl preßte meine Brust zusammen. Das Schloß soll früher ein

Glanz und Pracht Alles übertroffen haben, und selbst von einem Bewohner des schönen Italiens, einem päpstlichen Legaten, ein Paradies genannt worden sein. Diese Pracht ist längst verschwunden, nur wenige dürftige Ruinen zeigen sich auf der Spitze des Berges, aber um diese Ruinen schwebt unvergänglich der Duft der Poesie. Hier war es, wo der mannhafte edle Corvinus von heißer Liebe zu einem einfachen Mädchen getrieben die Kennzeichen seines Rangs und seiner Größe ablegte und allnächtlich in schlichter Jägerstracht hinüber schiffte auf das andere Ufer, wo sein treues Lieb ihr Linnen im Strahl des Mondes bleichte. Nicht ahnete die Jungfrau, daß ihr Herr und König es war, in dessen Armen sie vertrauend ruhte, sie wähnte wohl der einfache Jägersmann, der ihr ewige Liebe geschworen, werde sie dereinst auch heimführen als Gattin, und gab sich sorglos dem Drange des eignen Herzens hin.

Als aber eines Tages ihr die Kunde kam, daß es ein König sei der sie in heißer Liebe umfangen, da trieb der Gram über die entsetzliche Kluft, die sie von dem Geliebten trennte, der

Schmerz über die verlorne Unschuld sie hinab in die Fluthen des Stromes, der mitleidig die von Irrsinn Erfaßte in seinem Schooße begrub.

Wie viel Poesie, wie viel Zartheit liegt nicht in jener Zeit verborgen, die die Geschichtsschreiber uns so gern als eine rohe, grausame schildern möchten! Wo wird jetzt noch ein König allnächtlich in einfacher Kleidung allein über den breiten reißenden Strom schiffen, um am Herzen der schlichten Bleicherin zu ruhen? und wo findet man jetzt das Mädchen, das einen freiwilligen Tod wählt, um die Schande zu büßen, unwissend einem König angehört zu haben? Das sind Betrachtungen, Elise, welche die finstern Geister in mir wach rufen, darum laß mich abbrechen. — Eine wunderschöne laue Frühlingsnacht brachten wir auf der Donau zu. Ich blieb auf dem Verdeck, um die ganze Schönheit der vom Licht der Sterne erhellten ruhenden Natur zu genießen. Der Mond stieg wie eine silberne Sichel langsam am tiefblauen Himmel herauf, an dem Miriaden von Sternen funkelten. Ich gedachte an Schillers: Er treibt sie aus, aus goldnen Thoren,

er überzählt sie jede Nacht: u. s. w., und wirklich erschien das sanft leuchtende Gestirn mir wie der treue Hirt, der sorgsam seine Heerde weidete auf der klaren durchsichtigen Flur und dem kein Lamm verloren ging, so oft er auch schon den Weg vollbrachte. „Ihr ewigen Sterne," seufzte ich, „die ihr unwandelbar eure Bahn geht, wie glücklich seid ihr! Euch ist der Weg vorgezeichnet, den ihr ruhig ohne Wanken und ohne Ermüden vollbringt! Könnte doch in dem armen Menschenherzen eine gleiche Ruhe und Beständigkeit Eingang finden! Wäre doch auch uns unsere Bahn unwandelbar vorgezeichnet, statt daß Leidenschaft und irrthümliches Streben uns hinaustreibt aus dem rechten Gleise und uns oft weit weg schleudert von der Bahn, die Vernunft und Ueberlegung uns zu wandeln lehrt!" Freundlich schauten die himmlischen Lichter zu mir hernieder, als wollten sie sagen: „Einst wird auch für Dich Alles klar, einst wirst auch Du im Lichte wandeln!" und eine stille, eine süße Beruhigung senkte sich in meine Brust!

An den Ufern war es indessen auch hell ge-

worden, in den Hütten, wie in den Palästen der Menschen, überall flimmerten Lichter, und bei dem raschen Vorüberfliegen des Dampfschiffs verschwanden die Zwischenräume, und eine Kette von Lichtern schien am Ufer gezogen, nur zuweilen von den dunklen Massen der Berge unterbrochen, in deren Durchschnitten und Schluchten aber wieder einzelne Lichtchen auftauchten. Fernhin breitete sich wie eine düstre Wolke der Bakonyer Wald aus und bildete den Hintergrund des Gemäldes. Gern wäre ich ihn durchreist, diesen großen sagenreichen Wald, gern hätte ich seine wilde Bevölkerung kennen gelernt, die zwar Hirten genannt werden, aber mehr das Handwerk des Räubers treiben, und von deren Geschicklichkeit im Werfen des Czakanj, eines kleinen zierlichen, aber sehr scharfen Beiles, man mir so viel erzählt hatte. Aber Wartenberg und Alma widerstrebten aus allen Kräften diesem Wunsch, und da auch die Eingebornen davon abriethen und es für Fremde als ein sehr wagliches Unternehmen darstellten, so gab ich nach. Jetzt nun stand ich und schaute hinüber zu dem fernen dunklen Streif, und meine

Phantasie beschäftigte sich mit seinen rauhen Bewohnern, den Gonassen. Ich sah sie ihr Wurfbeil schwenken, glaubte das Eljen Sobri zu hören, womit sie noch gern ihren großen Anführer ehren, denn der Räuber, der offen und mit Kühnheit auftritt, ist in den Augen des Ungarn kein Verbrecher, er kann sich sogar die Sympathieen des Volkes erwerben, und seine Thaten werden in der Volkspoesie vielfach verherrlicht. So lebte auch Sobri, dieser gefürchtete Räuber, Jahre lang ungestraft in den Städten und Dörfern des Bakonyerwaldes, wo er mit seinen Genossen der Schrecken der benachbarten Edelleute, aber der ritterliche Held der Gonassen war. Die Bilder meiner Phantasie fingen an, sich in mir zu Tönen zu gestalten, als ein tiefer Seufzer mich aus meinen Träumereien weckte. Erstaunt sah ich umher, und dicht neben mir lehnte mit kummervollem Gesicht Wattenberg.

„So erschreckt Sie sogar mein Anblick, gnädige Frau," sagte er dumpf, als er mein Erbeben bemerkte.

„Ihr Anblick war mir unerwartet, Graf," er

widerte ich, „ich glaubte Sie in den Armen des Schlafs."

„Glauben Sie, daß ich ruhig schlummre, wenn Sie wachen? O, Aurelie," fuhr er rasch fort, „Sie sind grausam, unmenschlich grausam! Ich glaubte ein weiches, gefühlvolles Herz in Ihrer Brust zu finden, und Sie spielen mit meinem Schmerz!"

„Wie kann der Mann von Schmerzen sprechen," sagte ich lächelnd, „dessen junge, schöne, ihm erst seit wenigen Monden anvermählte Gattin wenige Schritte von ihm ruht!"

„Aurelie," sagte er, mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, „Sie wissen, daß nicht Liebe, daß nur Nothwendigkeit, der thörichte Wille eines alten, dem eigentlichen Leben abgestorbenen Onkels mich an Alma von Linden band. Sie wissen, für wen mein Herz glüht, und Sie spotten?!"

Was soll ich Dir sagen, Elise, eine wehmüthige Rührung ergriff mich, und meine Worte mochten wohl eine ferne Hoffnung für die Zukunft durchschimmern lassen, denn entzückt preßte

Wartenberg meine Hand an seine Lippen und rief lebhaft:

„O, nun verstehe ich ihn, den Edelmuth der hochherzigen Frau, die auch dem Wurm nicht weh thun will, den der Zufall in ihren Weg führt. Sieben Jahre diente Jacob um die schöne Rahel, ich will auch ruhig warten und dienen, Aurelie, da ich hoffen darf, daß der schönste Lohn mir werden wird!“

Unzufrieden mit mir selbst ging ich in die Cajüte, allein der Schlummer floh meine Augen. Wartenberg war mir in dieser lauen Sternennacht schöner, liebenswürdiger, wie je erschienen; das ungewöhnliche Feuer seiner Rede riß mich hin, und wieder drängte mich die Leidenschaft hinaus aus der mir selbst vorgezeichneten Bahn! Noch vor wenig Minuten hatte ich die Sterne gepriesen in ihrer ewigen Ruhe und Klarheit, und jetzt schien es mir tödtlich-langweilig, unwandelbar dieselbe Bahn gehen zu müssen. Nur die Stürme und Kämpfe der Leidenschaft, nur der, wenn auch mit Gefahr, errungene Besitz schienen mir wahres Glück. Ach, Elise, Du klarer,

ruhiger, ewig wahrer Stern, begreifst Du die Gluth, das Kometenfeuer Deiner armen Freundin?

Als wir am andern Morgen in Pesth einfuhren, umgab uns reges Leben, unzählige Schiffe lagen am schönen Donauquai und eine lange Reihe glänzender Boutiquen öffnete sich in den nahgelegenen Häusern. Kaum sind hundert Jahre verflossen, als nach der Türkenschlacht dies große regsame Pesth nur ein kleiner Flecken mit elenden Hütten war, und wenn man jetzt die Größe und Ausdehnung der Stadt betrachtet, so stellt sich in ihr der Fortschritt und die Ausbildung des ganzen Reiches dar und widerlegt siegreich den Vorwurf der Indolenz, die bei den Magyaren an den Orient erinnern und eine Charakterähnlichkeit mit den Türken sein soll. Der Magyar liebt nichts so sehr als sein Vaterland, und diese Liebe hat ihre Wurzel in seinem hohen Nationalgefühl. Er fühlt in der Größe und in dem Ruhme seines Vaterlandes seinen eignen Ruhm und seine eigne Größe, und das wahre Glück blüht für ihn nur im Ungarlande. Dies Gefühl durchdringt alle Classen der Bevölkerung und selbst für den

dümmsten Knecht, sowie für den gebildeten Großen würde die härteste Strafe, der größte Schmerz die Verbannung vom geliebten heimathlichen Boden sein. Mit Stolz schaut daher jeder Ungar auf die mächtig emporblühende Hauptstadt des Reichs, und nur das betrübt ihn, daß sie nicht die Residenz seines Königs ist. Aber der Glaube an eine Umgestaltung der Dinge steht im Volke fest; denn mehrfach hörte ich schon die Ueberzeugung aussprechen, daß Ungarns Herrscher dereinst seinen Sitz doch noch in Pesth haben würde.

Mit einer Art Angst hatte ich dem ersten Wiedersehen des Grafen entgegengesehen, allein Wartenberg schien tief in meine Idee eingedrungen zu sein. Er war freundlich um Anna beschäftigt, und nur seine Augen sprachen mir seine Hoffnungen, sein Glück und seine Dankbarkeit aus. Die junge Frau, von dieser Wärme belebt, war heiterer und mittheilender als sonst, und so zogen wir denn Alle in der zufriedensten Stimmung in die schöne, schnell und mächtig anwachsende Stadt ein. Ich glaubte mich zurückversetzt nach dem schönen Italien, als ich das Leben und

Treiben auf den Gassen und an den Ufern der Donau sah. Wie dort schien hier die Menge nur unter freiem Himmel zu leben. Lange Reihen von Wagen mit Gemüse und den ersten Früchten und Blumen waren am Ufer aufgefahren, und Alle drängten sich herzu, feilschten und kauften, worauf sie das Erhandelte sogleich auf offner Straße verzehrten. Krebse wurden gesotten und verkauft und gemüthlich auf- und niederwandelnd verspeiste sie der gemeine Mann. Der Geruch der kleinen Würstchen, die in großer Menge gesotten und verkauft wurden, erinnerte mich an die Fritti der Italiener, aber auch hier, wie dort gab es Unglückliche, die von fern stehend sich nur an dem Geruch laben konnten. Durch diese Betrachtung verstimmt wendete ich mich ab, und ein unendlich schöner Anblick gab meinen Gefühlen schnell die gewohnte Schwungkraft wieder.

Auf immer höher aufsteigenden Terrassen mit dem königlichen Schloß, als Krone auf dem stolzen Haupt, lag, umgeben von der köstlichsten, üppigsten Natur, die alte Feste Ofen vor uns. In rauhen, zerrissenen Felsenmassen erhob sich

majestätisch mit seiner hohen Sternwarte der Blocksberg, an dessen Fuß die Häuser der Raizenstadt in malerischen Gruppirungen an den Felsen hingen, während an den Ufern der Donau sich die sogenannte Wasserstadt lang und schmal hinzog. Schützende, reich mit Weinreben bedeckte Berge erhoben ihre grünen Häupter wie sorglich über die Stadt, die in ihrem Schutz der seligsten Ruhe, der Sicherheit gegen alle Stürme zu genießen schien, indessen sie selbst von ihrem hohen Sitz das flache Land beherrschte und stolz auf das Recht der Erstgeburt hinüberschaute auf die glänzende, aber weniger romantische Schwester, das regsame, gewerbtreibende Pesth. Entzückt von diesem Anblick ergriff ich meine Schreibtafel, um die Gefühle, die mich durchflutheten, auf dem Papier zu fesseln. Alma stand neben mir und sah mir ruhig, doch, wie es schien, mit einiger Verwunderung, zu.

„Zeichnen Sie sich denn keine Ihrer Reiseeindrücke auf, Gräfin Wartenberg?“ fragte ich etwas ungeduldig.

„Nein,“ erwiderte die junge Frau gelassen.

„Und warum nicht? Wollen Sie keine Erinnerungen bewahren?"

„Das wohl, allein ich denke, was die Seele wirklich mächtig ergreift, prägt sich von selbst der Erinnerung ein und bedarf der Hülfe des Griffels nicht im Augenblick des Schauens."

Ich weiß nicht, wie es kam, allein diese, wie es schien, ganz arglos ausgesprochenen Worte, trieben mir das Blut ins Gesicht, und rasch meine Tabletten einsteckend, wendete ich mich der Stadt zu, um in einem guten Gasthof von der Anstrengung der Reise auszuruhen.

Einige Tage später.

Wie herrlich, wie erhebend ist es doch, Elise, wenn ein großes, unterdrücktes Volk aus dem langen Schlaf erwacht, und mit allen Kräften strebt, seine Nationalität wieder zu erringen! Gewiß, Ungarn geht einer großen Zukunft entgegen, und wird einst selbstständig und mächtig dastehen unter den Nationen! Alle Kräfte regen sich, das Nationalgefühl bricht sich Bahn in allen

Schichten des Volks, mit edlem Stolz spricht der Ungar: ich bin ein Magyar, und ist eifrig bemüht, die fremden Laute aus seiner Muttersprache zu verbannen, weil er sehr richtig fühlt, daß eine reine unvermischte Nationalsprache wesentlich zur Nationalität eines Volks gehört. Hier, wo man sonst fast nur lateinisch oder deutsch hörte, macht sich jeder eine Ehre daraus, rein ungarisch zu sprechen. Die Gelehrten erfinden neue Worte, welche die Zeitschriften, die jetzt größtentheils in ungarischer Sprache geschrieben werden, schnell in die Provinzen verbreiten. An der Spitze aller dieser Bemühungen steht ein Mann, auf den ganz Ungarn mit Begeisterung und Ehrfurcht blickt, Ludwig Kossuth. In dem von ihm herausgegebenen Journal, dem Pesther Hirlap, greift der edle Mann schonungslos alle Mängel und Gebrechen sowohl der österreichischen Regierung, als auch der eignen Nation an. Mit kühner Hand reißt er den Schleier herab von allem Verborgenen, von allem lichtscheuen Thun und Treiben, und zeigt die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten in ihrer häßlichen Gestalt. Natürlich

umlauern zahllose Feinde den Hohen, allein das Volk vergöttert ihn und wird seinen Freund und Vertreter zu schützen wissen.

Ich wollte meine Freude über den Aufschwung eines edlen zur Freiheit gebornen Volks meinen Begleitern mittheilen, allein ich fand wenig Anklang. Der Graf meinte kalt: „Er sehe in allediesem und namentlich in den Bestrebungen der Ungarn, ihrer Sprache wieder Geltung zu verschaffen, nichts, als daß sie ihre kaum begonnene Civilisation dadurch aufhalten, sich noch mehr von andern Völkern, die dieses barbarische Idiom nicht verständen oder nicht erlernen möchten, absondern und in ihre starre Abgeschlossenheit und in ihren dünkelhaften Stolz noch mehr versinken würden.

„Und Sie, Alma?“ rief ich, mich zur Gräfin wendend, „fühlen auch Sie nicht das Herrliche und Große, was in diesen Bestrebungen liegt?“

„Sie mögen schön und groß sein,“ erwiderte die junge Frau, „allein es beklemmt mir die Brust, wenn ich daran denke, und macht mich

bange für die Zukunft. Mir ist, als würde nichts Gutes daraus entstehen!“

Verdrießlich wendete ich mich ab und sagte halblaut: „Wie kann man auch von einem Kinde irgend eine Begeisterung erwarten!“ Alma mußte mich verstanden haben, denn sie erröthete tief, und wir schieden etwas verstimmt von einander.

So ist es denn gewiß, Elise, daß nur das Herz des Dichters das Hohe und Prächtige in seiner ganzen Schöne in sich aufzunehmen versteht. Nur der Dichter theilt und versteht den Jubel des Glücklichen, so wie er die Leiden einer Welt in seiner Brust trägt! Staunend betrachtet Alma mich, wenn in den Stunden des Kummers mein Herz sich in Thränen auflösen möchte, wenn der Weltschmerz mich zur Erde beugt, und verlegen dreht der Graf, der doch vorgibt, mich zu lieben, seinen Hut in den Händen, und versteht nicht mit einzugehen in die Gefühle, die mein Innres mit unendlichem Jammer erfüllen. Die Glücklichen, sie wollen nur genießen, und der Egoismus verschließt ihr Ohr den Wehlauten ihrer Mitbrüder! Almas Herz ist gefühlvoll und gut,

allein eine kindische Furcht hält ihre Seele in ehernen Banden gefesselt. Sie kann den großartigen Gedanken nicht fassen, daß hunderte, ja tausende zu Grunde gehen müssen, auf daß hunderttausende glücklich werden, und das zur Ehre der Freiheit vergossene Blut läßt sie die hohe Göttin selbst verkennen und fürchten!

Ich habe ihn gesehen den Helden Ungarns, dem sein Volk zujubelt, Ludwig Kossuth. Der Ausdruck seines regelmäßigen Gesichts ist schön und männlich. Seine Gestalt ist nicht hoch aber edel und kräftig, und aus seinen schönen feurigen Augen leuchtet zugleich eine Milde, die unwiderstehlich anzieht. In den echt ungarischen Zügen liegt hoher Ernst, und die edle grade, etwas spitzige Nase, das runde energische Kinn, die blasse Wange, aber mehr als dies Alles der über das Ganze ausgegossene Ausdruck von Melancholie verkündet den Mann von tiefem Gefühl, von schwärmerischer Begeisterung, von politischer Wichtigkeit und Größe! — Wie gern hätte ich nur

ein Wort von seinen Lippen gehört, allein dem österreichischen Grafen widerstrebte es die Bekanntschaft des ungarischen Advocaten, des Mannes der Freiheit und des Fortschrittes zu machen, und so sehr auch Wartenberg sonst ein willenloses Werkzeug in meiner Hand ist, so konnte ich doch dieses Vorurtheil nicht besiegen, und als ich mich zuletzt, von unwiderstehlicher Neugierde gestachelt, entschloß den gefeierten Mann schriftlich um einen Besuch zu bitten, da hatte Kossuth auf längere Zeit Pesth verlassen und Niemand wußte mir zu sagen, wann er wiederkehren würde. Seit dem hat Alles, was mich umgibt, sein Interesse für mich verloren und ich sehne mich zurück nach Wien, denn hier erscheint mir jetzt Alles matt und farblos, wie ein Körper, dem die Seele fehlt. Um mich zu versöhnen, wie er sagt, beeilte sich der Graf auf meinen Wunsch einzugehen, und Alma hörte mit sichtlicher Freude die Nachricht von der Heimreise.

In den nächsten Tagen verlassen wir also Pesth, was mich erst entzückte und mich nun langweilt. Das ist ja der Fluch, der mich ver-

folgt, daß Nichts ein dauerndes Interesse für mich hat! Nur eine große Persönlichkeit könnte mich auf immer fesseln, nur ein fester, eiserner, unbeugsamer Wille könnte mich beherrschen! Empor blicken muß ich zu dem Mann, der der Leiter meines Schicksals werden soll, in tiefer Demuth muß ich seinen überlegenen Geist, mit gläubigem Vertrauen sein edles Herz anerkennen! Elise, ist es meine Schuld, daß ich nicht finde was ich suche?

Aurelie.

Mit inniger Freude hatte Alma den Vorschlag zur Rückreise vernommen, zwar hatte sie sich im strengen Sinne des Worts über nichts zu beklagen, Aurelie war freundlich und theilnehmend, ihr Gatte aufmerksam und oft herzlich gegen sie, allein ein innres Gefühl, welches sie vergebens zu unterdrücken strebte, flüsterte ihr unaufhörlich zu, daß doch nicht Alles so sei, wie es sein sollte, daß hinter diesem freundlichen theilnehmenden Wesen ein geheimer Feind laure, daß die wahre einfache Aufrichtigkeit des Herzens fehle. Aureliens unstätes, unbefriedigtes Wesen wider-

strebte ihrem einfachen, kindlichen Sinn, und die Geistesblitze der schönen Frau, ihr schnelles Ueberspringen von dem kaum Erfaßten zu dem ganz entfernt Liegenden, die raschen Uebergänge von großer Heiterkeit zu tiefem Schmerz, von freundlicher Hingebung zu schroffer Kälte und Zurückgezogenheit, die Aurelien eigen waren, beängstigten und verwirrten die junge Frau, und sie sah daher mit inniger Zufriedenheit der baldigen Auflösung dieses ihr so qualvollen Zustandes entgegen.

Auch Graf Wartenberg empfand nicht die Befriedigung, die er von dieser Reise erwartet hatte. Er hatte gehofft Aurelien ganz für sich zu gewinnen, wobei ihm Almas Gegenwart kein bedeutendes Hinderniß schien, allein gegen sein Erwarten hatte die gefeierte Frau sich zurückhaltender gegen ihn bewiesen als in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, und wenn er auch nach jener Unterredung in der Nacht auf dem Dampfschiff die Ueberzeugung erlangt zu haben glaubte, daß Aurelie aus Rücksicht für Alma sich streng von ihm entfernt hielt, was er eine ihrer sonderbaren Grillen nannte, so war doch auch ihr Benehmen

in Pesth wenig geeignet ihm Gewißheit über ihre eigentlichen Gefühle für ihn zu geben.

Lehre mich die Weiber verstehen in ihren Launen und ihren Grillen, Helmbold, schrieb er in der verdrießlichsten Stimmung an den Vertrauten seines Herzens. Ich glaubte dies wandelbare Geschlecht, was in der Hand des Mannes sich in jede beliebige Form schmiegt, zu kennen in allen seinen Launen und Schwächen, aber diese Aurelie setzt meine Geduld auf zu harte Proben und läßt mein Wissen zu Schanden werden! Kannst Du Dir denken, Bruder, daß ich noch keinen Schritt weiter bin als ich in Wien war, und daß ich wie Jacob um Rahel werben und dienen muß? Ganz erstaunt betrachtete ich dies mir fremde Thun und Treiben, und konnte mir die so sichtliche Veränderung in Aureliens ganzem Wesen nicht erklären. Endlich in einer lauen Frühlingsnacht, wo ich sie allein auf dem Verdeck des Schiffes sprach, schmolz das künstlich fabricirte Eis ein wenig, und ich glaubte zu entdecken, daß eine Anwandlung von Großmuth, ein Bedauern mit dem Herzensweh meiner jungen Frau

ihre Handlungsweise bedingte. Ich versprach geduldig zu harren und zu warten, und hoffte Alles von der Rührung, die diese meine demüthige Unterwerfung natürlich hervorrufen mußte. Wirklich ging auch eine Zeitlang Alles gut, es gab Worte voll zarter Empfindung, freundliche Blicke, augenblickliches Vergessen, und ich hatte gegründete Hoffnung, daß meine Dienstzeit um ein bedeutendes verkürzt werden würde. Da führt uns das Unglück hier in Pesth den Volksbeglücker, den Kossuth in den Weg, das Neue, das Ungewöhnliche ergreift die lebhafte Phantasie der Dichterin, die Aristokratin schwärmt für die Freiheit, für die Selbstständigkeit eines großen edlen Volks, ich soll die schauderhaften Wortverdrehungen dieses Volks schön, seine Bestrebungen sich aller Welt unzugänglich und unverständlich zu machen, erhaben finden, soll den Mann des Fortschritts, den edlen Kossuth, herbei schaffen, damit man sich seiner Bekanntschaft erfreuen und mit ihm schwärmen kann, und da der Reichsgraf sich nicht sofort entschließen will, hinter den ungarischen Advocaten herzulaufen, erfaßt sie in selbstständiger

Begeisterung die Feder und bittet in einem enthusiastischen Schreiben Herrn Kossuth um einen Besuch. Glücklicher Weise hatte der edle Herr aber eben Pesth auf längere Zeit verlassen, was mich vor dem Glück seiner Bekanntschaft bewahrte, allein mit ihm war auch die gute Laune meiner Dame entflohen, die nun Alles schaal und langweilig fand und zurück nach Wien verlangte. So werden wir denn, nachdem wir unsere Reise kaum halb vollendet haben, schon wieder heimkehren, worüber ich herzlich froh bin, da ich nachgerade anfange meiner Dienstzeit müde zu werden. In Wien, so hoffe ich, werden diese Freiheitsideen schwinden, wie Seifenblasen im frischen Luftzug, Aurelie wird wieder die Baronin von Hartenstein sein, die es ganz angenehm findet bedeutende Besitzungen mit zinspflichtigen Hörigen zu haben, und die in ihrem Gefolge lieber einen jungen Reichsgrafen als einen ungarischen Freiheitsschwärmer sieht. Ein anderes Hinderniß stellt sich mir aber noch in ihrer großmüthigen Berücksichtigung meiner Frau entgegen, und so wird es nöthig, um zum Ziel zu gelangen, Alma auf einige

Zeit zu entfernen, was vielleicht nicht so leicht sein wird, da die Kleine noch immer mit großer Liebe an mir hängt und ganz vorsündfluthliche Ansichten über die Ehe und eheliche Treue hat, doch hoffe ich meinen Zweck zu erreichen, und sollte ich scheitern, so wirst Du mir Deinen Rath und Beistand nicht versagen. Adolph.

„Es ist mir nicht angenehm, daß unser Reiseplan so gestört wird," sagte am andern Morgen der Graf, nicht ohne einige Befangenheit zu seiner jungen Gattin, „der Sommer ist kaum halb vorbei, und in Wien wird die Hitze unausstehlich sein!"

„Gehen wir denn nicht nach Wartenberg?" fragte schüchtern Alma.

„Dahin denke ich zum Herbst zu den Jagden zu gehen, allein den ganzen Sommer in der Einsamkeit des Landlebens zuzubringen, das kannst Du mir nicht zumuthen!"

„Ach," sagte Alma, „es wäre ja nicht einsam, wir wären dann so nahe bei der Mutter!"

Dem Grafen schien plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Es ist wahr, meine arme Alma,"

sagte er freundlich, „Du hast Deine Mutter lange nicht gesehen, und ich sollte Dir diese Freude wohl gönnen! Allein dies wird sich bewerkstelligen lassen, ohne daß mir daraus die tödtliche Langeweile eines langen Landaufenthalts erwächst. Du weißt, daß ich an den Grenzen von Tyrol ein alterthümliches Schloß besitze, welches in unserm Ehevertrag Dir dereinst als Wittwensitz bestimmt ist. Nun hat mir der Castellan aber schon längst geschrieben, daß eine Restauration des alten Gebäudes dringend nöthig sei, die ich aber, bevor ich mich nicht mit eignen Augen von Allem überzeugt habe, nicht unternehmen will. Die Straße führt nicht allzuweit von Schloß Linden vorüber, Du begleitest mich auf dieser Reise und bleibst, so lange mich meine Geschäfte in Aarhorst halten, bei der guten Mutter."

Während dieser langen Auseinandersetzung hatte der Graf Alma genau beobachtet, er fürchtete eine Weigerung von ihrer Seite sowie den Vorschlag ihn nach Aarhorst zu begleiten, welches zu sehen sie schon früher gewünscht hatte, allein zu seiner großen Beruhigung wurden die Züge der

jungen Frau immer heiterer, und als er geendet hatte, warf sie sich an seine Brust und dankte ihm unter Thränen für die Freude, welche er ihr bereiten wollte. „Aber unsere Trennung wird nicht lange sein?“ fügte sie plötzlich ernst werdend hinzu.

„Gewiß nicht,“ versicherte der Graf, „sind meine Geschäfte in Aarhorst besorgt so komme ich nach Linden, meine kleine Frau zu holen.“

„Und bleibst dann noch einige Wochen bei der guten Mama?“ fragte Alma.

„Wenn auch nicht Wochen doch gewiß mehrere Tage,“ tröstete der Graf, und Alma eilte zu ihrem Schreibtisch, um der geliebten Mutter das frohe Ereigniß ihres Wiedersehens mitzutheilen.

„Ich eile wieder in Deine Arme, theure Mama,“ schrieb sie mit fliegender Feder, „nach einer Trennung von beinahe neun Monaten wird Dein liebes Mutterauge mir wieder lächeln, und ich werde an Deinem Herzen ruhen und mich nicht losreißen können von der lieben Stelle wie sonst, wenn ich aus dem Kloster kam und theure Mutterarme mich umschlossen und ich lachend und weinend an Deinem Halse hing. In Deiner Nähe wird die

wohlthuende Klarheit wieder mein Eigenthum werden, die mich sonst beglückte, und die in den Wirren und Widersprüchen des Lebens mich flieht. Dein reiner klarer Geist wird die Zweifel lösen, die in meiner Brust Eingang gefunden haben, Dein heller Blick wird da Licht finden, wo mir alles dunkel ist, Deine Alma wird mit Deinen Augen sehen, Mutter, sie wird sich ihrer Einbildungen, ihrer Hirngespinste schämen und wieder froh und glücklich sein!

Ich habe Dir das Land beschrieben, was wir durchflogen sind,*) ja im wahren Sinn des Worts durchflogen, denn Aureliens unruhiges immer vorwärts strebendes Wesen ließ uns nur selten zum wahren Genuß einer Sache kommen. Ihre Pläne wechselten unaufhörlich, kaum hatten wir einen Spaziergang begonnen, so mußten wir ihn wieder aufgeben, um eine andere Richtung einzuschlagen, oder um irgend ein öffentliches Gebäude zu besehen, welches wir dann wieder schnell durcheilten, um, wie Aurelie sagte, lieber die

*) Um Wiederholungen zu vermeiden, sind diese Briefe weggelassen.

Schönheiten der freien Natur zu genießen. Mit Schönheit, Geist und Gefühl begabt scheint diese Frau doch nicht glücklich, mit großer Lebendigkeit ergreift sie alles Neue, was sie mit unglaublicher Geschwindigkeit sich anzueignen versteht, aber dann auch eben so schnell wieder fallen läßt. Gegen mich war sie freundlich und gütig, doch merkte ich wohl, daß sie mich eigentlich noch als ein Kind betrachtet, welches sich nicht zu der Höhe ihrer Ideen erheben kann. Selbst Wartenberg, der sie doch so sehr verehrt, ward manchmal ungeduldig über sie und tadelte namentlich das enthusiastische Lob, was sie den immer mehr hervortretenden Bestrebungen der Ungarn, ihre Nationalität wieder zu gewinnen, zollte. Adolph tadelt und verdammt diese Bestrebungen, die mich zwar mit banger Sorge, ich weiß selbst eigentlich nicht warum, erfüllen, die mir aber doch gerecht und natürlich erscheinen. Haben wir denn ein Recht die Ungarn zu tadeln, daß sie lieber ihre Landessprache sprechen wollen als deutsch, blos weil wir diese Sprache nicht verstehen? Würden wir es denn nicht sehr unrecht gefunden haben,

wenn die Franzosen in den eroberten Königreichen die Landessprache ganz hätten verdrängen wollen? Wenn ich auch Aureliens Enthusiasmus nicht theilen konnte, so schien mir Adolphs Tadel doch auch zu hart, wenn gleich ich meine Ansicht nicht auszusprechen wagte.

Aber, wirst Du sagen, Alma Du politisirst?

Sieh, gute Mama, so wirkt das Beispiel, aber wenn ich erst wieder bei Dir bin, dann werde ich nichts andres mehr sein als Dein glückliches Kind, und werde keinen andern Gedanken haben als die Freude, Dich zu sehen und in Deiner Nähe zu sein! Alma."

Wenig Tage darauf hielt der Reisewagen des Grafen zur großen Verwunderung des alten Josephs wieder in Wien vor dem Wartenbergischen Palais. Der alte Diener hatte zwar auf diese schnelle Rückkehr nicht gerechnet, allein an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt, erhielt er die Zimmer in derselben Wohnlichkeit und Sauberheit als wenn die junge Herrschaft sie täglich bewohnt hätte, und Alma fand, als sie ihre Gemächer

betrat, frische duftende Blumen, aus denen ihr Kanarienvogel ihr fröhlich entgegen zwitscherte. Von den Dienern benachrichtigt eilte der Baron Helmbold herbei und begrüßte mit erkünsteltem Erstaunen die Heimgekehrten.

„Nicht wahr, Freund Helmbold,“ rief der Graf, „Du bist verwundert uns so bald wieder zu sehen? allein die Luft, die in Ungarn weht, wollte mir nicht zusagen, und auch meine Damen hatten die Herrlichkeiten, die sie sahen und hörten, bald satt, und so kehrten wir denn heim nach dem alten ehrlichen Wien, wo es sich doch ganz anders lebt als da außen bei dem Magyar-ember. Leider werden wir aber nicht lange hier verweilen,“ fuhr er lachend fort, „denn meine kleine Alma sehnt sich zur guten Mama, und mich rufen Geschäfte nach Aarhorst, wo das Schloß, welches ich um jeden Preis in seiner alterthümlichen Schönheit erhalten wissen will, uns über den Kopf zusammen zu stürzen droht. Da könntest Du nun beweisen, Helmbold, ob Du wirklich mein Freund bist, denn ein großer Freundschaftsdienst wäre es, wenn Du mich nach dem alten Neste

hin begleiten wolltest, wo die Langeweile mich ja sonst unfehlbar tödten würde!"

Der Baron meinte: er habe der Freundschaft wohl schon schwerere Opfer gebracht, doch müsse er erst wissen, ob seine Herrin, nämlich Aurelie nicht etwa schon anders über ihn verfügt habe.

„So eile schnell zu ihr," rief der Graf, „und bringe mir bald die erwünschte Antwort!" worauf der Baron schnell das Zimmer verließ, um nach der Wohnung der Baronin Hartenstein zu eilen.

Aurelie war sichtlich erfreut den bewährten Freund wieder zu sehen, und der Baron überzeugte sich mit innerer Genugthuung, daß seine Stelle nicht durch Wartenberg ersetzt worden sei. Mit gefälliger Schmiegsamkeit ging er bei Aureliens Beschreibung ihrer Reise auf das Lob ein, welches sie den Bestrebungen der Ungarn zollte, wobei er aber nicht unterließ mit anscheinendem Bedauern auf die Nutzlosigkeit dieser Bestrebungen hinzudeuten, und ihrer Sprachreinigung einen leisen Spott beizumischen. „Und was gedenken

Sie nun zu beginnen?“ fragte er rasch zu einem andern Gegenstand übergehend.

„Weiß ich es denn selbst?“ erwiderte trüb Aurelie, „Wien muß im Sommer unausstehlich sein. Ich müßte eigentlich, Geschäfte halber, auf meine Güter gehen, allein Sie wissen, wie diese prosaische Beschäftigung mit Zahlen und Rechnungen mich langweilt. Und doch möchte ich es einmal wieder versuchen, vielleicht liegt in dem Wechsel zwischen Geräusch und Stille, zwischen Poesie und Prosa, zwischen Ruhe und Arbeit einiger Genuß!“

Der Baron bestärkte sie in diesem Entschluß. Es lag in seinem Plan Aurelien eine Zeitlang auf ihren von Aarhorst nicht eben zu weit entfernt gelegenen Besitzungen zu wissen, wo sie dann von ihrer größten Feindin, der Langeweile, nur zu bald geplagt, sich willig seinen Wünschen fügen würde.

„Und hat denn,“ fügte er, nachdem dieser Punkt festgestellt war, fragend hinzu, „Ihre Feder während der Zeit Ihrer Abwesenheit ganz geruht?“

„Ich habe mich Ihrem Rath zu Folge in der Prosa versucht," erwiderte Aurelie, indem sie nach ihrem Schreibtisch ging. „Ich habe ein Märchen, eine Rapsodie geschrieben, oder wie Sie es sonst nennen wollen, welches ich hiermit Ihrer kritischen Prüfung vorlege. Das Märchen," fuhr sie fort, indem sie die Blätter den Händen des Barons übergab, „steht dem Gedicht am nächsten, es ist poetischer, phantastischer als die gewöhnliche Prosa, und deshalb glaubte ich mich in ihm am ersten versuchen zu können!"

Helmbold wollte die Blätter zu sich stecken, allein die Baronin rief ungeduldig: „nein, lesen Sie gleich, ich will auf Ihrem Gesicht den Eindruck beobachten, den es auf Sie macht."

Der Baron lächelte; gute Aurelie, dachte er, wie arm bist Du noch an Erfahrung, wenn Du wähnst, daß das Gesicht des Weltmanns der Spiegel seiner Seele sei, wenn Du lesen willst auf dieser ewig glatten Fläche, die nichts zurück gibt, als das Bild, was ihm eben vorgehalten wird, laut fügte er hinzu: „Ihr Wunsch ist mir Befehl, theure Freundin, allein Sie müssen dann

auch nicht zürnen, wenn Sie einen Zug des Mißfallens oder des Tadels entdecken sollten, denn Sie wissen, ich kann mich nicht verstellen!" Nach diesen Worten entfaltete er die Blätter und las:

* * *

Es war eine stürmische Nacht, der Wind sauste durch die Bäume, daß sie mit Aechzen ihre Kronen zur Erde neigten. Ich lag einsam auf meinem Lager und horchte den Wehlauten der Natur, von langer angestrengter Arbeit müde schlummerte mein Sohn, der Verstand, ruhig und fest, und ich starrte gedankenlos hinaus in das Dunkel. Plötzlich regte es sich wie ein leiser Pulsschlag in meinem Herzen, und eine klagende Stimme rief: Mutter, jetzt wo der strenge Bruder schläft, jetzt laß mich frei, auf daß ich die gebundenen Schwingen wieder regen lerne! Bitte, bitte, liebe Mutter, nur ein Stündchen erlaube mir die Fesseln abzuwerfen! Es war mein Töchterchen, die Phantasie, die so rührend flehte. Das lose, flatterhafte Kind hatte mir manchen schlimmen Streich gespielt, und auf Anrathen meines Sohnes, des Verstandes, hatte ich sie zuletzt in die entfernteste

Herzenskammer verbannt, wo sie nun schon seit Jahren gefesselt lag. Sorgsam hatte der strenge Bruder darüber gewacht, daß ihre Stimme nicht zu meinem Ohr dringen möge, allein jetzt, wo er schlummerte, vernahm ich die Klagelaute, und löste mit mitleidiger Hand die schweren Bande. Rasch schwang sich das schöne Kind der Sonne zu, und prüfte entzückt die Kraft der lang gefesselten Schwingen. Doch bald kehrte sie aus den hohen, kalten Regionen zur warmen in allen Farben prangenden Erde zurück, und von Blume zu Blume fliegend borgte sie von ihnen Duft und Farben, um ihre lieblichen Schöpfungen damit zu schmücken. Mit klopfendem Herzen sah ich dem reizenden Wesen zu, das dankbar zu seiner Befreierin zurückkehrend, mir schöne, lebenswarme Bilder voll Gluth und Farbenpracht malte. Wieder schwang sie sich auf zur Sonne und brachte mir von diesem Flug ein so strahlendes Bild mit, daß meine Augen von so viel Glanz geblendet, sich scheu zur Erde senkten. Von Licht umflossen stand ein Engel in des Bildes Mitte, goldene Fittige zierten die Schultern, von blondem Gelock

war das Haupt umwallt, und das Antlitz leuchtete wie die Frühlingssonne. Aus diesem schönen, blühenden Gesicht schauten zwei blaue Augen, wie zwei milde Sterne zu mir nieder, und ich fühlte mich selig unter diesem Blick. Voll inniger Sehnsucht erhob ich meine Arme zu der hehren Erscheinung, und lächelnd beugte der Engel sich aus dem Bilde nieder. Seine Lippen berührten die meinigen, und mit diesem Kuß waren die hinter mir liegenden Jahre verschwunden, und die erste, frische, frohe Jugend sprudelte wieder in meinen Adern. Die Phantasie schlug in Lust und Freude mit den bunten Flügeln und schwang sich aufs neue empor, um mir andere Bilder voll wunderbarer Blumen, voll sprudelnder Quellen zu bringen, wo farbige Vögel sich auf den Zweigen großer Palmbäume wiegten und ihr glänzendes Gefieder in den Strahlen der Sonne schimmern ließen. Aber der Engel war nicht auf diesen Bildern, doch wenn ich auch seine Gestalt nicht sah, so leuchteten mir seine schönen treuen Augen aus dem blauen Himmel und aus dem Spiegel der Quellen entgegen. In dem Kelch

der Blumen schimmerte ihr Stern, aus den Wellen des blauen See's leuchtete ihr feuchtes Naß, und das bescheidene Vergißmeinnicht hatte von ihnen die Farbe entnommen.

Sorgsam umstellte ich mich mit all den schönen Schöpfungen meiner Tochter, der Phantasie, und ließ mein Auge abwechselnd auf den verschiedenen Bildern ruhen, und je mehr ich sie betrachtete, je heller, je leuchtender wurden sie, und vor Entzücken klopfte mir das Herz, und selige Träume hielten den Sinn umfangen. Da durchzuckte plötzlich ein schneidendes Weh mein ganzes Wesen, und eine eiskalte Hand legte sich auf meine Brust. Erschrocken sah ich auf und vor mir stand, den strafenden Blick auf mich gerichtet, meine hohe Herrin, die Vernunft. An ihrer linken Hand führte sie die wieder in Fesseln geschlagene Phantasie, und die Rechte warnend gegen mich erhoben, sprach sie zürnend: wie magst Du nur diesem thörichtem Kinde die Freiheit geben? Wie kannst Du, so nah dem Herbst des Lebens, dich mit den duftenden Blumen des Frühlings schmücken wollen? Unglückseliges Weib, sieh wie die leicht=

fertige Phantasie dich hintergangen und betrogen hat! Mit diesen Worten fuhr die zürnende Vernunft mit ihrer kalten Hand über das leuchtende Bild des Engels, und aller Glanz und alle Pracht war verschwunden, und statt der Blumen sah ich eine felsige Einöde. In ihrer Mitte stand, das Haupt von spärlichen weißen Locken umgeben, ein bleicher Mann, die großen dunklen Augen fest auf mich gerichtet, mit einem Blick, der mein Herz in seinen innersten Tiefen erbeben ließ. Bang wendete ich das Auge zu den andern Bildern, die noch in aller Farbenpracht prangten, und suchte die blauen Augensterne meines Engels in den Wolken und in den Quellen, aber die unerbittliche Vernunft streifte mit harter Hand über die bunte Fläche; die bunten Gebilde und alle Farben erstarben, und eine trostlose Wüste starrte mich an; und als ich zurück blickte zu dem bleichen Mann, da zuckte bitterer Hohn um seine Lippen, und sein Auge schien zu sagen: nur dem Manne ist es gestattet, sich frei zu bewegen und jede Fessel muthig abzustreifen, das Weib muß ewig der Zucht und der Sitte unterworfen bleiben,

nicht seinen phantastischen Ideen darf es folgen, in Demuth muß es die Fesseln tragen, die Welt und Convenienz ihm auferlegt, und nicht klagen darf das Herz über das Weh, welches es leidet, denn es ist — ein Weiberherz! Erschrocken griff ich ich nach den Banden der wieder gefesselten Phantasie, und zog sie enger und enger zusammen, während ich vorwurfsvoll rief: undankbares Kind, so lohnst Du mir die Freiheit, die ich Dir schenkte? Hinab mit Dir in die tiefste Tiefe des Herzens, da sollst Du verborgen bleiben und nie das Licht des Tages wieder erblicken, Du lockende Verführerin, Du! Doch die Phantasie sträubte sich und weinte, und ihre Thränen fielen heiß auf mein Herz. Mutter, rief sie flehend, welch Leid habe ich Dir denn gethan? Schöne glückliche Stunden habe ich Dir verschafft, wie mein Bruder, der kalte Verstand, sie Dir nie gewähren kann, und nun willst Du mich auf ewig verbannen und verstoßen? O, gönne mir die Freiheit, laß mich das Licht der Sonne noch ferner genießen!

So bleibe frei, rief ich von ihrem Flehen erweicht, doch nur geleitet von Deinem Bruder,

dem Verstand, magst Du diese Freiheit genießen, und nur mit ihm vereint wollen wir von nun an Bilder malen! Ungläubig schüttelte die Phantasie das lockige Haupt, als wollte sie nichts von diesem Helfer wissen, allein ich rief schnell den strengen Bruder herbei, und mit seiner Hülfe begannen wir emsig die Arbeit. Doch wie schöne Farben wir auch auf die Leinewand auftragen mochten, immer hatte der Verstand etwas zu tadeln. Mit harter Hand verwischte er die bunten Tinten, indem er grollend rief: sie sind zu grell, zu unnatürlich; und als das Bild endlich fertig war, da starrte statt glänzender Farben, ein Gemisch kleiner, krauser, schwarzer Buchstaben mich an, und meine Thränen fielen auf das Bild, denn Niemand, dachte ich, würde seinen Sinn verstehen! Aber süß tröstend rief die Phantasie: weine nicht Mutter, diejenigen, in deren Brust eine meiner Schwestern wohnt, die werden hinter den kleinen, unscheinbaren schwarzen Punkten die glühenden Farben erkennen, und ihr Herz wird von ihrem Glanz erwärmt werden!

Der Baron hörte auf zu lesen, Aurelie hatte ihn aufmerksam betrachtet, um aus seinem Gesicht sein Urtheil zu entnehmen, allein vergebens, unverändert blieben seine Züge, und wenn auch zuweilen ein Lächeln des Beifalls darüber hinglitt, so war doch im Ganzen der Ausdruck so ernst, daß die aufmerksame Beobachterin nicht ergründen konnte, ob ihre Dichtung Mißfallen oder Beifall erregte.

Langsam legte er die Blätter zusammen, und sagte nach einer ängstlichen Pause gedehnt: „und welchem Zufall verdankt diese wunderbare Dichtung, die ich eher ein Phantasiestück als ein Märchen nennen möchte, ihre Entstehung?"

„Der Natur, die mich umgab," erwiderte Aurelie, sehr erstaunt diesmal kein enthusiastisches Lob zu vernehmen, „und dann hauptsächlich Ihrem Wunsche, daß ich mich in der Prosa versuchen möchte!"

„Und wer hat zu dem Bilde des Engels gesessen?" fragte mit erzwungenem Lächeln der Freund weiter.

„Eine vorüberfliegende Erscheinung, die ich auf diesem Wege zu fesseln strebte." Sie erzählte nun dem aufmerksamen Zuhörer des Grafen

Eifersucht und Alma's kindische Prüderie, wie sie es nannte, bei der Begegnung des schönen, jungen Mannes auf den Esterhazyschen Besitzungen, den sie doch nur wie im Vorüberfliegen gesehen habe.

Der Baron, dem eine schwere Last von der Brust genommen zu sein schien, stimmte mit ein in die Witzworte der schönen Frau, und die Kritik ihres Märchens trat für jetzt in den Hintergrund. „Es ist unglaublich," sagte er lachend, „wie weit in dieser Hinsicht die Vorurtheile der Welt gehen. Niemand wird es einem jungen Mädchen verdenken, wenn sie einen Bucklichen häßlich findet, oder bemerkt, daß ein Mann nur ein Auge hat, lobte sie aber die schönen Augen eines jungen Mannes oder gar seinen schlanken, regelmäßigen Wuchs, so würde ihre ganze Sippschaft den Stab über sie brechen und ein Zetergeschrei erheben über Unkeuschheit und Sinnlichkeit. Es ist als wenn uns, der Meinung und der Verkehrtheit der Menschen nach, der Schöpfer unsere Augen nur dazu gegeben hätte, um das Häßliche zu sehen, da es doch viel angenehmer, viel erhebender ist, seinen Blick am Schönen und

Vortrefflichen zu erfreuen! Ein großer Nachtheil erwächst, meiner Meinung nach, noch aus dieser sonderbaren Ansicht, nämlich der, daß man das Weib und namentlich die Jungfrau unwahr macht, und ihre Gedanken auf Schlüsse und Entwickelungen lenkt, die ihrem unschuldigen Sinn fern bleiben würden, wenn man sie frei gewähren ließe. Ein Mädchen mit nur einigem Sinn zum Forschen und zum Nachdenken wird sich natürlich fragen: warum darfst Du nur sehen und bemerken, was häßlich und abstoßend ist, und mußt sorgsam über dasjenige schweigen, was Dir am Menschen gefällt und Dich angenehm berührt, dahingegen Dir Niemand verwehrt, die leblosen Gegenstände in der Natur schön und häßlich zu finden, und Dich ohne Rückhalt darüber auszusprechen? Solche Betrachtungen, die doch ganz natürlich herbeigeführt werden, sind wenig geeignet, den Schnee der Unschuld rein und ohne Flecken zu erhalten. Ich übersehe nicht," fuhr er lebhaft fort, als Aurelie ihn unterbrechen wollte, „wie viel Schuld das männliche Geschlecht an diesem Uebel, wie überhaupt an der Verderbniß der

Frauen hat! Wir sind nur zu geneigt die Bilder der eignen unreinen Phantasie auch bei Andern voraus zu setzen, und wie wir selten oder nie an die Unschuld und vollkommene Reinheit einer Frau glauben, so suchen wir bei ihren oft ganz unschuldigen Aeußerungen nur zu gern einen verdeckten Gedanken, eine arrière-pensée, und wo wir dies bei zu großer Jugend und Unbefangenheit nicht können, da muß der Instinkt unserm bösen Willen dienen, denn ihm schieben wir zu, was wir der Erfahrung nicht beimessen können!"

„Ich bin entzückt Baron," rief lebhaft Aurelie, „Sie so gerecht gegen beide Geschlechter zu finden!"

„Ich bin es immer, meine Gnädige, wo ich es sein kann," erwiderte lächelnd Helmbold, „und diesmal gebe ich den Männern den größten Theil der Schuld, und entschuldige die Mütter, die lieber die Herzensreinheit ihrer Töchter in einer Art gefährdet sehen, als daß sie dieselben boshaften Bemerkungen preisgeben möchten. Wir zertreten die Unschuld, weil wir nicht an ihr Dasein glauben, und die Seligkeit des reinen Herzens kann kein Weib den heutigen Männern gegenüber mehr

bewahren, denn diese wird schon getrübt durch die Vorsichtsmaßregeln, die man den Mädchen fast noch in den Kinderstuben einflößen muß, und welche die vorsichtigen Mütter nicht selten in große Verlegenheit setzen, wenn sie das Warum ihrer Lehren und Verbote auseinander setzen sollen, wovon ich Ihnen gleich ein Beispiel erzählen will. Eine Verwandte von mir kam mit ihrer, in ländlicher Stille und Einsamkeit erblühten Tochter auf einige Wochen in die Residenz. Gewohnt an Bewegung in freier Luft ging sie mit ihrer vierzehnjährigen Rosa, die diesen Namen durch ihre Schönheit verdiente, jeden Morgen in einen öffentlichen Garten spazieren. Die heranblühenden Reize der holden Rosa fielen mehrern jungen Männern auf, die nun öfter ihren Weg durchkreuzten und sie aufmerksam betrachteten. Durch dies öftere Begegnen und die ganze Art des Benehmens der jungen Männer, die sich immer mehr näherten, aufmerksam gemacht verbot meine Cousine ihrer Tochter diese Herrn anzusehen, wenn sie vorüber gingen, wie sie es in ihrer arglosen Unschuld bisher gethan hatte. Erstaunt

fragte das junge Mädchen: „aber Mama, warum soll ich diese Männer nicht ansehen? Darf man denn hier die Menschen nicht ansehen, welchen man begegnet?“ Nach der unschuldigen Ansicht dieses Kindes waren es nur Menschen nicht Männer, welche sie angeblickt hatte, und doch nöthigte das unbescheidene Benehmen der Herren die Mutter zu einem Verbot, dessen Ursache anzugeben sie in große Verlegenheit setzte. Sehen Sie meine Freundin, so zerstören wir Männer selbst die reine, kindliche Unschuld und Unwissenheit des Weibes, und werfen dann gewöhnlich zuerst den Stein auf die durch uns zu Grunde gegangene Frau.“

Durch diese und ähnliche Reden befestigte der Baron immer mehr das Vertrauen zu seiner Redlichkeit und Aufrichtigkeit in dem Herzen Aureliens, die sich, trotz der wiederholten Warnungen Elisens, welche dem schlauen Weltmann gegenüber stets ein Gefühl des Bangens empfand, gelobte, ganz nach dem Rath und der Ansicht dieses geprüften Freundes zu handeln.

Mit ungetrübter Freude betrieb Alma indessen

die Vorkehrungen zu ihrer Reise nach Linden. Zwar war es ihr schmerzlich, sich auf längere Zeit von Wartenberg zu trennen, allein sie wußte ihn dann fern von Aurelien, und sie hatte sich schon einen Plan gemacht, wie sie in Begleitung der geliebten Mutter ihn in seiner Einsamkeit in Aarhorst überraschen wollte, und diese Aussicht erfüllte ihr Herz mit kindlichem Jubel. Daß der Graf sich den Baron als Reisegesellschafter erbeten hatte, störte zwar in etwas ihre Entwürfe, doch sagte sie sich bald, daß dieser ihr ja kein eigentliches Hinderniß sein und er doch dem armen Adolph die langen einsamen Stunden verkürzen und tragen helfen würde. So suchte sie auch diese Störung mit ihren Wünschen in Einklang zu bringen, und verließ mit ihren beiden Begleitern froh und zufrieden die Kaiserstadt.

Grafen Anselm hatte sie nicht gesehen, er war noch nicht zurück nach Wien, sondern wollte den ganzen Sommer still und zurückgezogen auf seinem Landsitz nur seinen Studien leben. Es war der jungen Gräfin fast lieb, daß er nicht zugegen war, denn wenn gleich sie den edlen, feingebildeten

Mann hochachtete, und seine Freundschaft ihr immer ein Trost und eine Stütze gewesen war, so glaubte sie doch nun dieses Trostes nicht mehr zu bedürfen, und erinnerte sich noch zu wohl daran, welche Mißstimmung und herbe Aeußerungen seine Besuche stets bei ihrem Gemahl hervor gerufen hatten, als daß sie die Gegenwart des Freundes hätte wünschen können. Sie glaubte, irgend ein Geheimniß müsse dieser feindlichen Stimmung von Seiten Wartenbergs zu Grunde liegen, welches sie nicht ergründen solle oder dürfe, und ehrte deshalb sein Schweigen. Weit entfernt war sie aber zu denken, daß kleinlicher Neid und das Gefühl des Zurückstehens es war, welches die Brust des von ihr so geliebten Mannes dem nächsten Verwandten verschloß, und erst spätern Zeiten war es vorbehalten das heilige Vertrauen dieses frommen Herzens ganz zu untergraben und es erstarken zu lassen in schweren Kämpfen und Prüfungen.

Mit inniger Liebe und Zärtlichkeit schloß Gräfin Linden die Tochter an ihre Brust, und bewillkommnete freundlich den Schwiegersohn und

den Baron. Alma schien ihr schöner, ihr Auge ausdrucksvoller, ihre Gestalt noch schlanker und edler, und mit mütterlichem Stolz und Beruhigung sah sie auf ihr theures Kind. Die Befürchtungen, welche Almas Briefe bei ihr erregt hatten, schwanden bei ihrem Anblick, denn es schien ihr unmöglich, daß der Gatte einer so jungen, so reizenden Frau sein Herz einer Andern zuwenden könne. Es wird eine vorübergehende Galanterie gewesen sein, sagte sie sich, mein armes Kind kennt die Welt so wenig, sie ist zu demüthig, um ihren eignen Werth ganz würdigen zu können, und die innige Liebe, die sie für ihren Gatten empfindet, macht sie schüchtern und furchtsam; denn man fürchtet ja immer das zu verlieren, was uns am theuersten ist!

Der Baron schien den Ideengang der Matrone zu errathen, denn als Alma sich einen Augenblick mit dem Grafen entfernt hatte, um ihre Lieblingsplätze in dem weitläuftigen Schloßgarten aufzusuchen, sprach er mit Enthusiasmus von Almas immer mehr hervortretender Schönheit,

und pries seinen Freund glücklich, der solch' eine Perle gefunden habe.

Da der Graf schon am nächsten Tag Linden wieder verlassen wollte, so glaubte die alte Gräfin keine Zeit verlieren zu dürfen, um sich Licht über ihre Befürchtungen zu verschaffen, und den Augenblick schnell benutzend, wußte sie geschickt die Unterhaltung wie absichtslos auf Frau von Hartenstein zu leiten. Allein sie hatte ihren Meister gefunden, die Lippen des Barons zuckten unmerklich, und indem er sich leise sagte: ich errathe deine Absicht, gute Mama, erzählte er mit der natürlichsten Unbefangenheit Alles von der gefeierten Frau, was zur Beruhigung der Gräfin dienen konnte. Er nannte Aurelien schön und geistvoll, aber einen Geist, der die Phantasie beschäftige ohne das Herz zu erwärmen, er pries ihre Schönheit, fügte aber hinzu, daß diese ein wehmüthiges Gefühl errege, wie wohl der Anblick der herbstlichen Natur bei einem schönen sonnenhellen Tage, und schien bei dieser Beschreibung so arglos, so ganz mit seinem Gegenstand beschäftigt, daß in der Brust der besorgten Mutter jedes Bangen

verschwand. Wie konnte auch diese herbstliche Schönheit den Vergleich mit ihrer frisch in aller Frühlingspracht erblühenden Alma aushalten, wie konnte dieser unruhige, nichts mit Ausdauer erfassende Geist die Herzenswärme ihres Kindes ersetzen? Gewiß, Alma hatte in der Demuth ihres Sinnes die Gaben dieser Frau überschätzt, und es war für das Glück und die Ruhe des theuren Wesens nichts zu fürchten.

Selbst die klügsten und an Erfahrung reichsten Menschen sind so leicht bereit das zu glauben, was ihren Wünschen entspricht, daß sie fast absichtlich die Augen schließen, um nur nicht zu sehen, was sich dieser von ihnen ersehnten Ueberzeugung feindlich entgegen stellen könnte. Auch der zehnmal Betrogene und Hintergangene wird zum elften Mal wieder glauben, nicht weil überzeugende Beweise vorliegen, nein, weil er es wünscht, weil es ihm bequem ist, oder weil das Gegentheil ihm Kummer machen würde. Der Mensch ist sich selbst gegenüber am kleinmüthigsten, am feigsten, und es gibt für ihn keinen größern Tyrannen als sein eignes Ich. Um

diesem Ich keine materiellen Entbehrungen und Entsagungen aufzulegen, erstickt er nur zu oft die Stimme seiner bessern Ueberzeugung, und erträgt geistige Demüthigungen, die dem edlen freigebornen Menschen härter sein sollten als Hunger und Elend. Um öffentlich seiner Eitelkeit zu fröhnen, unterwirft er sich ins geheim den herbsten Demüthigungen seines Stolzes und beugt den Nacken selbstgeschaffener Noth, blos weil ihm der Muth fehlt die Tyrannei des Ichs zu besiegen. Mit äußerster Sorgfalt hält er Alles fern, wodurch die Ruhe dieses Ichs gefährdet werden könnte. Mag eine traurige Wahrheit sich noch so klar darstellen, er zwingt sich zum Unglauben, weil er den Schmerz seines Ichs über Alles scheut. Mit tausend Scheingründen belegt er sich die Hoffnung eines Besserwerdens, zeiht sich selbst oft des grundlosen Argwohns, und genehmigt die zweifelhaftesten Zeugen, an deren Ehrenhaftigkeit er sich zu glauben zwingt, blos um den Schmerz der wahren Ueberzeugung nur noch eine Zeitlang von seiner Seele fern zu halten.

Gräfin Linden kannte den Baron erst seit

wenigen Stunden, sie war nach Allem, was sie durch Graf Eichhorst und durch die Briefe ihrer Tochter von ihm gehört hatte, gegen ihn eingenommen, und dennoch zauderte sie keinen Augenblick seinen Worten vollen Glauben zu schenken, blos weil diese Worte das aussprachen, was sie zu hören sehnlich wünschte, und sie vor einer näheren Prüfung im Geheim zurückbebte.

Am andern Morgen verließen die Männer Schloß Linden, um, wie der Graf tröstend zu Alma sagte, die Geschäfte in Aarhorst so schnell als möglich beenden und ungesäumt nach Linden zurückkehren zu können, und Alma blieb mit ihrer Mutter allein.

Die alte Gräfin war nun eifrig bemüht, das Selbstgefühl der Tochter zu heben, wie sie es nannte, und diese so zu bewahren vor Befürchtungen, wozu, davon war sie nun überzeugt, nur die Unkenntniß ihres eignen Werthes und übergroße Demuth sie veranlaßt hatte.

„Es ist recht weise und gut," sagte sie oft, „daß die frommen Klosterschwestern Euch Mißtrauen in Eure Fähigkeiten sowie Demuth gelehrt haben,

allein zu weit darf dieser Zweifel, diese Demuth nicht gehen, will man nicht zum Spielball in der Hand der Menschen werden. Wer der eignen Urtheilskraft, dem eignen Werth zu sehr mißtraut, wird bald der Sklave seiner Umgebung sein, und der biblische Satz: wer sich erniedrigt, soll erhöht werden, findet im wirklichen Leben keine Anwendung. Lege dich nur in den Staub, Du wirst vergebens die Hand erwarten, die Dich auf einen Thron erhebt. Den Fuß wird man auf Deinen Nacken setzen, und sich sehr wundern, wenn Du dies nicht bequem findest und die Sohle nicht küßt, die Dich verletzt und tritt. Du bist zu bescheiden, Alma," fuhr sie eifrig fort, „Du siehst bei Andern Alles im besten Licht und thust Dir selbst himmelschreiendes Unrecht. Wie schön, wie geistvoll hast Du mir in Deinen Briefen nicht diese Baronin Hartenstein gemalt, mit der Du keinen Vergleich glaubtest aushalten zu können, und nun, da ich mit dem Baron darüber spreche, da vergleicht er ihre Schönheit mit einem Herbsttag und ihren Geist mit dem Wetterleuchten, was die Atmosphäre abkühlt statt sie zu erwärmen."

„Aber der Baron ist ja der intime Freund der Hartenstein“, sagte verwundert Alma.

„Das kann er deshalb immer sein“, rief eifrig die Gräfin; „er tadelt sie ja nicht, nein, er läßt ihr alle Gerechtigkeit widerfahren, nur überschätzt er ihre Vorzüge nicht, wie Du es thust, und glaubt nicht, daß Du den Vergleich mit ihr zu scheuen hättest; im Gegentheil hat er mich nicht undeutlich merken lassen, daß er Dich weit schöner findet, als diese gefeierte Dame. Erröthe nicht, liebes Kind“, fuhr die zärtliche Mutter fort, als Almas Wangen sich mit Purpur bedeckten, „die Schönheit ist eine Gottesgabe, woran wir uns erfreuen dürfen. Stolz sollen wir nicht darauf sein, denn wir haben sie uns nicht selbst gegeben, sie ist nicht unser Verdienst, allein freuen können wir uns daran wie an jeder andern Gabe Gottes, und undankbar würde es von uns sein, wollten wir den Vorzug nicht anerkennen, den er uns vor unsern Mitmenschen verliehen hat.“

In der Stille ihres Zimmers überdachte Alma die Worte der Mutter, und ein süßes Gefühl der Beruhigung zog durch ihre Brust. Unwillkürlich

trat sie vor den Spiegel und ihr Haar schien ihr weicher und goldiger, ihre Wangen frischer und blühender als sie ihr sonst vorgekommen waren. In Gedanken verglich sie ihre schlanke, biegsame Gestalt mit den etwas an Corpulenz streifenden Formen der Baronin, und unwillkürlich sagte ihr die innre Stimme, daß sie den Vergleich nicht zu scheuen habe. Vergnügt warf sie sich auf ihr Lager und schon im Einschlafen flüsterten noch die frischen Lippen: „Gewiß, Adolph liebt mich, er muß mich lieben, denn ich bin ja schön!"

So legte die alte Gräfin Linden, indem sie das Selbstgefühl der Tochter zu heben strebte, unbewußt den Keim zu jener Festigkeit und Willenskraft der jungen Frau, unter der sie später, indem sie die Leiden der Tochter theilte, selbst leiden sollte. Die einmal geweckte Ueberzeugung des eignen Werthes läßt sich nicht wieder unterdrücken, und da, wo der Zweifel an der eignen Würdigkeit, wo Demuth und Bescheidenheit still tragen lehrte, da tritt das wachgerufene Selbstgefühl kühn in die Schranken und wagt den

Kampf, oder zieht sich kalt und stolz zurück, und keine Ausgleichung ist dann mehr möglich!

Mit demselben Gefühl stolzer Befriedigung verließ Alma am andern Morgen ihr Lager. Zwar sagte sie sich, während die Zofe ihr glänzendes Haar in langen Zöpfen flocht und es kunstvoll um den schönen Kopf ordnete, indessen ihr junges Gesicht ihr wie ein heiterer Frühlingstag aus dem Spiegel entgegen lächelte, daß die Baronin ihr vielleicht an Wissen und an Erfahrung überlegen sei, daß ihre Unterhaltung anziehender sein möchte, allein dies Alles ließe sich ja auch wohl erringen. Die Baronin hatte viel gesehen, das machte ihre Unterhaltung interessant, also mußte man ebenfalls viel reisen, um zu sehen. Die Baronin schien sehr unterrichtet, allein Alma konnte sich das Zeugniß geben, daß sie auch nicht unwissend sei, und was noch fehlte, ließe sich leicht durch nur einiges Studium nachholen. Kurz, da der Punkt in Betreff der Schönheit einmal festgestellt war, schien der jungen Frau nichts mehr gefährlich, und sie ging wie ein sieggewisser Feldherr in den Kampf. Hoch

aufgerichtet, mit festem Schritt und strahlendem Gesicht trat sie bei ihrer Mutter ein, und Gräfin Linden war selbst verwundert über die Veränderung, welche so wenige Stunden in der ganzen Erscheinung der Tochter hervorgebracht hatten.

„So gefällst Du mir, meine Alma," rief sie, deren leuchtende Stirn küssend, „Du strahlst von Heiterkeit wie der junge Tag, und ich bedaure nur, daß Graf Wartenberg Dich nicht so sieht!"

„Ich habe mir Deine Worte überlegt, Mama," sagte Alma, zärtlich die Hand der Mutter an ihre Lippen drückend, „und ich glaube Du hast recht. Ich war ein Kind, das aus Schüchternheit sich selbst in den Schatten stellte, und so der Gefahr ausgesetzt war, unbeachtet zu bleiben oder vergessen zu werden. Ich will versuchen künftig meinen Fehler wieder gut zu machen."

„Thue das mein Kind," rief die Gräfin; „mache die Vorzüge geltend, die der Himmel Dir gegeben hat, denn es ist nur lobenswerth, wenn die Gattin strebt dem Gatten zu gefallen und ihn dauernd zu fesseln."

Die Gräfin legte auf diese letzten Worte einen besondern Nachdruck, denn eine bange Besorgniß beschlich ihr Herz, als möchte sie die Eitelkeit der Tochter zu sehr rege gemacht haben. Ihrem reinen, edlen Gemüth war die gewöhnliche Koketterie der Frauen ein Greuel, und da sie kein sichreres Mittel gegen Gefallsucht kannte, als den edlen Stolz einer reinen, weiblichen Seele, so ging ihr ganzes Bestreben nun dahin, diesen Stolz in Almas Brust zu wecken und zur Reife zu bringen, wodurch sie immer mehr den Weg zu künftiger Trübsal ebnete, und den Grund zu der ungewöhnlichen Willensfestigkeit der jungen Frau legte, die einst ihrem Leben eine so unerwartete Richtung geben sollte.

Nur zu oft verfehlen wir bei unsern Bestrebungen, dem Charakter unsrer Kinder eine bestimmte Richtung zu geben, den goldnen Mittelweg, wir regen da gewaltsam auf, wo vielleicht der Keim, wenn er auch schon vorhanden war, doch ohne unsere Anregung nie zur Reife gekommen sein würde. Unvorsichtig erwecken wir die schlummernden Leidenschaften, und wenn diese dann in spätern

Jahren übersprudelnd jeden Damm durchbrechen, so stehen wir verwundert vor den Folgen unsres Werks, und ahnen sehr oft selbst kaum, daß wir es sind, die den ersten Grund zu dem Uebel gelegt haben. Um den Knaben zum Fleiß anzuspornen, wecken Eltern und Lehrer seinen Ehrgeiz, und dieser ist es, der ihn als Mann fortreißt zu ungesetzlichen Handlungen, der der Hebel alles seines Thuns, alles seines Strebens wird, der ihm oft das Leben verbittert und jeden einfachen Genuß, jede bescheidene Stellung der Beachtung unwerth erscheinen läßt. Der nicht befriedigte Ehrgeiz hat nur zu oft das Glück ganzer Familien untergraben, er läßt den Mann das Gute übersehen, was seine Lage ihm bietet, denn seine Bestrebungen, das Höchste zu erlangen, machen ihn blind gegen das einfache Besitzthum, gegen das stille Glück, was im Schooß einer zufriednen Häuslichkeit ihm blühen könnte. Um die Mädchen zur Reinlichkeit und Ordnung anzuhalten, weckt man unvorsichtig ihre Eitelkeit. Man sagt dem Kinde: sieh, wie hübsch Du aussiehst, wenn Du ein nettes, reines Kleidchen anhast. Das Kind

sieht sich wohlgefällig in dem Spiegel, es nimmt sich sorgfältig in Acht das Kleid zu beschmutzen, nicht weil die Unreinlichkeit häßlich ist, nein, weil das weiße Kleidchen es hübsch kleidet. Putzsucht, und als ihre natürliche Folge, Gefallsucht, werden hervortretende Fehler des erwachsenen Mädchens sein, und vielleicht war es nichts als eben das weiße Kleidchen, was in der Seele des Kindes den Keim zu diesen Fehlern legte.

Gräfin Linden wünschte der Tochter eine ihr bisher fern liegende Selbstständigkeit zu geben, sie wollte sie stählen gegen die Verführungen der Welt, allein ihre mütterliche Liebe ließ sie in ihren Bemühungen zu weit gehen. Sie vergaß, daß Stahl ein hartes, sprödes Metall ist, das eher springt als sich biegen läßt. Der alte Graf Linden war ein harter Mann von unbeugsamen Willen gewesen, Alma hatte einen Theil dieser Willenskraft von ihm ererbt, und so weich und gut ihr Herz war, so gehorsam und lenksam eine liebevolle Behandlung sie fand, eben so fest und entschlossen widerstand sie dem ihr zugefügten Unrecht. Mit weiser Berechnung hatten daher

die Klosterfrauen als Gegengewicht eine innige Religiosität, eine tiefe Demuth und Zweifel an dem eignen Werth in die Seele des Kindes gepflanzt, und es gelehrt, daß das Weib zum Leiden und Dulden geboren sei, und daß Vergeben und Vergessen zu ihren Haupttugenden gehören müsse. Gräfin Linden zerstörte in blinder Mutterliebe dies Werk kluger Ueberlegung; durch ihre Worte fiel der Würfel, und Almas Schicksal mußte sich erfüllen.

In den ersten Wochen kamen häufig Briefe von Wartenberg. Er schilderte die romantische Lage des Schlosses so anziehend, klagte so bitter über die Einsamkeit, in der er lebte, die er ohne die Gegenwart des Barons gar nicht ertragen würde, daß Alma dem Wunsch nicht widerstehen konnte, ihn in seiner alten Burg zu überraschen. Sie theilte ihrer Mutter ihren Plan mit, allein Gräfin Linden stimmte dagegen. Aus eigner und fremder Erfahrung wußte sie, daß es für die Frau stets ein wagliches Unternehmen bleibt, den Gatten zu überraschen, und daß das unangemeldete Erscheinen der Frau statt Freude zu bereiten, oft

Veranlassung zu dauernden Zwistigkeiten in der Ehe war. Sie wußte, daß es in dieser Verbindung zweier sich früher ganz fern stehender Menschen oft Manches gibt, was die Frau nicht beeinträchtigt, so lange es ihr verschwiegen bleibt, welches aber, einmal gekannt, ihre Ruhe und ihren Frieden auf immer untergräbt und das Glück der Ehe in seinen Grundpfeilern erschüttert. Sie suchte daher die Tochter auf alle Weise von diesem Vorhaben abzubringen, was ihr auch anfangs gelang. Als aber längere Zeit verging, ohne daß ein Brief von Wartenberg kam, fing Alma an zu fürchten, daß Krankheit die Ursache seines Schweigens sein möchte, und von nun an lag sie der Mutter täglich an, mit ihr nach Aarhorst zu reisen. Die alte Gräfin wußte den dringenden Bitten der Tochter keinen entscheidenden Grund entgegenzusetzen; so ward denn die Reise beschlossen, und dieser Entschluß mit möglicher Schnelligkeit ausgeführt.

In einer wildromantischen Gegend, an der Grenze von Tyrol, lag auf hohem Felsen, von weiten Waldungen umgeben, die alte Burg Aar-

horst. Von der gegenüberliegenden Bergwand ging steil die Straße hinab in das Thal, wo ein rauschender Bergstrom die Räder einer Mühle in Bewegung setzte, neben der sich die Wohnungen der Hörigen in langer Reihe durch das enge Thal hinzogen. Stolz schaute das Schloß, dessen mittelalterliches Ansehen noch ganz erhalten war, hernieder auf die ärmlichen Wohnungen, die es beherrschte und beschützte. Wenn man die über den schäumenden Strom, dicht an der Mühle, geschlagene Brücke überschritten hatte, wand sich der Weg in mancherlei Krümmungen wieder an der entgegengesetzten Bergwand hinauf, aber erst auf der halben Höhe des Bergrückens angelangt, sah man, daß das Schloß auf einem vereinzelten Felsen stand, der vermittelst einer über einem schmalen, aber fast unabsehbar tiefen Abgrund angebrachten Zugbrücke mit dem an der Bergwand hinlaufenden Wege in Verbindung stand.

„Wie schön ist es hier," rief Alma, als sie von der Höhe hinab in das Thal fuhren, „wie romantisch! Wie edel und groß sind die Umrisse des Schlosses, wie erhaben ist die ganze Natur

hier! Und doch, ich weiß mir die Ursache nicht zu enträthseln, doch beklemmt ein banges Gefühl mir die Brust, und mir scheint es, als wenn diese großartige Natur nur geschaffen sei, um Unglückliche in ihre hehre Stille aufzunehmen!"

„Das Schloß war von jeher der Witwensitz der Gräfinnen von Wartenberg," erwiderte Gräfin Linden, „vielleicht ist dies die Ursache des Ideenganges, der mir übrigens in Deinem Alter wunderbar erscheint!"

„Mutter, man kann auch wohl unglücklich sein, ohne gerade den Witwenschleier zu tragen, und dann, dächte ich, müßte diese großartige Stille wohlthuend und erhebend auf das Gemüth wirken!"

Unter diesen Gesprächen waren sie langsam die gegenüberliegende Bergwand hinaufgefahren und hielten nun vor dem Schlosse. Der Graf hatte, von der Lage der Burg angezogen, die mittelalterlichen Gebräuche wieder hergestellt. Die Zugbrücke war aufgezogen, und um den Thorwart herbeizurufen, mußte man eine Glocke ziehen, deren Schall das ganze Gebäude durchdröhnte.

„Ach,“ rief Alma, „wo bleibt nun meine geträumte Ueberraschung?“

„Sie kann dennoch gelingen,“ erwiderte, wie vorahnend, die Gräfin, „vielleicht ist Graf Wartenberg gerade nicht zugegen!“

„Wo sollte er sein, Mutter?“ fragte Alma verwundert, während der Thorwart die Brücke herunterließ und zu dem Wagen herantrat.

Erstaunt, zwei Damen zu sehen, sagte der Mann mit verlegener Miene: „Der Herr Graf haben mit dem Herrn Baron das Schloß ver-verlassen!“

„Wohl nur für einen Besuch in die Nachbarschaft, oder einen Spaziergang?“ fragte lebhaft die junge Gräfin.

„Der Herr Graf sind schon seit mehreren Tagen abgereist.“

„Und wenn wird er zurückerwartet?“

„Das ist unbekannt, der Herr Graf haben die Dienerschaft mitgenommen.“

„Mein Gott,“ rief Alma lebhaft, indem sie sich zur Gräfin Linden wendete, „er wird auf

einem andern Weg nach Schloß Linden zurückgekehrt sein, und wir haben ihn verfehlt!"

„So viel ich von den Dienern hörte," sagte ergänzend der Thorwart, „beabsichtigten der Herr Graf nach Hartenstein zu gehen!"

„Hartenstein?" fragte aufmerksam werdend Alma, „ist das ein Gut in der Nachbarschaft?"

„Es ist das Hauptgut der großen Besitzungen des Barons von Hartenstein, der lange als Gesandter im Auslande lebte, und ist etwa zwei Tagereisen von hier entfernt. Der Herr Baron sind vor Jahresfrist, es mag auch noch etwas länger her sein, gestorben, allein seine Witwe soll, wie mir Herr Pierre, der Kammerdiener, sagte, gegenwärtig im Schloß Hartenstein sein!"

„So laß uns umkehren, Mutter!" rief Alma rasch, gegen die Gräfin gewendet.

„Umkehren?" fragte erstaunt Gräfin Linden, die mit innrer Angst der Erzählung des alten Dieners gefolgt war. „Umkehren, ohne auszuruhen? ohne das Innre des Schlosses gesehen zu haben?"

„Das Innre des Schlosses werde ich ein

anderes Mal, vielleicht bald, sehen; ermüdet bin ich nicht, und wenn Du der Ruhe bedarfst, so laß uns in dem nächsten Wirthshaus bleiben, nur hier nicht!"

Almas Stimme hatte so etwas schmerzlich Flehendes, daß die Gräfin ängstlich ihr Auge auf die Tochter heftete. Ihre Wangen waren bleich wie der Tod, und in den großen, blauen, bittenden Augen zitterte es wie Thränen. Rasch entschlossen, wendete sich die besorgte Mutter zu dem Thorwart: „Sagen Sie dem Grafen, wenn er wiederkehrt," rief sie, „eine alte Bekannte hätte ihn, da sie nicht weit von hier vorbeigereiset sei, mit ihrem Besuch überraschen wollen," und ehe der verlegen dastehende Alte Zeit gewann, nach Namen und Stand der Damen zu fragen, befahl sie umzulenken und fuhr mit der schweigsamen Tochter zurück auf dem eben erst mit ganz anderen Erwartungen verlassenen Wege.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. H. M. Roempler in Dresden.

Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit.

Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit

von

Caroline von Göhren,
Verfasserin der „Adoptivtochter“, des „Robert“, der „Einquartierung“ rc.

Zweiter Band.

Dresden.
Verlag von Robert Schaefer.
1850.

Schon nach den ersten Tagen des Aufenthalts auf Aarhorst fühlte sich Wartenberg von Langeweile gepeinigt, und dies um so mehr, da der Baron ungewöhnlich düster und schweigsam sich zeigte. Die Anordnungen zum Bau, der noch im Lauf des Sommers vollendet sein konnte, waren bald gemacht, und da seine Reise hierher hauptsächlich den Zweck gehabt hatte, Alma auf unbestimmte Zeit den Händen ihrer Mutter zu übergeben, so sann er nun nur darauf, wie er, ohne Aufsehen zu erregen, dieser Einsamkeit bald möglichst entfliehen könnte.

„Ich glaube, das verdammte Eulennest, was trotz seiner romantischen Lage nichts als Langeweile in sich birgt, hat Dich angesteckt, Helmbold," rief der Graf unmuthig, als nach reichlich

genossenem Mittagsmahl die Herren sich schweigsam gegenüber saßen. „Deine ganze gute Laune ist hin, und ich habe Dich bei Gott noch nie so langweilig gefunden!“

„Was willst Du, Freund,“ erwiderte kalt der Baron, „die großartige Natur hier stimmt zu ernsten Gedanken, und man fürchtet sich fast, irgend einer frivolen Idee Raum zu geben!“

„Wenn dem so ist, so müssen wir eilen aus dieser großartigen Natur, wie Du sie sehr poetisch zu nennen beliebst, wieder hinauszukommen, denn um Kopfhänger zu werden, habe ich wahrlich diese Reise nicht unternommen, dies würde dem eigentlichen Zweck derselben schnurstracks entgegenlaufen!“

„So laß uns nach Linden zurückkehren!“

„Wo denkst Du hin! nach Linden zurückkehren! da würde Alma in pflichtschuldiger Treue wieder mit mir nach Wien zurückgehen wollen, und mein ganzer Plan wäre auf einmal vereitelt! Nein, Du mußt etwas Anderes ersinnen, wie wir von hier fort und zurück nach Wien kommen,

ohne daß es Aufsehen erregt. Du weißt, ich will Almas Abwesenheit benutzen, um Aurelien ihre Großmuthsgrillen vergessen zu machen, und das Uebrige wird sich dann schon finden!"

„Dazu bedarf es keiner Reise nach Wien," erwiderte der Baron, „die allerdings Deiner Frau und Deiner sehr würdigen Schwiegermama etwas auffallen müßte und ihnen nicht verschwiegen bleiben könnte, dazu gibt es ein leichteres und sichreres Mittel."

„Aber welches? Erkläre Dich doch!"

„Du mußt noch einige Tage hier aushalten!"

„Noch einige Tage hier aushalten, wozu soll dies führen?"

„Das wirst Du gleich hören. Aurelie ist, durch mein Zureden dazu bewogen, nach Hartenstein gegangen. Einige Tage tiefer Einsamkeit und ungestörten Alleinseins werden sie bald in die Arme Deiner Feindin, der Langeweile, führen, die Dir aber hier vortrefflich den Weg ebnen wird. Hartenstein ist kaum zwei kleine Tagereisen von hier entfernt; wir verlassen nach einiger Zeit

ganz still und ohne Aufsehen das Schloß, und suchen die arme Verlassene auf, die uns als rettende Engel ansehen und mit offnen Armen empfangen wird. Hier braucht Niemand das Ziel unsrer Reise zu kennen, und in Linden glaubt man uns in Aarhorst mit Bau- und Verbesserungsplänen beschäftigt, während Du Dein Ziel verfolgst, und es Dir selbst zuzuschreiben hast, wenn Du es nicht erreichst!"

„Du bist die Krone aller Freunde, Helmbold," rief der Graf, indem er den Baron mit komischem Pathos in seine Arme schloß, „und ich verspreche Dir, alle meine Liebenswürdigkeit aufzubieten, um die Sprödigkeit der schönen Frau in möglichst kurzer Zeit zu besiegen und sie in phantastischer Liebe erglühen zu machen!"

Der Baron lächelte Beifall, gelobte sich aber im Geheim, der Erfüllung dieser Hoffnung noch manches Hinderniß in den Weg zu legen. Es lag ihm nicht daran, den Grafen als erklärten Liebhaber der Baronin zu wissen; denn wenn er sich auch nicht leugnen konnte, daß Aureliens eheliche Treue wohl nicht ganz fleckenlos geblieben

war, so wollte er doch, bei seinen Plänen für die Zukunft, nicht selbst dazu beitragen, die Zahl ihrer Verirrungen zu vermehren. Sein Zweck war, wie wir schon gesagt haben, beide Theile zu beschäftigen, um sie um so sicherer zu beherrschen. Alma durfte keinen Einfluß auf den Gatten gewinnen, und Aurelie mußte durch wiederholte unglückliche Wahl zuletzt in die Arme desjenigen getrieben werden, den sie schon jetzt als ihren einzigen bewährten Freund betrachtete. Jetzt schon einen Bruch zwischen den jungen Gatten hervorzurufen, lag nicht in seinem Plan. Er kannte die junge Gräfin zu wenig, und erst wenn ihm die vollkommne Ueberzeugung geworden war, daß sie seinen Zwecken in nichts dienen konnte oder wollte, sollte zu diesem äußersten Schritt die Zuflucht genommen werden.

Bei der Ueberlegung und Ausführung dieses Plans hatte der Baron aber vergessen, daß in jedem Hause, wo es unbeschäftigte Dienstboten gibt, die Thüren und Wände Ohren zu haben pflegen. Herr Pierre, der, um der Langeweile, die auch ihn plagte, zu entgehen, es sich zur

Pflicht machte, die Gespräche seines Herrn zu belauschen, erfuhr auf diese Art den Zweck und das Ziel der beabsichtigten Ausflucht und konnte sich die Genugthuung nicht versagen, gegen den alten Thorwart und das übrige Dienstpersonal als ein in allen Plänen seines Herrn Eingeweihter sich geltend zu machen.

So erfuhr die junge Gräfin plötzlich das, was nach der Meinung des Barons ihr noch lange und vielleicht auf immer verschwiegen bleiben sollte, und die Folgen dieser Unvorsichtigkeit drohten seine wohlberechneten Pläne zu zerstören.

Nach einer ununterbrochenen Reise spät im Schloß Linden wieder angekommen, eilte Alma, Ermüdung vorschützend, sogleich auf ihr Zimmer, und vor den Spiegel tretend, verhing sie ihn hastig mit einem großem Tuche. „Ich bin nicht schön," rief sie weinend, „die Mutter irrt sich, und ich selbst war verblendet. Wäre ich schön, so würde er zu mir zurückgekehrt sein, statt daß er einer fremden Frau folgt, deren

Reize ihn fesseln, und er die arme Alma vergißt, die in thörichter Einbildung seine Liebe zu besitzen glaubte!" Schluchzend warf sie sich auf ihr Lager, und ihr junges Herz kämpfte den harten Kampf, in welchem so manche Frauenbrust sich trostlos verblutet.

Als die ersten Strahlen der Sonne die fernen Berggipfel vergoldeten, öffnete sie ihr Fenster und ließ die heiße Wange von der frischen Morgenluft kühlen, dann kniete sie nieder und betete lange, und als sie aufstand von diesem Gebet, in welchem sie ihre ganze Seele vor ihrem Schöpfer ausgeschüttet hatte; da war eine Ruhe und Klarheit über ihr jugendliches Gesicht ausgegossen, als wenn der Engel des Trostes seine Fittige über sie gebreitet hätte. Lächelnd nahm sie das Tuch von dem verhängten Spiegel, kühlte dann die brennenden Augen mit frischem Quellwasser und ging so hinunter zu der harrenden Mutter.

Auch für Gräfin Linden war die Nacht schlaflos vergangen, und sie hatte tausend Pläne entworfen, den Schmerz des geliebten Kindes zu

mildern, ihr den Schritt des Grafen als etwas an sich Unbedeutendes darzustellen, und die Hoffnung in ihrer jungen Seele wieder zu beleben. Almas Schmerz fürchtend, sah sie mit Bangen deren Eintreten entgegen, und war daher sehr angenehm überrascht, die junge Frau ruhig, ja mit fast heitrer Miene zu sehen.

„Ich habe Dir gewiß Sorge gemacht, liebe Mama,“ sagte Alma, der Mutter Hand küssend, „auch war ich recht betrübt und überrascht, allein man sagt ja: beßrer Rath kommt über Nacht, und so habe ich mir denn in dieser Nacht Alles recht überlegt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Adolph gewiß unschuldig an der ganzen Reise ist. Sieh,“ fuhr sie fort, indem sie der Mutter Hand noch immer haltend sich zu dieser aufs Sopha setzte, „der Baron ist nicht daran gewöhnt, in ländlicher Stille zu leben, er ist ein intimer Freund der Hartenstein und wird Wartenberg zu dieser Reise veranlaßt haben, und hätte mich Adolph nur davon in Kenntniß gesetzt, so würde ich gewiß gar nichts darin erblickt haben!“

Gräfin Linden freute sich innig, die Tochter so beruhigt zu sehen, und um auch den letzten Stachel aus ihrer Brust zu nehmen, sagte sie, die etwas blasse Wange der jungen Frau freundlich streichend: „Daß Dein Mann Dich nicht in Kenntniß von dieser kleinen Ausflucht gesetzt hat, daran bist Du vielleicht selbst Schuld, und es ist von seiner Seite nur eine Schonung. Gewiß hast Du ihm die kleine Eifersucht, die Du wegen der Hartenstein empfunden, nicht genug verborgen, er hat dem Freunde den Wunsch, mit ihm auf einige Tage nach Hartenstein zu gehen, nicht abschlagen wollen; um Dir aber nicht weh zu thun, hat er es Dir verschwiegen, und ohne Deine unglückliche Idee, ihn in Aarhorst zu überraschen, wäre Deine Ruhe wirklich nicht gestört worden!“

„Ja, Mutter, so wird es sein,“ rief lebhaft Alma, „und der Schmerz, den ich empfunden, ist nur die Strafe meines Ungehorsams; denn hätte ich Deinen Rath befolgt, so wäre diese unglückliche Reise unterblieben!“

Wenige Tage nach dieser Unterredung kam ein Brief des Grafen, aus Aarhorst datirt, worin

er seiner jungen Gattin meldete, daß unerwartete Geschäfte ihn plötzlich nach Wien riefen, und der Umweg über Schloß Linden eine zu große Verzögerung veranlassen würde; daß er aber ungesäumt, sobald Alles abgethan sei, zu seiner lieben Alma eilen werde.

Alma schwieg, nachdem sie den Brief gelesen, und auch die alte Gräfin wagte nicht, ihren Befürchtungen Worte zu geben. In beider Brust schien der Gedanke Raum zu gewinnen, daß der Brief wohl nicht in Aarhorst geschrieben sein möchte, doch mochte keine diesen Argwohn aussprechen. Alma blieb trüb und schweigsam, und stand oft stundenlang am Fenster, immer den Weg hinunterblickend, der nach Wien führte. Endlich sah sie eines Abends einen Wagen die Richtung nach dem Schlosse nehmen, und mit freudeklopfendem Herzen eilte sie die große Schloßtreppe hinunter, überzeugt, den Gatten in ihre Arme zu schließen. Aber nur der alte Joseph stieg von der gräflichen Carosse und überreichte der jungen Gebieterin mit verlegner Geberde einen Brief.

„Mein Gott, der Graf ist doch nicht krank?“ rief angstvoll die junge Gräfin.

„Der Herr Graf schienen wohlauf zu sein, als sie Wien verließen,“ antwortete nicht ohne Zögern der alte Diener.

„Und wo ist der Graf hingereist?“

„Ich glaube in ein Bad, doch das werden der Herr Graf der Frau Gräfin wohl Alles ausführlich geschrieben haben.“

Sich gewaltsam zusammenraffend, nahm Alma den Brief aus den zitternden Händen des alten treuen Dieners und eilig in ihr Zimmer zurückkehrend, las sie mit klopfendem Herzen dessen Inhalt.

„Ich glaube Deinem unausgesprochenen Wunsch zuvor zu kommen, meine Alma,“ schrieb der Graf, „wenn ich Dir gestatte den Rest des Sommers bei Deiner Mutter zu bleiben. Du liebst das Getreibe der Welt nicht, und Deine blühende Gesundheit bedarf nicht der Hülfe irgend einer Bade- oder Brunnenkur. Mir haben aber die Aerzte wegen meiner wahrscheinlich vom Tanzen etwas angegriffenen Brust, den Gebrauch von

Ems und dann eine Traubenkur angerathen, und ich sehe mich also genöthigt mich in das Badeleben zu stürzen. Ich weiß, Du würdest mir gefolgt sein, denn Du bist eine gar pflichtgetreue kleine Frau, ich weiß aber auch, daß Du die Stille des Landlebens und die Gesellschaft Deiner trefflichen Mutter allem geräuschvollen Treiben vorziehst, und so erwarte ich Dich denn erst zum Herbst wieder in Wien. Damit es Dir aber nicht an Bequemlichkeit und an einem sicheren Begleiter auf kleinen Ausflügen fehle, sende ich Dir Deine Equipage und den alten treuen Joseph, den Du ja so gern hast."

Alma las diesen Brief mehrere Male und einzelne große Thränen glitten über ihre Wangen, aber wie von einem plötzlichen Entschluß beseelt trocknete sie die Augen, und ging in das Zimmer ihrer Mutter, der sie schweigend das Schreiben reichte.

Die Gräfin war nicht wenig erstaunt über dessen Inhalt, aber schnell überblickend was hier nöthig, schloß sie die Tochter in ihre Arme, und rief lebhaft: „Wie dankbar bin ich dem Grafen,

daß er Dich mir läßt, und wie liebevoll sorgt er für Dich und für das, was Dir angenehm sein kann!"

Anna schüttelte das Haupt, „wir wollen sehen, ob er diese Lobsprüche verdient!" sagte sie und ehe die Mutter es verhindern konnte, befahl sie den alten Joseph zu rufen.

„Joseph," sprach sie zu dem Eintretenden gewendet, „haben Sie keinen Brief für mich von der Baronin? Sie versprach mir zu schreiben."

„Die Frau Baronin waren nur wenige Tage in Wien und werden wohl nicht Zeit zum Schreiben gehabt haben."

„Ah, sie wird wieder eine Reise machen! haben Sie nicht gehört, welche Richtung sie diesmal einschlagen wird?"

„Mademoiselle Nanette sagte mir, als der Herr Graf mich einst mit ein paar Zeilen hinübersendeten, weil Monsieur Pierre eben nicht zu Hause war, daß Ihre Gnaden, die Frau Baronin, diesmal nur nach Ems zu gehen gedächten, und vielleicht später noch weiter hinab an den Rhein!"

Anna blickte auf ihre Mutter; es lag eine

Welt von Schmerz in diesem Blick. — „Es ist gut, Joseph,“ sagte sie mild, „gehen Sie, sich von der Reise auszuruhen!“

Als der alte Diener, der nicht ahnete, wie er das Herz seiner jungen Herrin zerriß, das Zimmer verlassen hatte, wollte Gräfin Linden der Tochter tröstende Worte sagen, allein Alma wehrte ihr mit einem Zeichen der Hand. „Mutter,“ rief sie, indem sie ihre Arme leidenschaftlich um den Hals der Gräfin schlang, „Mutter, ich bin nicht unglücklich, denn Du bleibst mir!“

Von diesem Tage an schien ein andrer Geist in diesem jungen Gemüth zu walten, sie war ruhig, oft sogar heiter, aber der jugendliche Frohsinn war auf immer geflohen, und frühzeitiger Ernst umwölkte die sonst so klare Stirn.

Mit banger Besorgniß sah Gräfin Linden die immer bleicher werdenden Wangen der Tochter, welche zu zerstreuen und zu erheitern sie sich vergebens bemühte.

„Ich bin am glücklichsten Mutter, wenn ich mit Dir allein bin,“ war stets die Antwort der jungen Frau, wenn die Gräfin einen Besuch in

der Nachbarschaft oder irgend einen weitern Ausflug vorschlug; und wenn sie dann bei ihrem Wunsch beharrte, so fügte sich Alma freundlich demselben, war aber am nächstfolgenden Tag noch bleicher und stiller als gewöhnlich, und oft so angegriffen, daß die besorgte Mutter sich gezwungen sah einen andern Weg einzuschlagen, wollte sie nicht die Gesundheit des geliebten Kindes gefährden. In dieser Verlegenheit war es ihr wie ein gutes Zeichen, wie ein Trost von oben, als ihr eines Tages der Besuch des Grafen Anselm Eichhorst gemeldet wurde. Diesem edlen Mann konnte sie sich vertrauen, von ihm hoffte sie Rath und Trost zu erhalten, und so eilte sie ihm denn mit unverhehlter Freude entgegen.

Durch einen Jugendfreund, der eine Zeitlang mit ihm auf seinem Gute in Tyrol zugebracht hatte, zu einer Reise nach Italien bewogen, hatte Anselm lange nichts von Alma gehört, er glaubte sie noch in Ungarn, und war daher freudig überrascht sie in Linden bei ihrer Mutter zu sehen. Aber so froh ihn auch die Nachricht ihrer Anwesenheit gestimmt hatte, so schmerzlich fühlte er sich

durch ihren Anblick bewegt, und Gräfin Linden, die ihn scharf beobachtete, sah nur zu deutlich die schmerzlichste Ueberraschung in seinen Zügen sich ausprägen.

Als Alma, große Müdigkeit vorschützend, am Abend das Zimmer ihrer Mutter zeitig verlassen hatte, wendete sich Anselm mit der Frage an die alte Gräfin: „ob Gräfin Wartenberg krank gewesen sei?“

„Ihr Körper ist gesund,“ erwiderte seufzend Gräfin Linden, „aber ihre Seele leidet, und da kann kein Arzt helfen, und auch die Mutterliebe steht rathlos bei diesem Schmerz, und kann nicht so stützen und aufrichten, wie sie wohl möchte!“

„Wenn das Herz leidet,“ sagte ernst Anselm, „so muß man dem Charakter die Festigkeit geben diese Leiden zu tragen!“

„Ach, lieber Graf, Sie sind mir wie ein helfender Engel erschienen in dieser meiner Rathlosigkeit,“ rief lebhaft die Gräfin; „Ihnen will ich vertrauen und will Ihrer Ansicht und Meinung willig folgen, vielleicht gelingt es mir dadurch

Almas Lippen wieder lächeln, diese bleichen Wangen wieder sanft geröthet zu sehen!“

„Ich glaube nicht, daß Gräfin Alma durch äußere Zerstreuungen und Vergnügungen von dem Kummer zu heilen sein möchte, der ihre junge Seele jetzt niederbeugt,“ sagte Anselm, nachdem die Gräfin ihm die ganze Lage der Sache, sowie ihre Versuche, die Tochter aufzuheitern, mitgetheilt hatte, „lassen Sie uns versuchen, was eine geregelte und ernste Beschäftigung thun wird! Erlauben Sie mir einige Tage hier zu verweilen, und lassen Sie mich den Versuch wagen!“

Dankbar nahm die Gräfin den Vorschlag des welterfahrnen Mannes an, und doppelt freudig ergriff Anselm die Gelegenheit, die ihm nicht allein gestattete, längere Zeit in Almas Nähe zu weilen, sondern ihm zugleich die Hoffnung gab, ihr nützlich zu werden. Als gewandter Redner wußte er die junge Frau durch Erzählungen seiner Reisen allmählig zu interessiren, und ihr nach und nach den Muth einzuflößen einzelne Mittheilungen über ihre eben erst vollendete Reise in Ungarn zu machen. Diese kurzen Mittheilungen und einzelnen

hingeworfenen Skizzen beredete er sie dann in ein Ganzes zusammen zu bringen, es zu sichten und systematisch zu ordnen, wobei er ihr seinen Rath und Beihülfe versprach. So war Alma nun auf eine bestimmte Beschäftigung hingewiesen, wovon er sich, wenn nicht gänzliche Heilung, doch Besserung ihres Gemüthszustandes versprach. In den schon länger werdenden Abenden las er dann den Damen vor, und wählte seine Lectüre gewöhnlich so, daß die edle Entsagung oder der würdige Stolz der Frauen dadurch in das rechte Licht gestellt und der Wunsch zur Nachahmung rege gemacht wurde.

Wenn gleich nur wenige Jahre älter als Wartenberg, war Graf Anselm doch dem Vetter nicht allein in allen Fächern des Wissens weit voraus geeilt, sondern besaß auch eine Welt- und Menschenkenntniß, wie man sie in so jungen Jahren selten findet und wie Graf Adolph weit entfernt war, sie zu besitzen. In abhängigen Verhältnissen geboren, war es ihm bald klar geworden, daß er seine Selbstständigkeit durch sich selbst, durch eigne Kraft und Anstrengung erlangen

müsse, denn so sehr auch Gräfin Eichhorst wünschte, den geliebten Sohn als einstigen Erben des reichen Onkels zu sehen, und so oft sie sich auch im Stillen schmeichelte diesen Wunsch doch noch zu erreichen, so sorgfältig hatte sie sich gehütet diese Hoffnung gegen den Sohn durchblicken zu lassen. Stolz auf ihren alten Namen war ihr der gesunkene Glanz ihres Hauses ein Quell tiefen, nagenden Kummers, denn sie dachte sich nichts traurigers als grade einen armen Grafen. „Je höher die Geburt," sagte sie oft, „je drückender ist die Armuth! Der arme Bürger kann jeden Erwerbszweig ergreifen, ohne sich zu entehren oder sich lächerlich zu machen, man wird seine Anstrengungen ehren, seine Industrie unterstützen, während man auf den herabgekommenen Großen nur mit Hohn und Schadenfreude blickt. Und welchen Erwerbszweig soll denn der Hochgeborne, der Urfreie ergreifen? Kann der Graf das Feld pflügen, kann er ein Handwerk treiben oder Lasten tragen? Würde nicht der Hohn der Niedern und die Verachtung der Vornehmen sein Loos sein? Nein, der, dem das harte

Schicksal wurde, bei einem glänzenden Namen des Glanzes des Reichthums zu entbehren, der muß glänzen durch die Gaben seines Geistes, muß den Niedern Achtung einflößen durch die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, durch die Reinheit und Lauterkeit seines Wandels. Der Träger eines edlen Namens muß sein Haupt stolz erheben können im Bewußtsein seines Werthes, und die Anerkennung dieses Werthes, dieser geistigen Ueberlegenheit, muß den Mangel des Reichthums vergessen machen."

Von solchen Grundsätzen beseelt, war es das eifrige Bemühen der Gräfin ähnliche Ansichten in der Brust des Sohnes zu erwecken, und in dem Gemüth des jungen Anselm fand sie den fruchtbarsten Boden. Sorgfältig verbarg sie ihm die Hoffnungen, die sie im Stillen hegte, daß er einst der Erbe des reichen Onkels sein könnte. „Dein Vetter wird die Augen gewöhnlicher Menschen einst durch Rang und Reichthum blenden, wiederholte sie unaufhörlich gegen den Knaben, aber Graf Anselm Eichhorst wird von den Edlen geliebt und geachtet werden, sein Reichthum wird seine

Geistesbildung, seine Kenntnisse und sein Edelmuth sein. Er wird stolz darauf sein, sich selbst genügen zu können, und wird der Schätze des reichen Onkels nicht bedürfen, ohne welche Graf Adolph unbeachtet durch die Welt gehen würde!"

So von dem Stolze der Mutter, die er innig liebte und verehrte, gestachelt, war es Anselms eifriges Bestreben sich die Vollkommenheiten zu eigen zu machen, die sie von ihrem Sohn begehrte, sowie das Bild, welches sie ihm von Welt und Menschen entwarf, seine Neugierde reizte und den Trieb zum Beobachten in ihm erweckte. Von den besten Lehrern unterrichtet und mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, überflügelte er bald in allen Fächern des Wissens seinen Vetter, der zwar von der Natur fast mit ähnlichen Geisteskräften ausgerüstet war, aber durch unbesiegbaren Leichtsinn hingerissen diese Kräfte müssig schlummern ließ. Als beide Jünglinge in die Welt traten, entwickelte sich die Beobachtungsgabe bei Graf Anselm schnell zu ungewöhnlicher Fertigkeit, und reifte ihn in wenigen Jahren zum selbstständigen Mann, während Wartenberg, der aus Leichtsinn

und einer Art Geistesfaulheit die Augen fast absichtlich schloß, bald ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner eigennützigen Freunde wurde. Mehrfach hatte sich Anselm bemüht, den Vetter, den er als Jugendgespielen liebte, aus diesen unwürdigen Händen zu befreien, allein schon durch das Lob, welches seine Lehrer und selbst der alte Onkel Anselm so freigebig und oft auf seine Kosten ertheilten, war Wartenbergs Herz dem Freund seiner Jugend entfremdet worden, welche Mißstimmung sich noch durch die Anerkennung vermehrte, die Anselm in allen Kreisen fand, und die man bei der Ungewißheit, wer der eigentliche Erbe des alten Grafen sein würde, sich nicht scheute laut und öffentlich auszusprechen. Baron Helmbold, der sich, wie wir schon gesagt, schnell dem jungen Wartenberg angeschlossen, nachdem Anselm seine Annäherungen höflich aber kalt zurückgewiesen hatte, war eifrig beflissen, die Kluft zwischen den Verwandten noch zu erweitern, und so trat denn, ohne eigentlichen öffentlichen Bruch, doch eine solche Kälte und Entfremdung zwischen den Jugendgespielen ein, daß Anselm jeder Rath, ja fast jede

Annäherung unmöglich wurde. Wartenberg stürzte sich leichtsinnig in den Strudel der Hauptstadt, und bald hielt die Sorge für den eignen Ruf, den er hoch und heilig achtete, Anselm von jeder nähern Verbindung mit dem Vetter ab. Als aber Adolph sich vermählt hatte, als Anselm Alma sah, die so jung, so unschuldig und kindlich froh das Theater der Welt betrat, wo ihr, das sah Anselm vorher, eine so schwere, trübe Rolle zu Theil werden mußte, da zog inniges Mitleid ihn zu der jungen Frau, und da auch Wartenberg seine Annäherung wieder mehr zu begünstigen schien, so nahm er sich vor, durch seine Stellung als Verwandter gleichsam dazu berechtigt, der jungen Frau als Schirm und Stütze zu dienen.

Er hatte nicht geglaubt, daß Wartenberg, der diese Wahl nicht aus Liebe, sondern nur um der Erbschaft gewiß zu sein, getroffen hatte, ein treuer, liebender Gatte sein würde, allein bei Alma's Schönheit hatte er die Katastrophe nicht so schnell erwartet, und nicht ohne Grund glaubte er wieder deutlich den Einfluß des Barons zu erkennen. Mit schmerzlicher Theilnahme erfüllte

es ihn daher, als er die junge, kaum sechszehnjährige Frau als eine geknickte Lilie vor sich sah, und mit heiligen Eiden gelobte er sich, ihr die Kraft zu geben, die ihr nöthig war, um ihr Geschick mit Würde zu tragen. Er übersah nicht mehr die Gefahr, die für ihn selbst daraus entstehen konnte, allein der eignen Stärke sich bewußt, glaubte er, ohne andere Gefahr als für sich selbst das Werk beginnen zu können, und kleinlich erschien es ihm, vor einem guten Werk zurück zu beben, blos weil dieses Werk ihm selbst Kummer bereiten könnte.

Um den Argdenkenden keinen gerechten Stoff zum Gerede zu geben, blieb er zwar nicht immer in Schloß Linden, doch kehrte er oft dahin zurück, und unterhielt auch während seiner Abwesenheit einen fortgesetzten Briefwechsel. Er ließ sich von Alma Bericht abstatten über ihre Beschäftigungen, ihre Lectüre, ihre Arbeiten. Mit richtiger Berechnung hatte er in ihr die Liebe zur Kunst, sowie zum Studium der Natur zu erwecken gewußt, und ihre Briefe brachten ihm oft eine seltene Pflanze, die sie auf ihren Spaziergängen im

Gebirge gefunden, oder eine Ansicht, welche sie nach der Natur aufgenommen hatte. Zwar verriethen diese Skizzen und Ansichten noch gar sehr die Hand der Anfängerin, allein Anselm wollte keine Künstlerin bilden, er wollte ein geknicktes Gemüth dem Leben und der wirksamen Thätigkeit wieder geben, und so waren Alma's schwache Versuche ihm werther, als die schönsten Leistungen des vollendeten Künstlers, denn sie bewiesen ihm, daß sie bemüht war seinen Wunsch zu erfüllen. Auch die Briefe der jungen Frau gaben ihm ein beruhigendes Gefühl, sie waren herzlich und einfach. Alma sah in dem jungen Mann nur den Freund, den Verwandten und Jugendgespielen ihres Mannes, dies sprach sich in jeder Zeile deutlich aus, und Anselm sagte sich oft, wenn er den Brief aus der Hand legte: „Mögen mir aus diesem Bündniß Schmerzen beschieden sein, der reine Spiegel ihrer Seele wird wenigstens nicht getrübt werden!"

So verging der Sommer, und mit dem Eintritt des Spätherbstes glaubte Alma den Grafen in Wartenberg erwarten zu können. Er hatte

gesagt, daß er dann die Jagden dort abhalten würde, allein auch dieses Vergnügen schien seinen Reiz für ihn verloren zu haben. Seit seiner Rückkehr nach Wien schrieb er zwar öfter an seine junge Frau, als er es vor seiner Reise und von Ems aus gethan, allein seine Briefe waren kurz und kalt, und da er darin nie den Wunsch aussprach, Alma in Wien zu sehen, so schwieg auch sie, und suchte sich an den Gedanken zu gewöhnen, auch den Winter entfernt von ihrem Gatten zu leben. Endlich spät im Jahre, als schon Schnee und Eis die Wege bedeckte, kam ein Brief, der Alma zur Reise nach Wien aufforderte.

„Mutter, ich wünsche bei Dir zu bleiben!“ sagte Alma, nachdem sie gelesen.

„Das kannst Du nicht, mein Kind, die Frau darf dem Verlangen ihres Gatten, sie in seiner Nähe zu haben, sich nicht widersetzen!“

„Allein ich konnte doch erwarten, daß Graf Adolph selbst kommen würde, mich zu holen!“

„Ich hätte dies auch gewünscht, besonders jetzt, wo in unsrer Gegend die Wege so schlecht und nicht ohne Gefahr sind, allein Du hast ja

Deine Leute, und Joseph wird Alles zum Besten einrichten!“

Alma schwieg. „Mutter,“ hob sie aber nach einer Weile wieder an, „mir scheint darin, daß der Graf es nicht der Mühe werth hält, selbst zu kommen, und so gerade hin nur Gehorsam gegen seinen Befehl erwartet, ein Verstoß gegen die angeborne Würde der Frau zu liegen!“

Die Gräfin zögerte einige Augenblicke zu antworten; sie sah, welche überraschende Früchte ihre und Anselms Unterweisungen getragen hatten. Das Selbstgefühl der Tochter freute sie, und doch hatte sie Furcht, daß das Uebermaß desselben zu einem Bruch führen könnte, den sie lebhaft zu vermeiden wünschte.

„Meine Alma,“ sagte sie daher nach einiger Ueberlegung, „die Würde der Frau ist ihr höchster, ihr edelster Besitz, doch darf sie dem Gatten gegenüber nie in Schroffheit ausarten. Erst wenn wir alle Mittel der Liebe und der Duldung erschöpft haben, um den Verirrten zu uns zurückzuführen, erst dann ist es uns vergönnt, eingedenk der eignen Würde, uns vor Erniedrigung

zu bewahren. Ein zu eiliges, schroffes Zurücktreten rechtfertigt weder die Welt, noch steht es im Einklang mit den Grundsätzen der Religion. Von den Zurücksetzungen und Vernachlässigungen, die wir durch unsre Männer erfahren, trifft nicht uns die Schmach, aber Tadel würde uns treffen, wollten wir zu schnell, zu voreilig richten! Dein Gatte verlangt Dich an seine Seite, dies ist ein Beweis, daß Du ihm nicht gleichgültig bist; kannst Du da um die Form rechten wollen? Geh, mein Kind, biete Alles auf, Dir sein Herz zu erwerben, ihn zu Dir zurückzuführen, und erst wenn alle Deine Anstrengungen vergebens sein sollten, wenn nicht Bitten, nicht Duldung, wenn selbst ernste Mahnungen nichts helfen, erst dann darfst Du daran denken, daß der Himmel Dir eine Mutter gelassen hat, in deren Arme Du flüchten kannst!"

Mit tiefer, inniger Rührung hatte Alma die Worte gehört. Als die alte Gräfin, überwältigt von ihrem Muttergefühl, schwieg, stand sie langsam auf, und knieend die Hand der Theuren an ihre Lippen drückend, rief sie: „Mutter, ich ge-

lobe Dir, treu Deinem Rathe zu folgen. Alles will ich aufbieten, Adolphs Herz mir wieder zu gewinnen, streng will ich dem Stolz meiner Seele Schweigen auferlegen, will dulden, ohne zu murren, will Härte und Gleichgültigkeit mit Liebe und Demuth erwidern, allein wenn ich scheitern sollte in meinen Bestrebungen, wenn ich mit gebrochnem Herzen das Unfruchtbare meiner Mühen beklagen müßte, dann werden sich mir die Mutterarme öffnen, und ich werde da Trost finden, wo ich als Kind Glück und Ruhe fand!"

Gerührt schloß die Gräfin die Tochter an ihre Brust, und die Thränen der beiden Frauen vereinten sich.

Es ist eine Eigenthümlichkeit in dem Charakter der Frauen, daß sie den Mann ihrer Wahl freigebig mit allen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausstatten, und dies auch selbst bei der oberflächlichsten Bekanntschaft. Aeußere Schönheit und ein feines geselliges Benehmen nimmt die Frau nur zu bald zu Gunsten des Mannes ein, und ihre geschäftige Phantasie fügt zu diesem gefälligen Aeußern schnell alle Gaben des Geistes

und des Herzens hinzu. Gewiß recht oft klagen Frauen mit Unrecht über Täuschung und Trug, denn sie selbst sind größtentheils die Urheberinnen dieser Täuschung. Sie wählen gewöhnlich nur nach dem Herzen, ohne zu prüfen, ob eine Gleichheit der Charaktere, eine Uebereinstimmung der Gesinnungen, ohne welche kein wahres Glück in der Ehe möglich ist, wirklich besteht oder nicht. Von äußern vergänglichen Vorzügen geblendet, versäumen sie jedes tiefere, ernstere Studium des Charakters des von ihnen gewählten Mannes, und sind von vornherein überzeugt, daß in diesem schönen Kopf ein durchdringender Verstand, in diesem edlen Körper ein zartfühlendes für alles Schöne und Große begeistertes Herz wohnt, und gewiß sehen manche Männer, die sich ihrer Schwäche bewußt sind, mit gerechtem Erstaunen sich zum Gott erhoben, selbst ohne daß es ihnen auch nur die kleinste Anstrengung gekostet hätte.

Wenn nun nach Jahren der Ehe die glänzenden Gewänder, mit welchen die geschäftige Phantasie der Frauen ihre Lieblinge ausstattete, nach und nach fallen, wenn der, nun nicht mehr

durch Aeußerlichkeiten geblendete Blick mit Schrecken die nüchternste Alltäglichkeit dort gewahrt, wo er früher edlen Enthusiasmus und hohen Aufschwung zu sehen wähnte, wenn das Laster und die Gemeinheit in ekelhafter Nacktheit sich da zeigen, wo sie hohe Tugend und erhabene Gesinnungen anbeteten, da schreien die meisten Frauen über Trug, Heuchelei und Verrath, und vergessen, daß sie selbst es waren, die einen Götzen auf den Altar setzten, daß ihre Phantasie ihn umkleidete mit den bunten Gewändern aller Tugenden, daß sie es waren, die noch lange absichtlich die Augen schlossen, um nur die schöne Täuschung noch festzuhalten und um ihren Irrthum sich nicht selbst einzugestehen!

Wohl ist es unendlich hart, sich sagen zu müssen: der Mann, dem Du Dein Herz gegeben, an dessen Edelmuth und Tugend Du wie an eine heilige Wahrheit glaubtest, ist nichts als ein gemeiner Betrüger, oder ein grob sinnlicher Mensch, dessen zusammengeschrumpftes Herz keines Aufschwungs, keiner edlen Handlung fähig ist, und unglücklich und bedauernswürdig ist die Frau,

der ein solches Loos zu Theil wird. Aber über Verrath und absichtliche Täuschung darf sie in den meisten Fällen nicht klagen, weil diese nur selten die Ursache ihres Unglücks sind. In sich selbst, in ihrer eignen Leichtgläubigkeit, in dem Drange, sich freiwillig zu täuschen, der dem weiblichen Geschlecht so eigen ist, in der Regsamkeit ihrer Phantasie, die sie Alles idealisiren läßt, muß sie den Feind ihrer Ruhe und ihres Glückes suchen, und in den meisten Fällen besteht der Vorwurf, der den Mann mit Recht trifft, nur darin, daß er es recht hübsch und bequem gefunden hat, sich als Gott verehren zu lassen, oder durch diese Verehrung dahin kam, sich selbst als ein außergewöhnliches Wesen zu betrachten.

Auch Graf Wartenberg hatte seiner jungen Gemahlin gegenüber sich keinen eigentlichen Betrug zu Schulden kommen lassen. Er hatte gefallen wollen, und es war ihm geglückt, ohne daß er dabei erheuchelte Tugenden zur Schau getragen hätte. Von seinem Range und seinem Reichthum geblendet, hatte Gräfin Linden diese Heirath als ein Glück für ihre unbemittelte Tochter

angesehen, und die kaum den Kinderjahren entwachsene Alma hatte mit der ganzen Liebesbedürftigkeit eines jugendlichen Herzens sich dem schönen Manne angeschlossen. Durch seine Vernachlässigungen empfindlich gekränkt, und durch Anselms und der Mutter Lehren zum Gefühl ihrer eignen Würde gelangt, war der Gedanke in ihr aufgetaucht, nicht wieder zu dem Grafen zurückzukehren, allein in streng religiösen Grundsätzen erzogen, fanden die Ermahnungen der Gräfin schnell Eingang in ihrem Herzen.

Ganz von seiner Neigung für Aurelien beherrscht, hatte der Graf bisher nicht daran gedacht, seine junge Gattin zu sich nach Wien zu berufen, allein eine so schnelle Trennung der erst geschlossenen Ehe lag nicht in den Plänen des Barons. Blieb Wartenbergs Ehe kinderlos, so fiel nach dem Willen des Erblassers das ganze ungeheure Vermögen an dessen nächsten Verwandten, Grafen Eichhorst, und dies mußte auf jede nur mögliche Art und Weise verhütet werden. Sollte ein plötzlicher Tod den Grafen hinraffen, was bei seiner wüsten Lebensweise und

seiner dadurch schon sehr zerrütteten Gesundheit nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich war, so blieb dem Baron keine andere Hoffnung, als Aurelien zur Ehe zu bewegen, und diese an und für sich schon unsichere Aussicht trat jetzt immer mehr in den Hintergrund, da die launenhafte Frau wirklich eine Neigung für Wartenberg gefaßt zu haben schien, und im Fall seines Todes wohl schwerlich so bald zu einer Heirath zu bewegen sein würde. Was die Zukunft dann bringen könnte, das war bei diesem beweglichen Gemüth schwer zu berechnen, vielleicht würde sie in den Flammen einer neuen Liebe Trost für den erlittenen Verlust suchen, vielleicht in schroffer Abgeschiedenheit von der Welt eine Zeitlang leben, um sich dann um so mehr in ihrem Taumel zu berauschen, oder in stetem Umherschweifen Zerstreuung und Vergessenheit suchen. Ein großer Fehlgriff würde es gewesen sein, bei Aurelien auf eine dauernde, bestimmte Richtung zu rechnen, das wußte Helmbold zu gut, und so schien es ihm rathsam, die jungen Eheleute wieder zu vereinen. Hinterließ der Graf Kinder, so konnte er

darauf rechnen, daß sie seiner Obhut anvertraut und er ihnen zum Vormund gesetzt werden würde, und dann war nicht allein das Schicksal der Kleinen, sondern auch Alma in seine Hand gegeben, und seine Schuld würde es dann sein, wenn er diese günstige Stellung nicht zu seinem möglichsten Vortheil benutzte.

Diese Betrachtungen ließen ihn den Grafen dahin bestimmen, seine junge Frau zu sich zu rufen, wozu er klug dessen Abneigung gegen seinen Vetter Graf Eichhorst benutzte. Der Gedanke, daß nach seinem Tode der verhaßte Anselm Herr und Gebieter in Wartenberg sein würde, war dem Grafen Adolph unerträglich, und wenn gleich er das Ende seines Lebens noch weit hinausgeschoben glaubte, so mochte er doch auch in der fernsten Zukunft diese ihm so verhaßte Aussicht nicht haben, und so fanden denn die Vorstellungen des Barons leicht Eingang bei ihm, und er beschloß, den Rath des Freundes ungesäumt zu befolgen.

An Almas Unterwürfigkeit gewöhnt, kam es ihm nicht in den Sinn, daß sie seinem Willen

nur irgend einen Widerstand entgegensetzen könnte, und er hielt es nicht für nöthig, dem Anstand das Opfer zu bringen, sich einige Tage von Wien zu entfernen, um seine Gattin vom Schloß Linden abzuholen, wozu der Baron aus einem gewissen Schicklichkeitsgefühl anrieth.

„Die Gräfin hat ihre Equipage und ihre Leute," rief er ungeduldig, als Helmbold wiederholt ermahnte, selbst zu reisen, „sie bedarf meiner nicht. Soll ich ganz unnöthiger Weise mich den Lehren und Ermahnungen meiner sehr edlen Frau Schwiegermama aussetzen, die es unverzeihlich finden wird, daß ich nicht vor Verlangen brenne, ein unbedeutendes Kind immer an meiner Seite zu haben? Soll ich deshalb die kostbare Zeit hier verlieren, wo tausend Genüsse meiner täglich harren? Nein, Freund Helmbold, damit verschone mich. Ich will nicht, daß mein theurer Vetter auf meinen Tod speculiren soll, und deshalb will und muß ich legitime Erben haben, allein ein Sklave meines ehelichen Verhältnisses will ich nicht werden, das habe ich mir gelobt, als ich, durch den Willen des Onkels gezwungen, der

kleinen Alma meine Hand reichte, und dies Gelübde werde ich halten, und nun genug von dieser ganzen langweiligen Sache; Aurelie erwartet mich zu einer Spazierfahrt, der Tag ist heiter und schön, und ich kann keinen Augenblick mehr verlieren!“

Des ihrer Mutter gegebenen Versprechens eingedenk, bot Alma Alles auf, sich die Liebe ihres Gatten zu gewinnen und ihn dauernd an sich zu fesseln. Was Liebe und Ergebung, was häusliche Tugenden nur vermögen, ward angewendet, den Leichtsinnigen zu fesseln, wobei das Herz der jungen Frau ihr bester Rathgeber war. Sie hatte mit voller erster Jugendliebe dies schöne Herz dem Manne ihrer Wahl zu eigen gegeben, und wenn auch ihr Stolz durch seine Vernachlässigung gekränkt wurde und ein bitteres Gefühl sich damals ihrer Seele bemächtigte, so zog doch bei seinem Anblick die alte Liebe wieder triumphirend in dies weiche Herz ein, und ließ sie gern und willig den Rath der klugen Mutter befolgen.

Allein vergebens war das liebevolle Bemühen der schönen blühenden Frau; Wartenberg lag in

den Fesseln der Hartenstein, die in ganz Wien für seine erklärte Geliebte galt, wenn gleich man sich dies nur verstohlen zuflüsterte und äußerlich das Verhältniß vornehm ignorirte. Seine Phantasie war unterjocht, und so blieb das sanfte Bemühen der jungen Gattin fruchtlos, und heiße Thränen netzten oft ihr einsames Lager. Unglaublich schien es ihr, daß Frau von Hartenstein, die so freundlich, so liebevoll gegen sie gewesen, jetzt ihre Ruhe, ihr Lebensglück so gleichgültig untergraben könne, allein Aurelie glaubte durch ihre frühere Zurückhaltung gegen den Grafen den Anforderungen ihres bessern Selbst vollkommen genügt zu haben.

„Ist es meine Schuld," rief sie, „daß eine unbezwingliche Leidenschaft ihn zu mir zieht? Ist es meine Schuld, daß verhaßte Bande geschlossen waren, als das Schicksal uns zusammenführte? Soll ich sein Herz brechen, weil eine alberne kleine Frau sich nicht zu der Höhe der Entsagung emporschwingen kann, das Herz ihres Gatten mit einem andern Weibe zu theilen? Die Liebe ist ihr eigner Grund, ihr läßt sich nicht gebieten! Ver-

gebens würde man versuchen, das Gefühl in Fesseln zu legen; allmächtig erhebt es sich gegen den Widerstand, und reißt unaufhaltsam mit sich fort, was sich ihm entgegenstellt! Wie der tosende Waldstrom, der über Berge und Felsen sich stürzt, nur heftiger dahinbraust nach jedem Hinderniß, welches vergebens seinen raschen Lauf aufzuhalten strebte und seine in tausenden von Wasserstäubchen zerstiebten Wellen sich schnell wieder zum reißenden Strom sammeln, der kühn der neuen Gefahr entgegenstürzt, so überwindet die Leidenschaft siegreich jeden Widerstand und ihre Allmacht reißt uns fort und macht uns zu willenlosen Sklaven ihrer Gewalt! Und welches Unrecht thue ich denn?" fuhr sie nach einer Pause in ihrem Selbstgespräche fort, „was nehme ich Alma? das Herz ihres Gatten, was sie nie besessen hat! Bleibt sie nicht Gräfin Wartenberg? Wird sie nicht von der Welt als solche geehrt? Bleibt ihr nicht Reichthum und Glanz? Nein, nein, es ist kein Unrecht, zu nehmen, was sich uns bietet und was einem Andern nie gehörte!"

Mit solchen Scheingründen suchte Aurelie sich

vor sich selbst zu rechtfertigen. Es entging ihr nicht, daß, wenn man auch der berühmten Frau noch die frühere Anerkennung und Aufmerksamkeit zollte, man doch im Geheimen ihr Benehmen mißbilligte, und manche Sympathien zu Gunsten der jungen Gräfin laut wurden. Zwar hatte sie anfangs ihre freundschaftlichen Beziehungen zur Gräfin Wartenberg wieder herzustellen gesucht, allein durch Alles, was sie sah und hörte bis in's Innerste verletzt zog sich Alma kalt zurück, und widerstand selbst dem bestimmt ausgesprochenen Wunsch ihres Gemahls.

„Ich werde Alles thun, was der Anstand verlangt," sagte sie ruhig, als Wartenberg sie mit harten Worten befragte, weshalb sie den Umgang der Baronin zu meiden schien und eine Annäherung verlangte, „mehr hast Du kein Recht zu fordern noch zu erwarten!"

Es war das erste Mal, daß sie dem Willen ihres Gatten widerstrebte, allein sie that es mit solcher Ruhe und Festigkeit, daß selbst Helmbold dem Grafen rieth von seinem Verlangen abzustehen. Seit dieser Zeit gestaltete sich das Leben

der armen Frau immer trüber und düstrer. Der Graf, erbittert, sie in Bezug auf Aurelien nicht zum Nachgeben bewegen zu können, behandelte sie kalt und oft empörend hart. Selbst die Rücksichten, die er sonst öffentlich der Trägerin seines Namens gewidmet hatte, vernachlässigte er nach und nach ganz, und mancher Blick des Mitleids traf die von allen Gütern der Erde umgebene und doch im Innern ihres Hauses so unglückliche Frau.

Mit tiefem Schmerz sah Graf Anselm, der ebenfalls nach Wien zurückgekehrt war, das Seelenleiden der ihm so theuren Frau, ohne daß er wagen durfte durch seine Freundschaft und seinen Rath ihre Bürde zu erleichtern. Er kannte die Welt genug, um zu wissen, daß sie im Allgemeinen nur zu bereit ist, das Schlechte zu glauben, und daß, wenn einer jungen Frau der Kummer öffentlicher Vernachlässigung zu Theil wird, gemeine Seelen schnell mit dem Ausspruch zur Hand sind: sie wird sich wohl zu entschädigen wissen!

Almas Ruf sollte rein und fleckenlos bleiben, ihre Tugend und stille Ergebung sollte die ge-

bührende Anerkennung finden, das hatte er sich gelobt, und so versagte er sich freiwillig das belohnende Gefühl, das Leid der Freundin zu mindern, um nicht die Glorie der Reinheit um ihrer Stirn durch Argwohn und Verläumdung beschmutzt zu sehen.

So war der Winter mit seinen rauschenden Freuden vergangen, unter deren trügerischem Schein sich manches Herz im Stillen verblutet hatte. Die Hoffnung des Grafen auf einen Erben blieb unerfüllt, und dies machte ihn nur noch ungleicher und unfreundlicher in seinem Benehmen gegen Alma, die seine Launen und Härten zwar still ertrug, deren Herz aber unter ihrer Last fast erstarrte.

Mit dem wiederkehrenden Frühling trieb der unruhige Sinn des Grafen ihn wieder hinaus in's Weite. Vielleicht mochte auch Aurelie die eigentliche Triebfeder dieses Wunsches sein, genug, statt daß, wie Alma gehofft hatte, ihr dieser Frühling ein stilles ungestörtes Zusammenleben mit dem Gatten bringen würde, kündigte der Graf ihr an, daß er beabsichtige mit Frau von

Hartenstein eine Reise nach dem südlichen Frankreich zu machen. „Es soll Dir freigestellt sein, uns zu begleiten," fuhr er fort, „jedoch hast Du Dich unbegreiflicher Weise im Lauf dieses Winters so auffallend von der Hartenstein zurückgezogen, hast Dich so wenig erkenntlich bewiesen für die Beweise von Freundschaft, welche diese ausgezeichnete Frau Dir gab, daß ich fürchten muß, ihre Gesellschaft wird Dir nicht angenehm sein, in welchem Fall ich denn Deinen Wünschen und Neigungen keinen Zwang anlegen will!"

„So werde ich es vorziehen, die Reise nicht mitzumachen!" erwiderte Alma tief gekränkt.

„Und willst Du in Wien bleiben oder Dich zu Deiner Mutter begeben? Du hast ganz freie Wahl, es ist mir gleichgültig, und ich wünsche es nur häuslicher Einrichtungen wegen zu wissen!"

„Schloß Aarhorst ist mir als Wittwensitz bestimmt, ich betrachte mich jetzt als Deine Wittwe, und bitte, mich dorthin zurückziehen zu dürfen!"

„Als meine Wittwe, während ich mich vollkommen wohl befinde?" rief lachend der Graf, „das ist außerordentlich komisch, allein mache es

ganz wie Du willst; wähle unter meinen Gütern zu Deinem Aufenthalt, welches Dir gefällt, ich lasse Dir freie Wahl, und es wird mich freuen, wenn Deine Mutter Deine selbstgewählte Einsamkeit theilen will!"

„Ich danke Dir!" rief Alma, und reichte nicht ohne innre Bewegung dem Gatten die Hand. Der Graf schien es nicht zu bemerken und verließ, unter dem Vorwand nöthiger Besorgungen zur Reise, eilig das Zimmer.

Gräfin Linden war tödtlich erschrocken, als Alma ihr ihre nahe Ankunft meldete. Sie hatte zwar diesen Ausgang gefürchtet, aber im Geheim noch immer gehofft, der Graf würde, von so viel Jugend und Schönheit angezogen, umkehren auf dem von ihm betretenen zum Verderben führenden Wege. Sie liebte ihre Alma mit Mutterzärtlichkeit, und begriff nicht, wie man im Besitz dieser Perle sein Herz einer Andern zuwenden könne. Alles was sie von der Lebensweise ihres Schwiegersohnes von ihren Bekannten aus Wien hörte, hätte zwar ihre Hoffnungen im Keim ersticken sollen, denn alle Berichte lauteten dahin, daß der

Graf sich seiner frühern zügellosen Lebensweise wieder ungescheut überlasse, und daß sein Verhältniß zur Hartenstein der kleinste Vorwurf sei, den man ihm zu machen habe; allein der Mensch hofft so gern, und so überredete sich Gräfin Linden fast mit Absicht, daß diese Berichte übertrieben seien, und nur Neid und Mißgunst solche Gerüchte ausgestreut haben könne. Ihr Gewissen machte ihr den Vorwurf, daß sie von dem Glanz zeitlicher Güter verblendet das Lebensglück ihrer einzigen Tochter, ohne nähere Prüfung, den Händen eines als leichtsinnig bekannten Mannes anvertraut habe, und um diese mahnende Stimme des innern Richters zu übertäuben, zwang sie sich, für unwahr zu halten, was ihr über den Grafen Nachtheiliges hinterbracht wurde. Um so mehr erschütterte sie der Brief der Tochter, in welchem diese ihr ihren Entschluß, sich nach Aarhorst zurück zu ziehen, mittheilte. Die Einsamkeit des geliebten Kindes zu theilen, sie zu trösten und aufzurichten in ihrem Schmerz, dies war der erste Gedanke der besorgten Mutter, und willig schienen auch die äußern Verhältnisse sich ihrem

Wunsche fügen zu wollen. Durch einen Sturz vom Pferde zum Militärdienst untüchtig geworden, hatte ihr ältester Sohn sich vor Kurzem nach Schloß Linden zurück gezogen; ihm konnte sie nun die Verwaltung des Guts übertragen, und so von jeder andern Pflicht frei, nur ihrer Alma leben.

Wenige Wochen darauf hielt ein schwer bepackter Reisewagen an der Zugbrücke von Schloß Aarhorst. Wieder saßen zwei Damen darin, und der Schall der Glocke wiederhallte wie damals durch das weitläuftige Gebäude, aber nicht sah, wie damals ein jugendlich blühendes Gesicht erwartungsvoll aus dem Schlag der Kutsche, ernst und trüb blickten die blauen Augen der jugendlichen Frau, die in der einem Ecke lehnte, vor sich hin, während die Blicke der ältern Dame mit dem Ausdruck banger Besorgniß auf den bleichen Zügen ihrer jungen Begleiterin ruhten.

Die Zugbrücke rasselte nieder, und der Wagen fuhr langsam in's Schloß. Das Geräusch schien die bleiche, junge Frau aus ihren Sinnen zu erwecken, sie sah mit dem Ausdruck der Verwun-

derung umher, und nachdem sie einen langen Blick über das Thal geworfen hatte, rief sie: „Ja, es ist schön hier!“ und sich zu ihrer Begleiterin wendend, fügte sie hinzu: „weißt Du es noch, Mutter, welche bange Empfindung mir die Brust zusammenzog, als wir vor einem Jahr in dies reizende Thal einfuhren? Damals sagte ich Dir vorahnend: diese großartige Natur, diese erhabene Stille schien mir geschaffen, um Unglückliche in ihren Schooß aufzunehmen! Jetzt suche ich sie, diese Stille; möchte sie mir Trost gewähren!“

Die Ketten der wieder aufgezogenen Brücke klirrten, der Wagen fuhr mit dumpfen Schall durch das hohe gewölbte Thor in den weitläuftigen innern Schloßhof, und Alma von Wartenberg betrat in freiwilliger Verbannung mit siebenzehn Jahren ihren Wittwensitz.

13

Jahre waren vergangen, und die Alles lindernde, Alles ausgleichende Zeit hatte auch auf Alma ihren Zauber geübt. Zwar schien die Erinnerung vergangener Schmerzen zuweilen das große blaue Auge mit einem Anflug von Melancholie zu umfloren, doch wurde der leuchtende Blick dadurch nur noch anziehender, sowie der Strahl der Sonne, von einer leichten Wolke überschattet, erwärmt, ohne zu blenden. Auch den bleichen Wangen war das sanfte Roth der Jugend und Gesundheit zurückgekehrt, das schwache Reis war zum schlanken kräftigen Stamm geworden, die zarte Knospe zur schönsten Rose erblüht. Wer die volle, hohe Gestalt der zwei und zwanzigjährigen Frau jetzt sah, würde schwerlich in ihr die fünfzehnjährige Alma erkannt haben, bei deren erstem Erscheinen in Wien Baron Helmbold es nöthig fand, dem Grafen den Rath zu geben, sie nicht

anders, als wenn es durchaus nöthig sei, in kurzen Aermeln und ausgeschnittenem Kleide erscheinen zu lassen. Jetzt thronten die prächtigen sanft gerundeten Schultern, die volle, der Antike ähnliche Büste, die nach dem schönsten Ebenmaß geformten Arme majestätisch auf der schmalen biegsamen Taille, die noch nichts von ihrer jugendlichen Grazie verloren hatte, und die kleinen Füße schienen im raschen Gang kaum den Boden zu berühren, so kraftvoll und elastisch waren alle Bewegungen der schönen Frau.

Die frische, reine Luft der Berge hatte ihre Gesundheit gestählt, anhaltende Beschäftigung, sowie ernste Studien, hatten ihr die Kraft des Geistes gegeben, welche ihre Lage gebieterisch forderte. In freundlichem Verkehr mit ihren Nachbarn lebte sie, wenn gleich in tiefer Einsamkeit, doch nicht ganz von der Welt geschieden, und diese wenigen Berührungen genügten ihrem bescheidnen Sinn, und immer kehrte sie von diesen seltenen Ausflügen gern in die Stille ihrer romantischen Bergfeste zurück, deren Ruhe und Frieden die geliebte Mutter mit ihr theilte, und wohin

ihr Freund und Lehrer, Graf Anselm Eichhorst, stets Alles, was Literatur und Kunst Neues bot, vorsorglich brachte.

Das Verhältniß zu diesem treuen Freunde, der es sich zur schönsten Lebensaufgabe machte, ihren Geist zu bilden, ihren Geschmack zu veredlen und ihr das Wissen zu geben, was auch die schwache Frau erstarken läßt, und sie fähig macht, aus ihrem engen Gesichtskreise heraustretend, große allgemeine Interessen zu verstehen und zu erfassen, und die Schläge des Geschicks mit Ruhe und Würde zu ertragen, hatte sich in ihrer reinen Seele zu einer innigen Schwesterliebe gestaltet, die ihn zwar mit Freuden kommen, aber ohne Schmerz scheiden sah, wenn er, wie dies öfter geschah, Aarhorst auf längere Zeit verließ. Bei Graf Anselm war es freilich anders. Es war unmöglich mit einem so schönen, so reich begabten Wesen, als die junge Gräfin war, in ländlicher Abgeschiedenheit zu leben, ohne von einem wärmeren Gefühl hingerissen zu werden, und dies noch um so mehr, da verwandtschaftliche Bande eine Vertraulichkeit des Umgangs gestatte-

ten, in der sich alle schönen Gaben ihres Herzens und ihres Geistes ungescheut und ungehindert entfalteten.

Der Graf liebte das schöne Weib mit heißer Innigkeit, allein er gehörte zu jenen starken Naturen, die auch die heftigsten Gefühle ihres Herzens zu beherrschen wissen, und weder ein Wort noch ein Blick verrieth jemals Alma gegenüber die Gluth, die sein Innres verzehrte. Ihr Glück galt ihm mehr als das eigne, und so war er eifrig bemüht, sie zu immer höhern Stufen der Vollkommenheit zu führen, unbekümmert, ob er dadurch den tödtenden Pfeil noch tiefer in das eigne Herz drückte. Voll Liebe für die Menschheit und für eine edle Freiheit beseelt, suchte er in Almas Herzen die gleiche Empfindung zu wecken, und seine Lehren fanden den fruchtbarsten Boden. Das Studium der alten Schriftsteller, welche sie mit ihm las, ließen in ihrem Gemüth die Standesvorurtheile immer mehr schwinden und sie einsehen, daß alle Menschen gleich berechtigt zu dem höchsten schönsten Gut, zur Freiheit, sind. „Die Gleichheit vor Gott ist nicht genü-

gend," rief Anselm oft, wenn er in begeisterter Rede die Menschenrechte gegen die aristokratischen Ansichten der alten Gräfin Linden vertheidigte, „es muß auch schon auf dieser Erde eine Gleichheit eingeführt werden, so weit es ohne allgemeinen, Alles vernichtenden Umsturz geschehen kann, denn wir sind Alle Kinder eines Vaters! Wenn am Morgen die Sonne in ihrer Pracht aus dem Schooß der Fluthen empor steigt, so ist ihr nicht gesagt, Du sollst nur diese oder jene mit Deinem Strahl beleben, nein, sie erwärmt die ganze Erde und spendet Segen aller Creatur. Der Baum sendet den Duft seiner Blüthen gleichmäßig allen Vorüberwandelnden, und nur der Geiz und die Habsucht des Menschen hat ihn mit Wächtern und schützenden Mauern umgeben, auf daß nur ein kleiner Theil von ihnen sich an seinen Früchten erlaben kann. Liegt es in dem Willen unsers Schöpfers, daß der Einzelne unermeßliche Reichthümer besitzt, während hunderte seiner Mitbrüder Hungers sterben? Entspricht es der christlichen Religion, daß die Habsucht diese Reichthümer ängstlich verscharrt und unbenutzt modern

läßt, während diese Summen, weise verwendet, Segen und Wohlstand über eine ganze Provinz verbreiten können? Ist es gerecht, daß es dem Armen sogar noch unmöglich gemacht wird sein Brod zu verdienen, wie dies durch das Heimathsrecht und den Zunftzwang nur zu oft der Fall ist? Wir nennen uns Christen, Nachfolger Jesu, allein wir behalten die barbarischen Sitten und Gebräuche aus der Urzeit unsers Volks nur zu gern bei, und betrachten nur Diejenigen als unsersgleichen, die uns an Geburt, Rang und Reichthum gleichstehen, während wir mit vornehmer Geringschätzung auf das Volk herab sehen, das im Schweiß seines Angesichts für uns arbeitet, indessen wir in träger Ruhe die Früchte seiner Mühen genießen!"

„Mir scheint es, als wenn jetzt jeder eigentlich nur für seinen eignen Vortheil arbeitet," sagte die alte Gräfin, „und als wenn das Nivelirungssystem ziemlich allgemein würde, woraus meiner Ansicht nach nichts Gutes entstehen kann, im Gegentheil kann aus einer Herrschaft der rohen, ungebildeten Massen wohl nur schweres Unglück hervorgehen."

„Ich bin weit entfernt eine Herrschaft der Massen zu wollen," erwiderte ernst Anselm; „Gesetz und Ordnung müssen herrschen, und die können herrschen, ohne daß es Grafen oder Barone gibt."

„Sie sind also für Abschaffung des Adels?" fragte erstaunt die Gräfin, „und es würde Ihnen ganz gleichgültig sein, wenn man Sie Herr Eichhorst nennte?"

„Gewiß, das würde es," erwiderte ruhig der Graf. „Der Adel ist meiner Ansicht nach ein Vortheil, der in der Meinung liegt, und höhere Werthschätzung habe ich ihm nie gezollt. Das Bewußtsein, eine Reihe ehrenhafter Vorfahren zu haben, ist schön, ich gebe es zu, allein hiervon ist auch der Bürger nicht ausgeschlossen. Ich habe auf meinen Reisen in Holland viele Handelshäuser gefunden, die ihre Ahnentafel so gut haben als wir, und die ihren Stolz in den unbescholtenen Ruf ihrer Firma setzen. Dieser Stolz ist erlaubt, er ist sogar edel, denn er stützt sich ebenfalls auf dem moralischen Werth ihrer Vorfahren. Der Unterschied der Stände liegt in dem Unterschied der Bildung des Geistes und des Gemüths, und

der edle, wissenschaftlich gebildete Mann ist ein geborner Edelmann, und man wird ihn als solchen ehren, da hingegen der unwissende Hochgeborne von rohen Sitten stets nur Mitleid oder Verachtung einflößen wird. Wo liegt denn da der Verlust bei Aufgabe eines Titels, dessen Privilegien fallen müssen, weil sie auf Ungerechtigkeit basirt sind, und der ohne diese nichts ist als ein leerer Schall, ein durchlöcherter Mantel, der nur unvollkommen die äußere Blöße deckt!"

Solche und ähnliche Gespräche zwischen dem Grafen und ihrer Mutter hatten Almas Gedankenfolge eine Richtung gegeben, die sie oft mit Lächeln an die Aengstlichkeit zurück denken ließ, mit der sie vor Jahren die ersten nationalen Bestrebungen der Ungarn erfüllt hatten. Hatte sie auch jetzt noch nicht Aureliens funkensprühenden Enthusiasmus, der sich schnell entzündete, aber wie aufflammendes Strohfeuer eben so schnell erlosch, so lebte doch eine tiefe heilige Liebe für ihr Volk, wie für die ganze Menschheit in ihrer Brust, und sie würde willig bereit gewesen sein jedes Opfer zu bringen, wenn sie dadurch Hülfe

und Verbesserung hätte erzielen können. Doch was sie nicht im Großen auszuführen vermochte, das suchte sie nach Kräften im Kleinen zu bewerkstelligen, und in einem bedeutenden Umkreis war bei eingetretenem Unglück oder Noth die Redensart zu hören: wir wollen nach Aarhorst zur wohlthätigen Gräfin gehen.

Bei diesem ihren frommen Bemühen war der alte Joseph ihre treue Stütze und ihr gewöhnlicher Bote, und oft sah man den Alten durch Schnee und Eis, bei Sturm und Ungewitter vom Schloß herabkommen, um Arzneien und Unterstützung zu den Kranken in nahgelegene Dörfer zu bringen. Oefter noch begleitete er seine junge Herrin, die gleich der heiligen Elisabeth hinabstieg von ihrem Schlosse, um Trost und Labung in die Hütten der Armuth zu bringen.

Es war an einem warmen heitern Herbsttag; Alma hatte ihre Staffelei hinauf in die höhern Berge tragen lassen, um eine Landschaft zu vollenden, die sie früher begonnen und an deren Vollendung mehrere im Schlosse weilende Besuche sie gehindert hatten. Es war eine Durchsicht durch

die Bergschlucht auf ein entferntes Dorf, die der sonst sehr geübten Hand der jungen Frau doch einige Schwierigkeiten bot. Auf der Höhe angelangt, wo der in zwei Spitzen sich theilende Berg den Durchblick gestattete, entließ sie, nachdem Alles zu ihrer Arbeit geordnet war, den alten Joseph, der sie, wie gewöhnlich, begleitete und Staffelei und Farbenkasten trug.

„Soll ich nicht lieber warten?“ fragte der alte Diener, „es ist ziemlich weit von dem Schlosse, und die Frau Gräfin sind ganz allein!“

„Nein, Joseph, kehre zurück nach dem Schlosse, und wenn der Abend dämmert, komm mich abzuholen. In diese Einsamkeit verirrt sich nie der Fuß eines Fremden, ich bin ganz sicher hier und die Mutter könnte Deiner benöhigt sein!“

Gehorsam entfernte sich der treue Alte, jedoch nicht ohne noch vorher nach allen Seiten vorsichtig umherzublicken, und erst, als er sich überzeugt hatte, daß kein lebendes Wesen sich in der Nähe regte, und er sich ins Gedächtniß rief, daß die große Landstraße einige Meilen vom Schloß entfernt sei, ging er völlig hinab.

Alma hatte die Sorge des Alten bemerkt, und sah ihm lächelnd nach. „Eine treue Seele das," rief sie gerührt, „o, die Menschen sind gut, wenn man nur selbst gut gegen sie ist!"

Sie hatte ihren Strohhut ins Gras geworfen und ging jetzt eifrig an die Arbeit. Aber auch heute wollten die Schwierigkeiten sich nicht überwinden lassen, und sie zweifelte schon daran, das Bild zu dem bestimmten Tage zu vollenden. Es sollte eine Ueberraschung für Anselm sein, der diesen Punkt im Gebirge besonders liebte, weshalb sie auch nur in seiner Abwesenheit daran arbeiten konnte. In wenigen Tagen war der Geburtstag des Grafen, dann sollte es überreicht werden, und mit ängstlicher Eile suchte Alma die Fehler gut zu machen, die den Totaleindruck schwächten, und die sie sich vergebens bemühte zu entdecken. Ganz in ihre Arbeit vertieft, hatte sie es nicht bemerkt, daß die Sonne sich schon neigte, und erst der röthliche Farbenton der Luft machte sie darauf aufmerksam, daß bald der Abend hereindämmern werde. Sie legte den Pinsel aus der Hand und sah entzückt hinab in die Ebene, die

mit flammendem Purpur übergossen wie ein Paradies vor ihren Blicken sich ausbreitete. Ueber den hinter ihr liegenden Kamm des Gebirges erhob sich das erste Mondesviertel wie eine silberne Sichel, und sein sanftes Licht schien schüchtern zurückzubeben vor dem Gluthstrahl der untergehenden Sonne.

Alma saß im Anschauen versunken. „Ich habe einmal gelesen,“ sagte sie, „daß man Liebe und Freundschaft mit Sonnen- und Mondenlicht vergleichen könne, und mir scheint, der Autor hat Recht. Dort flammt die verzehrende Leidenschaft der Liebe, hier leuchtet, ohne zu blenden, das sanfte Licht der Freundschaft!“ Sie gedachte Anselms und seiner reinen, wohlthuenden Freundschaft für sie, und eine Thräne der Rührung und des Dankes drängte sich in ihr sanftes blaues Auge. Plötzlich schlug der Ton einer frischen jugendlichen Männerstimme an ihr Ohr, welche immer näher zu kommen schien, denn deutlich vernahm sie die Worte eines alten ihr aus ihrer Kindheit bekannten Liedes:

Fröhlich und wohlgemuth
Wandelt das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt
Hin und her durch die Welt.

So sang die Stimme, und mit den letzten Worten der Strophe bog um die Bergecke ein schlanker, junger Mann in Reisekleidern, wie man sie wohl auf einer Fußwanderung zu tragen pflegt, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, und stand vor der erstaunten Alma. Unter dem breiten Strohhut hervor fielen dunkelblonde Locken frei über die kräftigen Schultern, die Hand führte den Wanderstab, doch schien sie ihn nicht als Stütze zu gebrauchen, da die hohe jugendliche Gestalt der Unterstützung nicht bedurfte. Ueberrascht blieb der Jüngling vor der Gräfin stehen, und indem er den Hut schnell von den reichen Locken nahm, sagte er, sich ehrfurchtsvoll verneigend, jedoch mit heiterm Scherz: „Verzeihung dem Fremden, wenn er auf unvorsichtig gewagter Irrfahrt die Einsamkeit einer der Waldgöttinnen dieser Berge stört!"

„Ich wohne nicht weit von hier," sagte schnell gefaßt die Gräfin, „und mein Diener, der jeden

Augenblick kommen muß, wird Sie gern wieder auf die rechte Straße geleiten!"

„Und Sie, mein Fräulein, huldigen, wie ich sehe, den Musen und den Künsten!" rief der Fremde," auf die Staffelei deutend. „Aber erlauben Sie," fügte er rasch hinzu, nachdem er einen Blick auf die Arbeit geworfen hatte, „die Perspective ist nicht richtig, der Kirchthurm tritt zu sehr hervor, die Bergspitze zu weit zurück, und dort jener Baum muß mehr in der Verkürzung genommen werden!" Rasch warf er das Ränzchen und den Strohhut in das Gras, und mit einigen kräftigen Pinselstrichen sah Alma plötzlich die Fehler gehoben, deren Dasein sie wohl gefühlt hatte, ohne sie deutlich angeben zu können.

„Sie sind ein Künstler, mein Herr!" rief sie erfreut.

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein!" erwiderte der junge Mann, indem er von der Staffelei aufstand und Hut und Ränzchen wieder aufnahm.

„Wie, Sie wissen es nicht?" fragte erstaunt die Gräfin.

„Wissen wir denn überhaupt jemals mit Ge-

wißheit, was wir sind?“ sagte trüb der Fremde. „Wie Mancher hält sich für einen Poeten, in dessen ausgedorrtem Gemüth kein Funken Poesie lebt! Wie Mancher glaubt ein großer Künstler zu sein, den die Welt nur einen Kleckser nennt! Nur das überwiegende Genie, das alle Schranken siegreich niederreißt, kann sagen: ich bin Poet oder Künstler, und ein solches Genie, mein Fräulein, ward mir nicht zu Theil!“

Alma fühlte sich durch die Reden des Jünglings, der kaum einige zwanzig Jahre zu zählen schien, so wie durch sein ganzes Benehmen lebhaft angezogen. Selbst seine Person schien ihr bekannt, ihr war es, als wenn sie diese Züge schon irgendwo gesehen hätte, und, um einen leitenden Faden für ihre Vermuthungen zu finden, fragte sie, von dem Gegenstand der Unterhaltung abbrechend: „Sie sind kein Oesterreicher, mein Herr, man hört es an der Reinheit Ihrer Aussprache!“

„Nein, mein Fräulein, Oesterreich ist nicht mein Geburtsland, allein ich bin ein Deutscher, und bin stolz es zu sein!“

„Und auf einer Fußreise begriffen, verirrten Sie sich in diese einsame Gegend, die doch ziemlich entfernt von der großen Straße ist?“

„Ich komme aus Italien und wollte über Inspruck nach Wien gehen, allein die malerischen Gegenden Tyrols haben mich zu manchen Streifereien veranlaßt, und so habe ich denn, um ganz ungebunden zu sein, mein kleines Gepäck vorausgeschickt, und reise nun zu Fuß, oder wie sonst die Gelegenheit sich bietet. Heute nun hatte ich Platz auf dem Fuhrwerk eines Kärners genommen, da sah ich links von der Straße diese Berge mit ihren großartigen Umrissen in der Farbenpracht des Herbstes schimmern, da litt es mich nicht mehr auf dem elenden Vehikel, das mit dem Gang einer Schnecke sich fortbewegte. Rasch sprang ich zur Erde und pilgerte feldeinwärts, um wenigstens etwas von der geheimnißvollen Schönheit des Gebirges zu sehen. Allein was ich sah, verlockte mich nur weiter und weiter, und so entschwand mir endlich jeder betretene Weg, und ich kam hierher, wo ich, während ich mich

aller menschlichen Nähe fern glaubte, Sie, mein Fräulein, fand."

„Wir sind den Menschen nicht so fern, als Sie wähnen," erwiderte Alma, an die Bergwand vortretend, „allein unser Schloß und das daran stoßende Dorf liegt so versteckt, so von hohen Bergen umgeben, daß nur die des Landes Kundigen leicht den Weg dahin finden! Der Fremde, der die Schönheiten dieses Gebirges nicht ahnet, sie auch im raschen Durchflug nicht entdecken kann, kommt selten in diese Gegend, und tiefen Sinn für die mannigfachen Reize der Berge muß derjenige haben, der auf seinen Wanderungen bis Schloß Aarhorst vordringt! Sie hatte bei diesen Worten den schmalen Bergpfad hinabgeblickt, und da sie den alten Joseph eiligen Schrittes sich nahen sah, fügte sie schnell entschlossen hinzu: „Es ist hier weit und breit kein gutes, ja kaum ein erträgliches Gasthaus zu finden, und der Abend dunkelt bereits im Thal! Zwischen den hohen Bergen bricht die Nacht schnell herein und Sie würden genöthigt sein, sie in einer schlechten Hütte zu verbringen, denn die Landstraße und

Ihren Wagen können Sie vor einbrechender Dunkelheit nicht mehr erreichen. Wollen Sie daher ein Nachtlager im Schlosse annehmen, so gebe ich Ihnen im Voraus die Versicherung, daß Sie meiner Mutter willkommen sein werden!"

Mit lebhaftem Dank nahm der Fremde das Anerbieten an, und seine Freude schien so groß, daß die Gräfin fast bereute, es gethan zu haben.

Indessen hatte Joseph den Berg mühsam erstiegen, und blieb wie vom Schreck gelähmt stehen, als er seine junge Herrin in der Gesellschaft eines Mannes sah. „Ich dachte es wohl, daß heute etwas Ungewöhnliches vorfallen würde," sagte er sich, „ich hatte so eine Ahnung, wollte so ungern die gnädige Frau allein lassen!" Rasch trat er nun heran und maß den eindringlichen Fremden mit fragenden Blicken, während er sich dicht neben die Gräfin stellte.

Alma, die den Argwohn und die Angst des Alten sah, sagte lächelnd: „Joseph, nimm die Staffelei, und sage meiner Mutter, daß ich einen Gast mitbringe!"

Joseph betrachtete mit großen Augen den jungen Mann in den bestaubten Reisekleidern, den seine Gräfin ihren Gast nannte, und erwiderte, indem er besondern Nachdruck auf die letzten Worte legte: „Die Frau Gräfin befehlen, daß ich vorausgehen soll?“

„Ja, guter Joseph, wir folgen Dir auf dem Fuße.“

Joseph verneigte sich, nahm die Staffelei und ging langsam und zögernd den Berg hinab, gleichsam als wolle er der Gräfin Zeit gönnen, ihren übereilten Befehl zu widerrufen.

Mit sichtbarer Verwunderung hatte der Fremde dem Gespräch zugehört, und als Joseph sich entfernt hatte, und Alma sich zu ihm wendete, um ihn einzuladen, ihr nach dem Schlosse zu folgen, wiederholte er gleichsam die Rede des Alten, indem er verwundert rief: „Frau Gräfin!“ und sich zu Alma wendend, sagte er nicht ohne Verlegenheit: „Verzeihung, Madonna, ich hielt Sie für ein junges Mädchen!“

Die Gräfin lächelte. „Solche Fehler verzeihen wir Frauen gern,“ sagte sie freundlich,

„aber nun folgen Sie mir, der Abend wird kühl!“

Im Schlosse angelangt, stellte Alma den Fremden der alten Gräfin vor. „Ein Künstler, liebe Mutter,“ sagte sie freundlich, „der aus Italien kommend doch noch Sinn für die Schönheiten unsrer Berge hatte, der sich aber in ihren Thälern und Schluchten verirrte, Herr — doch ich vergaß, Sie nach Ihrem Namen zu fragen, mein Herr,“ setzte sie gegen den jungen Mann gewendet hinzu.

„Ich heiße Ottomar Held,“ erwiderte, sich ehrfurchtsvoll gegen die Matrone verneigend, der Fremde.

„Seien Sie uns willkommen in der alten Feste Aarhorst, die dem Verirrten gern ihre Thore erschließt, Herr Ottomar Held,“ erwiderte freundlich Gräfin Linden, und setzte, wie mit sich selbst sprechend, hinzu: „das ist ein schöner, ritterlicher Name!“

„Ja, und daß ich kein Held geworden bin,“ rief der Fremde, „das ist nicht die Schuld derer, die mir den Namen gaben!“

„Wie singt einer unsrer vaterländischen Dichter, der im heiligen Kampfe für die Freiheit seines Volkes fiel, Theodor Körner?“ rief Alma, „ein wahrer Dichter ist ein wahrer Held! Ich denke, es könnte heißen: ein wahrer Künstler ist ein wahrer Held, denn er ist begeistert für das Schöne, Edle und Große!“

Ottomar betrachtete die junge Frau mit leuchtenden Blicken. „Sie finden also auch, daß der Kampf für die Freiheit seines Volkes ein heiliger Kampf ist?“ rief er begeistert.

„Gewiß,“ rief schnell, bevor Alma antworten konnte, die alte Gräfin, „insofern er uns von fremder Willkür und Herrschsucht befreit, und Gesetz und Ordnung zurückführt. Diesen Kampf kämpfte Theodor Körner, und deshalb wird sein Name gesegnet sein bei den kommenden Geschlechtern, und noch in späten Zeiten werden die Enkel und Urenkel seine Lieder singen und von dem Dichter erzählen, der Eltern und Geliebte verließ, um den Kampf mit zu schlagen, der uns von dem fremden Bedrücker befreite!“

Ottomar warf einen langen forschenden Blick

auf die Gräfin, und wiederholte leise: „fremde Bedrücker!“ dann dem Gespräch ein andere Wendung gebend, sprach er von der romantischen Lage der Burg, von der wilden, aber großartigen Natur, die sie umgab, woran er geschickt Beschreibungen von Gegenden zu knüpfen wußte, die für die Frauen den Reiz der Neuheit hatten, so daß die Mitternachtsstunde vorüber war, als man sich endlich, und da noch ungern, trennte.

Mit dem ersten Morgenstrahl verließ Ottomar sein Lager und eilte hinaus ins Freie, und als er zum Frühstück bei den Gräfinnen erschien, legte er ihnen eine schnell entworfene Zeichnung des Schlosses vor, die so naturgetreu und dabei so poetisch in ihrer Auffassung war, daß beide Frauen sich nicht satt daran sehen konnten.

Nach dem Frühstück ergriff der junge Mann mit betrübter Miene seinen Hut, und bat, für die ihm bewiesene Güte dankend, um einen Wegweiser, der ihn wieder auf die Straße brächte.

„Sie sollten uns nicht so bald wieder verlassen, Herr Ottomar,“ sagte gütig Gräfin Linden; „Sie haben ein so entschiedenes Talent für Land-

schaftsmalerei, und unsre Berge bieten so schöne Punkte, welche aufzunehmen Ihnen gewiß Freude gewähren würde. Wir erwarten in diesen Tagen, vielleicht schon morgen, einen Verwandten, den Grafen Anselm Eichhorst, der auf der Jagd das Gebirge nach allen Seiten durchstreift hat, und der malerischen Schluchten oder Durchsichten so viele weiß, daß Ihr Pinsel reichliche Arbeit finden würde. Gewiß, mit Freuden würde er Ihnen als Wegweiser dienen, da er dadurch ja nur unserm Vortheil förderlich wäre. Und auch meiner Tochter würde Ihr Bleiben von großem Nutzen sein, sie hat mir so viel von Ihrem richtigen Blick und schnellen Auffassen erzählt, wovon noch überdies hier diese Zeichnung den Beweis liefert, daß Ihre Hülfe ihr nur wünschenswerth sein kann, da sie ohne dieselbe ihr angefangenes Werk vielleicht nicht vollbringen könnte. Ich bin zwar selbst nur Gast hier," fügte sie hinzu, sich zu Alma wendend, „allein ich glaube im Sinne der Herrin gesprochen zu haben!"

Gespannt und erwartungsvoll blickte Ottomar auf die junge Gräfin, und die lebhafteste Freude

leuchtete aus seinen Augen, als diese ruhig und freundlich erwiderte:

„Wo ich mit Dir zusammen bin, theure Mutter, da bist Du stets die Herrin, und es bedarf von meiner Seite nicht der Bekräftigung Deines Wunsches. Doch auch mir wird es sehr angenehm sein, wenn Herr Ottomar mich für einige Zeit als Schülerin annehmen und die malerischen Punkte unsrer Berge aufs Papier fesseln will!“

Mit lebhafter Freude sagte Ottomar zu. „Es bindet mich nichts,“ rief er, „und ich kann frei über meine Zeit bestimmen; ob ich einige Tage oder Wochen früher in Wien eintreffe, ist gleich, und wie könnte ich meine Zeit besser anwenden, als wenn ich sie einer Schülerin widme, deren Talent dem Lehrer so viel Freude verspricht!“

Die Stunden des Tages wurden nun schnell eingetheilt. Die frühen Morgenstunden sollte Ottomar mit Anselm zu Streifereien benutzen, um sich für seinen Pinsel würdige Arbeiten zu suchen, in den Nachmittagstunden aber Alma Unterricht ertheilen, oder mit ihr auf die Bergspitze gehen, um das zu Anselms Geburtstag

bestimmte Bild vollenden zu helfen. Da die Zeit drängte, so ward beschlossen, gleich die nächsten Stunden zu diesem Zweck zu benutzen, und bald waren Beide an dem bestimmten Ort, und die Arbeit ward mit Eifer begonnen. Diesmal hatte die Gräfin den alten Joseph nicht zurück ins Schloß geschickt, und der erfahrne Diener blieb daher in geringer Entfernung des Befehls seiner Herrin gewärtig.

Durch Ottomars geübten Blick geleitet gewann die Gräfin schnell an Auffassungsgabe, und die Arbeit ging mit solcher Schnelligkeit von Statten, daß sie im Stillen die Idee ihrer Mutter pries, Ottomar zum Bleiben bewogen zu haben. Dabei wußte der junge Mann durch anziehende Schilderungen und Erzählungen die Zeit angenehm zu verkürzen, und der Abend überraschte Beide, als sie kaum eine Stunde verflossen wähnten. Im Schlosse wieder angelangt, hörten sie von der alten Gräfin, daß man auf Anselms Ankunft so bald nicht rechnen könnte. Der Graf hatte geschrieben, daß ein für ihn sehr wichtiger Prozeß seine Gegenwart in Wien erheischte und

er bis zum Urtheilsspruch dort verweilen müßte, um seinen Anwalt anzutreiben und den Ränken seiner Gegner zu begegnen.

So ungern Alma sonst diese Verzögerung gesehen haben würde, so war sie ihr jetzt fast lieb. Sie gewann dadurch Zeit, das angefangene Bild mit Muse zu beendigen, und die schon länger werdenden Abende waren ja auch nicht so still und einsam, wie sonst, da Ottomars Unterhaltung sie angenehm verkürzten. Diesem ward nun zu seinen Morgenstreifereien um das Schloß herum der alte Joseph, und zu den weitern Ausflügen ein junger, der Gegend weit und breit kundiger Bursche aus dem Dorfe zugesellt. Die noch warmen Nachmittagsstunden waren Almas Studien gewidmet, bei denen die Arbeit aber nicht mehr so rasch vorschritt, als in den ersten Tagen, da die Gräfin im lebhaften Gespräch oft den Pinsel ruhen ließ, und Ottomar, ihren Worten lauschend, Bild und Lehramt leicht vergaß, um in feuriger Gegenrede die junge Frau mehr und mehr zum Austausch der Ideen zu veranlassen.

„Und warum verließen Sie Italien, jetzt wo

der nordische Winter vor der Thüre ist?“ fragte Alma, als Ottomar einst mit Entzücken von den Schönheiten dieses gesegneten Landes gesprochen hatte.

Ottomar blickte sie forschend an. „Ihnen will ich den wahren Grund entdecken, Gräfin,“ erwiderte er, „denn ich bin überzeugt, Sie verstehen mich. Sie stehen zu hoch über dem Gewöhnlichen, Ihr Geist ist zu gebildet, Ihr Sinn zu aufgeklärt, als daß Sie vom engherzigen Kastengeist befangen sein könnten! Die Freunde schrieben mir aus Deutschland: „„kehre heim Ottomar, die hohe, einst so stolze Germania ist aus ihrem langen Schlaf erwacht! Mit Unmuth schüttelt sie die Ketten, mit der man sie während ihres traumähnlichen Zustandes belastet hat und von ihren Söhnen erwartet sie Befreiung von dem Druck!““ Da kehrte ich schnell dem schönen Italien den Rücken, und zog heim nach Deutschland, denn wo es gilt der Mutter beizustehen, da dürfen die Söhne nicht fehlen! Dies ist der wahre Grund meiner Rückkehr in's Vaterland, doch den habe ich nur Ihnen gesagt, Gräfin, denn Ihr Vetter,

Graf Eichhorst, würde den Frechen, der es wagt gegen das Herkömmliche zu murren, nur zu bald aus Ihrem Schlosse zu entfernen wissen!“

„O, wie verkennen Sie den edlen Mann,“ rief lebhaft die Gräfin, „oder vielmehr, Sie kennen ihn ja noch nicht, sonst würden Sie anders urtheilen! Die Grundsätze, die Sie bei mir voraussetzen,“ fuhr sie eifrig fort, „die habe ich durch Anselm. Er lehrte mich mein Vaterland lieben und alle Menschen als meine Brüder betrachten. Er entriß mich dem kleinlichen Treiben der meisten Frauen, und eröffnete mir in den Schriften der Alten einen unerschöpflichen Born großartiger Genüsse. Von ihm geleitet lernte ich die Süßigkeit des zweckmäßigen Wohlthuns empfinden, den Trost kennen, der in einer regelmäßigen Beschäftigung liegt. Durch ihn lernte ich einsehen, daß der Niedere gleiche Rechte hat mit dem Hochgebornen, da beide Geschöpfe eines Schöpfers sind. Durch ihn lernte ich einsehen, daß die Freiheit das höchste Gut des irdischen Daseins ist, und daß wir, nach Gottes ewigen Gesetzen, ihrer alle theilhaftig werden können und

sollen. Gewiß," fuhr sie begeistert fort, „Anselm ist der edelste Mensch, den es gibt, und wenn man das Bild der Gerechtigkeit und Güte und Alles Ehrenhaften darstellen wollte, so müßte man sein Bild malen!"

Sie war, während sie den Freund vertheidigte von ihrem Sessel aufgestanden, hohe Röthe färbte ihre Wangen und ihr Auge strahlte in solchem Glanz, daß der junge Maler mit Bewunderung zu ihr aufsah.

„Madonna," rief er, indem er die gefalteten Hände zu ihr erhob, „wenn ich eine begeisterte Muse malen sollte, so würde ich nur Ihr Bild darstellen dürfen!"

Alma erröthete noch tiefer. „Lassen Sie uns nach dem Schlosse zurückkehren," sagte sie rasch, „es wird kühl und meine Mutter wird uns erwarten!"

Am Abend dieses Tages saß Ottomar auf seinem Zimmer, und schien eifrig zu schreiben; doch sei es, daß die Gedanken in seinem Kopfe sich so eilig drängten, daß die Hand sie nicht schnell genug auf das Papier werfen konnte, oder

sei es, daß eine nicht zu besiegende Ungeduld, ein innrer Kampf, ihn nicht ruhen ließ, genug er warf oft die Feder weg und stützte den Kopf in beide Hände, daß die reichen blonden Locken darüber hinweg fielen und sein glühendes Gesicht beschatteten. Zuletzt sprang er auf, öffnete ein Fenster und schaute hinaus in die kühle Sternennacht, und der frische Wind der Berge fächelte seine heiße Wange, und die ewigen Sterne schauten ihn wie milde Augen Gottes an und gossen Ruhe in sein Herz und Zuversicht in seine Seele. Er ging zurück an den Schreibtisch, und hastig zurückschiebend, was er bis jetzt geschrieben, ergriff er ein frisches Blatt, und eilig, ohne Aufenthalt und Unterbrechung, flog die Feder darüber hin.

„Du wähnst mich in Wien, Karl,“ schrieb er dem in Rom zurück gebliebenen Freund, „mitten in dem Getriebe der Bewegungen, und ich sitze ruhig in einem alterthümlichen Schloß an der Grenze von Tyrol und male Landschaften und retouchire die Arbeiten der Herrin dieses Schlosses, der ich Unterricht ertheile. Hast Du deshalb in

unüberlegter Eile das schöne Italien verlassen, und die Aussicht auf reichen Gewinn aufgegeben? wirst Du fragen; aber lieber Bruder, wenn wir von fern eine köstliche Frucht uns goldig und roth entgegenschimmern sehen, so eilen wir hin, in der Meinung, sie sei reif, um sie zu pflücken. Aber wenn wir sie näher betrachten, so sehen wir oft, daß der Strahl der Sonne sie erst auf einer Seite gereift und ihr die schönen Farben gegeben hat, während die dem Stamm zugekehrte Seite noch grün, und überhaupt die ganze Frucht noch hart und ungenießbar ist. So ist es mir nun ergangen mit meinen Hoffnungen und Erwartungen. Die schöne Frucht der deutschen Freiheit ist noch nicht reif, und wenn auch die Sonne des Enthusiasmus ihrer Jünger und Verehrer ihr die fernhin leuchtenden Farben verliehen hatte, so habe ich mich doch, als ich den deutschen Boden betrat, bald überzeugt, daß unsre Hoffnungen zu voreilig waren, und daß selbst die Gärtner, welche die schöne Frucht pflegten, die Zeit ihrer Reife nicht kannten und viel zu früh ansetzten. So muß ich denn geduldig warten bis der Augenblick

wirklich gekommen ist, wo wir die sehnenden Hände ausstrecken dürfen nach der Frucht des Paradieses, der Himmelsgabe der Freiheit, und wo ich lebe während dieser Erwartung, das ist ziemlich gleich. Ueberdies bergen diese Wälder und Gebirge eine köstliche Perle, die nur wenige kennen, und deren unschätzbaren Werth vielleicht keiner ganz zu würdigen weiß. Glaube ja nicht, Karl, daß ein gewöhnliches Verliebtsein aus mir spricht, nein, die Perle, von der ich spreche, ist eine echte Perle, das heißt eine reine, eine unantastbare! Eben so leicht könnte ich mich in ein Muttergottesbild verlieben, als für Alma von Wartenberg in sündhafter Liebe entbrennen! Wenn sie mich anblickt mit ihren großen klaren tiefblauen Augen, so ist es mir, als wenn das Auge Gottes zu mir herab schaute aus seinen Himmeln, und wenn ein Lächeln ihre regelmäßigen Züge verschönt, so ist es mir als wenn die heilige Ruhe, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen ist, wohlthuend einzöge in mein Herz und jeden irdischen Wunsch erstickte. Ich habe die Züge dieser Frau studirt mit demselben Eifer, mit derselben Ver-

ehrung, mit der ich sonst vor den Madonnen des Raphael stand, ich habe dieselben reinen Linien, dieselben keuschen Umrisse gefunden! Stundenlang habe ich schweigend gesessen und dies liebliche Gesicht betrachtet, um in seinem Ausdruck die Empfindungen ihrer Seele zu lesen. Vor mir lag es wie ein reiner Spiegel, den von innen heraus nichts befleckt, und dessen Glanz nur von dem Hauch der Vorübergehenden getrübt wird. Entzückt lausche ich dem Ton ihrer melodischen Stimme, und beantworte oft ihre Fragen nicht, weil dieser Ton zu lange in mir wiederklingt, und ich noch seine Schwingungen zu hören glaube, wenn er schon längst verhallt ist. Bei unsern Streifereien in den Bergen sehe ich nicht auf die großartige Natur, nicht auf die malerischen Punkte, die sie mir andeutet, ich sehe nur sie, wie sie leicht wie ein Reh und doch mit dem Anstand einer Königin vor mir herschreitet und die Gräser sich kaum beugen unter ihrem leichten Tritt, um dann erquickt und frischer wieder zu erstehen, gleichsam als hätte der Fuß eines Engels sie berührt. Ich sehe zu ihr empor, wie zur

gebenedeiten Jungfrau, sie ist meine Heilige, aber nicht meine irdische Geliebte, denn in ihrer Nähe schweigen alle irdischen unreinen Begierden, und sowie ihr Name Alma in der italienischen Poesie die Seele heißt, so ist sie meine Seele, meiner Augen Wonne, aber nicht meines Herzens irdischer Wunsch.

Noch kennt sie nur den Landschaftsmaler in mir, aber bald hoffe ich es dahin zu bringen, daß die alte Gräfin Linden mich bittet, ihr Almas Bild zu malen, und dann ist dies Heiligenbild auch mein und ruht als ein Talismann auf meinem Herzen. Jetzt segne ich die Unbeständigkeit, die in der Kunst wie im Leben, mich stets von einem Fach zum andern trieb, ohne sie könnte ich diese Züge nicht auf die Leinwand fesseln, könnte nicht länger hier weilen, und wäre also um ein gutes Theil ärmer an Glück! Seit längerer Zeit schon erwartet man einen Vetter, der, wie ich von den Leuten hörte, oft Wochen und Monate lang im Schlosse wohnt. Mir kam der Gedanke einer nähern Verbindung, als der blos verwandtschaftlichen zwischen ihm und meiner

Heiligen, und dieser Argwohn beunruhigte mich und ließ mir das hehre Bild getrübt erscheinen. Ich suchte daher Gelegenheit etwas gegen ihn zu sagen, einen Zweifel über den Adel seiner Gesinnung auszusprechen. O, wie glühte da die Wange der Gräfin, wie heiß, wie kräftig nahm sie sich des Vetters an, wie pries sie seine guten Eigenschaften, das Edle seiner Denkungsart, wie betheuerte sie, daß sie Alles, was sie sei, und was sie wisse, nur ihm verdanke, wie er ihr Lehrer, Freund und Rathgeber gewesen sei, und wie er rein, edel und groß dastehe, erhaben über jedem seines Geschlechts. Ich hörte mit innrer Befriedigung zu, und mit jedem lobenden Wort, was sie sprach, fühlte ich den Argwohn mehr und mehr in meiner Brust schwinden. Sie liebt ihn nicht, sagte ich mir jubelnd, so wagt das liebende Weib nicht den Mann zu vertheidigen, den sie nicht öffentlich als den Mann ihrer Wahl anerkennen kann! es ist nur Freundschaft und Dankbarkeit, welche sie für ihn empfindet, Liebe nicht! Gräfin Alma ist nämlich nicht frei, denn, wenn gleich seit Jahren von ihrem Gatten getrennt,

der fast immer auf Reisen ist, erlaubt ihre beiderseitige Religion doch keine Scheidung. Obgleich sie nie über diese Verhältnisse spricht, und ihres Gatten niemals erwähnt, so habe ich doch durch den alten Joseph, einen langjährigen Diener des Hauses, dessen Vertrauen und Zuneigung ich mir erworben habe, gehört, daß die junge Gräfin in ihrer kurzen Ehe sehr unglücklich gewesen, und daß der Graf einer solchen Gattin in keiner Art würdig ist.

Sieh Karl, das sind die Bande, die mich hier fesseln, und mich auch wohl noch so lange fesseln werden, bis mein ferneres Bleiben sich nicht länger durch irgend einen Vorwand bewerkstelligen läßt. Lebe wohl, mein Freund, grüße die heilige Roma und die Freunde und Brüder, und wenn Du entzückt vor einer Madonna des Raphael oder des Cimabue stehst, so denke, daß Dein Freund beide sieht in der heiligen Alma.

Ottomar."

Mehrere Regentage hatten das Arbeiten im Freien unmöglich gemacht. Zwar war das Bild,

welches die Gräfin für ihren Vetter Anselm bestimmt hatte, fertig, allein Ottomar hielt es für nöthig, noch einmal der Natur gegenüber alle Gegenstände genau zu vergleichen. „Es wäre ja um mein Künstlerdiplom in den Augen des Grafen geschehen," sagte er lächelnd, „wenn er in der Landschaft, bei deren Anfertigung ich behülflich war, Fehler entdeckte, und daher muß ich, so bald der Himmel nur einen freundlichen Sonnenblick spendet, noch einmal hinaus, um zu sehen und zu prüfen!" Aber wenn er auch vor den Gräfinnen diesen freundlichen Sonnenblick eifrig herbei zu wünschen schien, so segnete er doch im Stillen die Ströme von Regen, welche herabschossen, und war hoch erfreut jeden Morgen dieselben schweren, grauen Wolken das Blau des Himmels umdüstern zu sehen, denn ihre dichten Schleier gaben ihm die Möglichkeit des längern Weilens.

Daß wir doch so selten den Willen in uns finden, einer erwachenden Neigung zu widerstehen! Spielend umkreisen wir die Flamme, deren Wärme uns angenehm berührt, und welche wir in thö-

richter Ueberschätzung unsrer Kraft, nach Belieben ersticken zu können wähnen. Aber unbemerkt zieht sie uns näher und näher in ihre Zauberkreise hinein, und berauscht von dem Gluthstrom, der Mark und Bein durchzittert, stürzen wir zuletzt besinnungslos in das Feuermeer, in welchem wir rettungslos untergehen. Vergebens streben wir beim endlichen Erkennen der Gefahr mit Anstrengung der letzten Willenskraft uns frei zu machen, uns wieder zu erheben, ehe der Abgrund einer sündhaften Liebe uns verschlingt; im übermüthigen Spiel haben wir uns seinem Rande zu sehr genaht, haben keck hinein geschaut in seine Tiefe bis der Schwindel der Leidenschaft uns ergriff und ihre Flammen über uns zusammen schlugen!

Auch Ottomar schloß fast absichtlich die Augen über die Art seiner Gefühle, und überredete sich selbst, da nur eine Heilige zu verehren, wo sein Herz schon in tiefer, sehnsüchtiger Liebe glühte. Noch wäre es Zeit gewesen zu fliehen, Berge und Ströme zu legen zwischen sich und dem Gegenstand seiner Liebe, um so ein Gefühl aus seiner

Brust zu reißen, was ihm nur Leid und herbe Schmerzen bringen konnte; aber das Glück des Augenblicks verschleierte seinem Blick das Weh der Zukunft, und eifrig war er bemüht neue Gründe zum Bleiben zu finden.

An einem trüben, regnigten Nachmittag, wo Ottomar die Unmöglichkeit beklagte in die Berge hinaus gehen zu können, sagte die alte Gräfin: „Ich wundere mich, daß Sie den Aufenthalt in einer großen Stadt wählen, da Sie das Studium der Natur so sehr lieben!"

„Ja, wenn die Kunst nicht nach Brod gehen müßte!" erwiderte seufzend der Maler.

„Und hoffen Sie in Wien viel Landschaften zu verkaufen?" fuhr die Gräfin fort; „sonst pflegte man diesen Zweig der Kunst dort eben nicht vorzugsweise zu lieben!"

„Es ist auch nicht der Verkauf von Landschaften, worauf ich vorzugsweise meine Hoffnung gerichtet habe, allein in einer großen Stadt finden sich immer Menschen, die ihr liebes Selbst gern durch die Kunst verherrlicht und der Nachwelt aufbewahrt sehen, darauf rechne ich."

„Mein Gott, sind Sie denn auch Portraitmaler?“ fragte Alma erstaunt.

„Und davon haben Sie bisher ganz geschwiegen?“ rief Gräfin Linden, „und Sie könnten dadurch meinen langgehegten Wunsch, ein ähnliches Bild von meiner Tochter zu haben, vielleicht in Erfüllung bringen?“

„Ich werde gern dazu bereit sein,“ erwiderte rasch der junge Mann, „wenn Sie mir gestatten, erst eine Zeichnung zu machen. Finden Sie diese ähnlich, so könnte ich dann vielleicht ein Bild mit Farben versuchen; allein ich sagte Ihnen ja schon bei unserm ersten Zusammentreffen, Madonna,“ fuhr er gegen Alma gewendet demüthig fort, „daß ich nicht weiß, ob ich ein Künstler bin, und so müssen Sie mir verzeihen, wenn meine schwachen Kräfte der Aufgabe nicht entsprechen sollten!“

„Und welchen Grund haben Sie, an Ihrer Befähigung als Künstler zu zweifeln?“ fragte lächelnd Gräfin Linden.

„Der wahre Künstler erfaßt mit Liebe, mit Ausdauer und Hingebung ein Fach,“ erwiderte mit trübem Blick der junge Mann, „ihm gibt er

sich ganz hin, ihm weiht er alle Kräfte seiner Seele, alle seine Gedanken, sowie seine physische Kraft und Befähigung, und so erreicht er sein Ziel, so wird er groß in diesem einen, ihm völlig genügenden, seinen Bestrebungen entsprechenden Fach. So findet er die Anerkennung der Mitwelt, und Ruhm und Ehre auch in spätern Zeiten! Ich habe mich in Allem versucht, ohne mich ausschließlich einem Zweig des Wissens und der Kunst zu widmen, und so ist mein Zweifel wohl begründet, ob die Welt mich als Künstler anerkennen wird. Jedes Meisterwerk, welches meinem staunenden Blick sich darbot, riß mich zur Bewunderung hin, und ließ den Wunsch in mir entstehen, wenigstens zu versuchen, ob die oft so freigebige Natur mir nicht auch etwas Talent für dieses Fach gegeben haben möchte. Wenn ich die Werke unsrer Dichterfürsten las, so glaubte ich berufen zu sein ein Dichter zu werden, und meine Gedanken gestalteten sich zu Reimen. Sah ich die Werke der bildenden Kunst, so griff ich zu Pinsel und Palette oder zu Meisel und Grabstichel. Oft glaubte ich auch über meinen eigentlichen

Beruf im Klaren zu sein und verfolgte eifrig die betretene Bahn, allein ein Meisterwerk der Bildhauerkunst ließ mich den Pinsel wegwerfen, oder ein schönes menschliches Gesicht mich die Schönheiten der Natur geringschätzen. So trieb ich bald Dies bald Jenes mit Leidenschaft, aber leider ohne Ausdauer, und so kam es, daß ich nicht sagen darf: ich bin ein Künstler, da ich mir nicht verhehlen darf, daß mein Wirken mehr Dilettantismus ist!"

„Aber Leonardo da Vinci war auch vielseitig," sagte Alma, „und war doch ein großer Künstler! Ich denke, ein Hauptfach schließt die Freude an den andern Zweigen der Kunst nicht aus. Leonardo war Dichter, Musiker und Maler; er versuchte sich auch in der Bildhauerkunst, aber vor Allem war er Maler, und dies Talent gab ihm die Künstlerweihe!"

Ottomar warf einen dankenden Blick auf die junge Frau, und fuhr gegen Gräfin Linden gewendet, fort: „Als ich nach Rom kam, und die Wunder der Baukunst dort zum ersten Mal erblickte, da hätte ich Pinsel und Meisel weg-

werfen und Architekt werden mögen, allein ein für jetzt und für alle Zeiten unerreichbares Meisterwerk hielt mich von dieser neuen Thorheit zurück. Nicht das Coliseum, dies Riesenwerk eines Volkes, dem die Götter übermenschliche Kräfte geschenkt hatten, war es, was mein kühnes Vermessen in seine Schranken zurück wies. Die ungeheuern Mauern, die in ihren weiten Umkreis mit ihren übereinander aufsteigenden Sitzen und Galerien eine ganze Bevölkerung in sich aufzunehmen vermöchten, flößten mir nicht jene Ehrfurcht ein, die kühne Wünsche zu unterdrücken, zu großes Selbstvertrauen zu brechen vermag. Ein stolzes Volk schuf diese gewaltigen Räume und weihte sie zum Schauplatz seiner grausamen, alles menschlichen Gefühls entbehrenden Lustbarkeiten! Staunen und Bewunderung erregend stellt sich das übermenschliche Werk den Blicken des Beschauers dar, allein ihm fehlt der Gedanke der das Knie beugt und die Seele erhebt. St. Peters Dom war es, der mich fühlen ließ, daß es nur wenige Erwählte gibt! In diesem Tempel, der ein Haus Gottes sein wird, selbst wenn eine frevelnde Hand ihn

aller äußern Zierde entkleiden sollte, beugte sich mein Knie und eine tiefe Demuth zog ein in mein Herz. Dies Werk eines hehren, großen Gedankens, bestimmt für den religiösen Cultus aller Zeiten und aller Völker, in welchem der Muhamedaner den Allah, der Jude Jehova, der Heide seine Götzen, und der gläubige Christ den dreieinigen Gott anbeten wird, weil nur ein Gott in diesen Mauern wohnen kann, und jeder, der sie betritt, seine Nähe fühlt, dieser Raum, der den Gedanken nicht einschließt, dessen Mauern sich mit ihm zu erheben und zu erweitern scheinen, dieser Tempel einer Religion der Menschheit, der war es, der mich lehrte meine kühnen Wünsche und Entwürfe zu zügeln nnd da demüthig zu entsagen, wo zu erreichen ich nimmer hoffen konnte!"

„Auch Michel-Angelo widmete sich nicht ausschließlich einem Fach," sagte leise Alma, „er war Banmeister und Maler!"

„O, Madonna," rief Ottomar, „nicht jedes Zeitalter bringt Riesengeister, und wo das Vertrauen fehlt, fehlt auch die Kraft!"

Alle schwiegen, und es schien als wollte jedes das eben Gehörte in sich nachklingen lassen.

„Vielleicht liegt die Ursache meiner wenigen Ausdauer in meiner Erziehung," fuhr nach einer Pause der Maler fort, „vielleicht hätte ein heilsamer Zwang, ein strengeres Hinweisen auf eine Richtung mich retten können, doch zu viel Güte hat mich verdorben!"

„Sie haben uns nie von Ihrer ersten Jugend, von Ihrer Kindheit erzählt," sagte freundlich Gräfin Wartenberg, „wollen Sie uns nicht Einiges davon mittheilen?"

„Wenn ich glauben dürfte, daß es Ihnen, auch nur ein geringes Interesse einflößen könnte," erwiderte rasch der Maler, „so würde ich nicht anstehen Ihrem Befehl zu folgen," und gleichsam froh der gegebenen Veranlassung, fuhr er, ohne die Antwort der Gräfin abzuwarten, schnell fort: „die ersten Erinnerungen meiner Kindheit verschwimmen mir in trübem Dunkel, doch glaube ich, daß sie mit Armuth und Noth gepaart waren. Später wichen zwar diese, doch wanderte ich von einer Hand in die andere und hatte der Mütter

viele. Meine eigentlichen Eltern habe ich nie gekannt, doch sagte man mir damals: meine Mutter sei eine schöne und vornehme Frau, und mein Vater ebenfalls ein reicher vornehmer Herr. „Warum bin ich aber nicht bei meinen Eltern?“ fragte ich oft weinend, wenn wegen kleiner Fehler mir schwere Züchtigungen zu Theil wurden, oder wenn der Hunger mich plagte und ich vergebens um ein Stück Brod bat. „Deine Mutter schämt sich Deiner,“ rief dann lachend meine Pflegerin, ein altes häßliches Weib, „Du bist ein Fallkind!“ Oft auch, wenn sie im Zorn war und mich mit Grausamkeit strafte, schalt sie mich Bastard, mit dem in frühern Zeiten, wie noch Ehrbarkeit und Sitte geherrscht habe, ordentlicher Leute Kinder nicht verkehrt haben würden! Ich verstand natürlich den Sinn beider Benennungen nicht, und in meiner kindlichen Phantasie bildeten sich die sonderbarsten Vorstellung darüber aus. Besonders schmerzlich war mir der Ausspruch meiner Pflegerin, daß die Kinder rechtlicher Eltern mit mir nicht verkehren könnten, und scheu und furchtsam zog ich mich von den Gespielen zurück und

setzte mich in der Schule, die ich anfing zu besuchen, gern in den entferntesten Winkel, um nur nicht dem Spott meiner Mitschüler ausgesetzt zu sein. In dieser Zeit mochte mein Vater, oder Vormund, oder wer sonst des verlassenen Knaben sich annahm, davon gehört haben, wie schlecht meine Pflegerin die übernommenen Pflichten erfülle, denn eines Tages trat ein hoher ernster Mann in bürgerlicher Kleidung in unsre niedrige Stube, eben als ich wieder einer unmenschlichen Züchtigung unterworfen war, und nachdem er dem Weibe ihr Verhalten gegen mich ernst und strafend verwiesen hatte, faßte er mich liebreich bei der Hand und sagte freundlich: „Komm Ottomar, Du sollst nicht ferner mißhandelt werden, Du sollst von heute an bei mir wohnen; willst Du mit mir gehen?" Von dem sanften Ton seiner Stimme ermuthigt, sah ich auf, und ein Blick in sein schönes Gesicht, das, von einzelnen schon stark in's Graue spielenden Locken beschattet, zu mir sich niederbeugte, während ein paar milde Augen mich freundlich und fragend anschauten, flößte mir ein solches Vertrauen zu dem Fremden

ein, daß ich lebhaft ausrief: Ja, lieber Herr, ich will mit Euch gehen, wenn Ihr mich nicht schlagen wollt! „Das werde ich nicht, wenn Du fleißig und folgsam bist!“ erwiderte lächelnd der Mann, und nachdem er noch einige mir unverständliche Worte mit meiner Peinigerin gewechselt hatte, führte er mich aus dieser Höhle des Elends in sein einfaches, aber wohnliches Haus, was mir damals, im Vergleich zu der verlassenen Wohnung, wie ein Palast vorkam.“

„Von dieser Zeit begann für mich ein neues Leben. Mein Pflegevater war Geistlicher und widmete sich mit gewissenhafter Strenge den Pflichten seines Berufs, jedoch ohne dabei meine Erziehung zu vernachlässigen, der jeder freie Augenblick angehörte. Mit hingebender Liebe unterwies er mich selbst in allen Fächern des Wissens, und da ich begierig die mir gebotene geistige Nahrung erfaßte, und mir leicht zu eigen machte, was er mit ungewöhnlicher Klarheit und Deutlichkeit mir vortrug, so nahm sein Interesse an meiner Ausbildung mit jedem Tage zu, so wie meine Liebe und Verehrung für den milden, leicht

verzeihenden Lehrer bald keine Grenzen kannte. Als ich heranwuchs, gestaltete sich unser Verhältniß immer mehr wie das des Sohnes zum Vater, als wie das des Schützlings zu seinem Wohlthäter, und ich konnte mit Gewißheit auf die Erfüllung fast jeden Wunsches rechnen. Nur bei einer mir hochwichtigen Sache widerstand er hartnäckig meinen Bitten, bei meinen dringenden Fragen nach meinen Eltern!"

„„Dein Vater ist heimgegangen, dahin, wo jeder Fehl gesühnt wird,"" antwortete er mir einst, als ich wieder ungestüm in ihn drang, mir die Eltern zu nennen, „„und Deine Mutter war ein herzloses Weib, das um menschlicher Ehre willen ihr Kind verstieß und verleugnete, als ob wir andere Ehre haben könnten, nach deren Besitz es sich verlohnte zu ringen, als die Ehre vor Gott. Nicht die Schwachheit des Weibes macht ihre Schande,"" fuhr er fort, „„sondern die Herzlosigkeit, mit der der größere Theil derselben sie zu verbergen strebt! Wenn Liebe und Leichtgläubigkeit sie vergessen ließ, was sie sich selbst, was sie ihrem Ruf schuldig ist, wohlan,

so nehme sie ihr Kreuz auf sich, so dulde sie willig die Folgen ihres Fehls und sei wenigstens Mutter! Das Mädchen, das mit sorglicher Hand den Zeugen ihrer Schuld, ihr Kind, durch die Straßen führt, das seine schwachen Schritte leitet und ihm oft nur durch den Fleiß ihrer Hände Kleidung und Unterhalt verschafft, steht hoch über derjenigen, die ihre Schuld dadurch der Welt verbirgt, daß sie das unschuldige Wesen, dem sie das Dasein gab, fremden, käuflichen Händen übergibt, die da gewiß nicht liebevoll pflegen werden, wo die eigne Mutter schnöde verstieß. Der Mann, der das Weib verläßt, das den Muth besitzt, die Folgen ihrer That auf sich zu nehmen, der handelt nicht allein unrecht gegen die durch ihn zur Sünde Verleitete, sondern auch gegen sich selbst; denn die Verlassene, in deren Herzen das Gefühl strenger Pflichterfüllung lebt, würde ihm ein treues, liebendes, sorgsames Weib geworden sein, da sie das Größte und Höchste kennt, was der Mensch erreichen kann, Selbstverleugnung. Deine Mutter, Ottomar, war dieser Selbstverleugnung nicht fähig, sie überließ Deine hülflose

Kindheit fremden Söldlingen, das Kind ihrer Liebe schmachtete im Elend, während sie auf den Höhen der Gesellschaft glänzte. Darum forsche nicht nach dem Namen dieses herzlosen Weibes, sie würde Dir nie Mutter sein. Dein Vater, durch herben Schmerz und schwere Schicksale auf den Weg des Heils zurückgeführt, hat sich Deiner väterlich angenommen, allein die Hand des Herrn traf ihn zu schwer und jetzt ruht er in kühler Erde. Doch Du bist deshalb nicht verlassen,"" fügte er gerührt hinzu, indem er mich umarmte, „„Du bist mein Sohn, ein Engel hat Dich in meine Hände gegeben, und kann ich Dir auch keine Schätze hinterlassen, so wird der Himmel mir die Kraft verleihen, Dich zum Manne heranzubilden, und dem Manne gehört die Welt, denn er kann sich sein Schicksal selber bilden. Er ist nicht gezwungen, wie das schwache Weib in Demuth hinzunehmen, was das Geschick ihm bietet, er kann ringen und streben, denn nur in dem Kampf mit dem Mißgeschick bewährt sich seine Kraft. Wenn Tragen und Dulden zu den Tugenden des Weibes gehört, ja ihm unerläßlich ist, so ist im

Gegentheil ein kräftiges Auflehnen gegen Alles, was ihn drückt, was hindernd sich ihm entgegenstellt, die Pflicht, der Beruf des Mannes. Kühn muß er hineingreifen in die Räder des Geschicks, und mit starker, kräftiger Hand sie lenken nach seinem Willen. Nicht abschrecken darf es ihn, wenn auch die Speichen brechen, oder schwere Verwundung die kühne Hand trifft, denn nur dem Kühnen grünt der Lorbeer, und nur unwandelbare Ausdauer beugt und zähmt des Schicksals Mächte!""

„Das sind gefährliche Lehren," rief Gräfin Linden, „ich hätte sie aus dem Munde eines Geistlichen nicht erwartet!"

„Sie scheinen mir des Mannes würdig," sagte schnell Alma, „und der Geistliche bleibt doch immer ein Mann. Was gibt es Schöneres, als dies kühne männliche Ringen mit dem Mißgeschick, und welches Gefühl kann belohnender sein, als sich sagen zu können: ich habe mir mein Schicksal selber nach meinem Wunsch gestaltet!"

„Dies belohnende Gefühl wird aber nur Wenigen zu Theil," erwiderte die alte Gräfin, „die Meisten erliegen im Kampf!"

„So ist es immer besser," rief lebhaft Anna; „rühmlich kämpfend zu Grunde gehen, als sich sagen zu müssen: Du hast keinen Versuch zum Kampfe gewagt. So wie für das Weib die Geduld ist, so ist für den Mann die That, denn ihm gab der Himmel die Kraft, die er dem schwachen Weibe versagte, die Kraft zum Handeln, während er uns nur die Kraft zum Dulden verlieh. Der Mann darf seiner Ueberzeugung folgen, ja er muß es, will er den Namen Mann verdienen, er darf sie geltend machen, oder sich ihr zum Opfer bringen, denn er hat Etwas, was über jede Rücksicht erhaben ist, was ihm mehr sein muß, als Weib und Kind, Ansehen und Ehrenstellen, mehr als Glücksgüter und Wohlleben, ein Etwas, dem er willig jedes Opfer bringen muß, und dieses Etwas ist: sein Vaterland und seine Ehre!"

Mit leuchtenden Blicken hatte Ottomar den begeisterten Worten der jungen Frau gelauscht. „Ja, so lehrte mein Pflegevater!" rief er lebhaft, „ringen mit dem Geschick, aber nicht auf Kosten seiner Ueberzeugung, seiner Ehre; und er

hatte diese Lehre mit seinen Handlungen besiegelt. Als ich herangewachsen war, bemerkte ich oft, daß eine tiefe Schwermuth seine edlen Züge beschattete, und manche Aeußerungen ließen mich schließen, daß er seiner Ueberzeugung große, schwere Opfer gebracht habe. Ein Zufall enthüllte mir das Geheimniß. Er hatte ein edles Weib tief und innig geliebt, allein seine freisinnigen Ansichten, aus denen er schon damals, als noch das Wort „Freiheit" ein Verbrechen war, kein Hehl machte, mißfielen dem starr am Alten hängenden Vater seiner Geliebten, der ihm deshalb die Tochter versagte. Hätte er zu heucheln, ja hätte er nur seine bessere Ueberzeugung zu verbergen verstanden, so wäre sein Lebensglück gesichert gewesen. Aber der Wahrheit und sich selber getreu, entsagte er mit blutendem Herzen; und da er das Weib seiner Wahl nicht zu vergessen vermochte, so lebte er einsam, und theilte den reichen Schatz seiner Liebe zwischen seinen Pfarrkindern und den Waisen, die er erzog."

„Welch ein trefflicher Mann," rief Alma, „wie würde ich mich freuen, ihn zu kennen!"

„Ihn deckt das Grab," sagte trüb der Jüngling, „und seine leitende Hand hat dem Schwankenden schon lange gefehlt!"

„Aber seine Lehren sind dem Gedächtniß geblieben," sagte im milden, tröstenden Ton die junge Gräfin, „und dienen jetzt als Leitstern auf der einsamen Bahn."

Nach einer langen, dem Andenken des Verstorbenen geweihten Pause fuhr Ottomar in seiner Erzählung fort.

„Mein Pflegevater," sagte er, indem er tief anfathmend die blonden Locken aus seiner Stirn strich, „hegte große Vorliebe für seinen Stand, und hatte mich für denselben bestimmt, allein er hatte mir kein Fach des Wissens verschlossen, und so studirte ich auch Philosophie. Ich war eifrig bemüht, mir die Systeme unsrer großen Philosophen zu eigen zu machen, und Hegel zog mich besonders an. Allein nachdem ich zwei Jahre diesem Studium gewidmet hatte, war ich gezwungen, dem Vater zu gestehen: daß es mir unmöglich sei, Geistlicher zu werden. Der blinde, aber wohlthuende und beglückende Glaube war

von mir gewichen, und schrecklich war mir der Gedanke, etwas zu lehren, wovon die Ueberzeugung nicht mehr in meinem Herzen lebte. Tief bekümmert hörte mein Pflegevater mir zu, als ich ihm meine Gründe entwickelte, aber mit seiner gewöhnlichen Milde sagte er, nachdem ich geendigt hatte: „„Ein Jeder muß nach seiner Ueberzeugung handeln! Es war mein Lieblingswunsch, Dich dem Berufe folgen zu sehen, dem ich alle meine Kräfte geweiht habe, allein fern sei es von mir, Deiner Neigung Zwang anlegen zu wollen. Doch welchen Stand hast Du gewählt?““ Ich erschrack vor dieser einfachen Frage und stand betroffen da, denn daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Daß ich nicht Geistlicher werden konnte, war mir klar geworden, daß ich aber einen andern Entschluß fassen müßte, das war mir nicht in den Sinn gekommen. „„Aber muß ich denn einen Stand wählen,““ rief ich halb ärgerlich, „„kann man denn nicht ohne bestimmten Beruf leben?““ „„Wenn man reich ist,““ sprach ernst der Vater, „„kann man seinen Neigungen folgen, der Unbemittelte muß sich sein Brod erwerben!““

„„Warum muß es denn Reiche und Arme geben?““ rief ich unwillig.

„„Das ist die große Lebensfrage, mein Sohn,““ erwiderte der Vater, „„die jetzt durch die Adern aller Völker zittert und den Pulsschlag des Blutes schneller treibt, die Frage, deren Lösung Ströme von Blut kosten wird, der Tausende als Opfer fallen werden, ohne diese geträumte Lösung und Ausgleichung jemals zu erreichen! Blick um Dich, nichts in der ganzen Natur ist sich gleich, nicht die Berge, nicht die Ströme, die Bäume, wie die Blumen sind in sich verschieden an Größe und an Farbenpracht, das niedrige Gesträuch erhebt sich eins über das andere, und selbst der Mensch ist verschieden an Gestalt und an Fähigkeiten, wie soll da sein Schicksal gleich sein?““

„„Aber Sie selbst erstreben ja eine Gleichheit aller Menschen!““ erwiderte ich lebhaft.

„„Eine Gleichheit der Berechtigung, eine vernünftige Freiheit, der Jeder, der Arme, so wie der Reiche, theilhaftig werden kann, aber nicht eine Gleichheit der Glücksgüter, die nie bestehen wird, so lange die Menschen nicht alle dieselben

Anlagen, dieselben Geisteskräfte, dieselbe Charakterstärke besitzen. Warum diese Verschiedenheit im Menschengeschlecht herrscht, die eine allgemeine Gleichstellung unmöglich macht, das, mein Sohn, zu ergründen, ist unser Verstand zu schwach. Das ist das Räthsel, welches der Mensch nicht zu lösen vermag, und wo nur der Glaube und die Hoffnung, dereinst klar zu sehen, uns trösten kann!""

„Oft noch kam mein Pflegevater auf diesen Gegenstand zurück, und drängte mich, einen Entschluß zu fassen. Das Studium der Natur hatte nächst der Philosophie mich am meisten angezogen und so entschied ich mich für die Landwirthschaft, wobei ich weniger von Menschen abhängig zu sein, so wie noch Zeit und Gelegenheit für dieses mein Lieblingsstudium zu gewinnen hoffte."

„Ein Bruder meines Pflegevaters lebte als Beamter auf den Gütern des Fürsten Esterhazy in Ungarn, zu diesem sendete er mich, und ich verließ das Haus, was dem Verwaisten eine Freistätte geworden war, begleitet von den Segnungen dessen, den ich auf dieser Erde niemals wieder erblicken sollte!" — Von tiefer Rührung ergriffen,

schwieg der junge Mann, während er eine Thräne im Auge zerdrückte, und Alma wendete sich rasch gegen das Fenster, um die lebhafte Bewegung zu bemeistern, die sie bei Ottomars letzten Worten ergriffen hatte. Immer war der Gedanke wieder in ihr aufgestiegen, daß sie ihn schon früher irgendwo gesehen haben müßte, denn seine Züge sprachen sie an, wie eine ferne Erinnerung, ohne daß sie jedoch im Stande war, sich Rechenschaft zu geben, wann und wo sie dieselben schon erblickt habe. Jetzt, als er Ungarn und die Esterhazy'schen Güter erwähnte, stand plötzlich ein in die Dunkelheit der Erinnerung zurückgetretenes Bild wieder lebhaft vor ihrer Seele und löste jeden Zweifel. Ottomar war der Jüngling, den sie gesehen hatte inmitten der Arbeiter, derselbe, dessen Schönheit Aurelien zu so enthusiastischen Aeußerungen hinriß, daß sie den Unmuth des Grafen erregten, und das Schamgefühl der damals sechszehnjährigen Alma so tief verletzten. Sie konnte nicht mehr zweifeln, das waren dieselben blonden Locken, nur etwas dunkler, als sie damals über die Schultern des achtzehnjährigen

Jünglings fielen, dieselben großen feurigen, blauen Augen, derselbe frische Mund mit den blendend weißen Zähnen. Zwar schien die Gestalt höher und kraftvoller, doch lag zwischen dem Damals und Jetzt eine Reihe von Jahren, und der Jüngling war zum Manne gereift. Um aber den Gang seiner Erzählung nicht zu stören, nahm sie sich vor, bis zu deren Beendigung zu schweigen und erst dann mit ihrer Entdeckung hervorzutreten.

„Und wie gefielen Sie sich in Ungarn?“ fragte Gräfin Linden, das augenblickliche Schweigen unterbrechend.

„Das Land ist gesegnet und schön,“ erwiderte Ottomar, „allein die Sitten und Gebräuche der Nation konnten meinem Gemüth nicht zusagen. Die Bevorzugung der Großen, so wie die Sklaverei des Volkes empörten mich, und meine heftigen Aeußerungen über diese Mißbräuche riefen oft ein Lächeln auf den Gesichtern meiner neuen Pflegeeltern hervor oder zogen mir wohl ernste Verweise und Mißbilligungen zu. Man verwendete mich anfangs häufig zur Beaufsichtigung der Arbeiter, die im Schweiß ihres Angesichts vom

Anbruch des Tages bis am späten Abend die sauern Frohndienste verrichten mußten, während ihr reicher, vornehmer Gebieter in träger Ruhe sich des Lebens freute, oder diese Ruhe wohl nur unterbrach, um nach neuen Genüssen zu suchen, die fähig waren, die schon abgestumpften Sinne wieder zu wecken und zu neuer Genußfähigkeit zu schärfen. Ein Gefühl tiefer Wehmuth und heißer Scham ergriff mich oft, wenn ich inmitten dieser arbeitenden Menge müssig auf meinem Stab, dem Zeichen meines Amtes, gelehnt stand, und von meinem breiten, runden Hut geschützt die brennenden Strahlen der Sonne kaum empfand, während der Schweiß in großen Tropfen von den gebräunten Stirnen der Armen rann und ihre dürftige Bekleidung durchnäßte. Oft bat ich meine Vorgesetzten, mir wenigstens zu vergönnen, mit zu arbeiten, um ihnen den Unterschied unsrer Verhältnisse weniger fühlbar zu machen, allein man verlachte mich oder staunte mich mit der Verwunderung an, mit der man wohl einen Irren betrachtet und seine Reden hört. „„Sie kennen das Land und das hiesige Volk nicht,““ sagte mir, auf meine

wiederholten, dringenden Vorstellungen der Oberaufseher dieser armen Sklaven, „„die Leute würden keinen Respekt mehr vor Ihnen haben, sie würden Sie als ihres Gleichen betrachten, und die Thorheit verlachen, die arbeitet, ohne dazu gezwungen zu sein.““ Ich bat nun, daß man mich des Amtes des Aufsehers und Zuchtmeisters entheben möchte, und man willfahrte gern meinem Begehren, denn unter meiner Aufsicht hatten die Armen, unter der Last der schweren Arbeit Gebeugten, zuweilen ruhen und Athem schöpfen dürfen, und man war also natürlich mit dem vollendeten Tagewerk selten zufrieden. Hätte ich nicht gefürchtet, meinen Pflegevater zu erzürnen, und mehr noch, ihn durch meinen Wankelmuth zu betrüben, so würde ich schon damals den selbst gewählten Beruf aufgegeben haben. Ich hatte mir ein anderes Bild von dem Leben auf dem Lande, von der Beschäftigung mit der Kultur des Bodens und des Forstes, der Obst- und Blumenzucht, entworfen. Wo ich ein patriarchalisches Leben erwartete, fand ich Härte und Sklaverei, wo ich eine Idylle zu finden wähnte, starrte mich wider-

liche Gemeinheit an. Wenig von den Thieren, welche den Pflug zogen, unterschieden, arbeitete der größere Theil der Bevölkerung stumpfsinnig nur für das tägliche Brod, während wenige Bevorzugte von den Früchten ihres Schweißes praßten. Ich hatte mir den reichen Gutsherrn gedacht wie einen frommen Hausvater in der Mitte seiner Kinder, denen er ein Beispiel alles Guten, alles Edlen ist; wie anders fand ich es! Weit und breit, wo ich umher spähte, waren die Grundherren fern, lebten in Wien und andern großen Städten, und besuchten nur selten ihre Stammschlösser, und auch dann war es nicht die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen, welche sie beschäftigte, sondern die Freuden der Jagd oder andrer Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten. Das Loos der armen Sklaven war in die Hände roher Aufseher und gewissenloser Beamten gegeben, die die ihnen verliehene Gewalt nur dazu benutzten, mit unmenschlicher Grausamkeit die Abgaben einzutreiben und die Frohnen zu schärfen, um auch von den Körperkräften der Unglücklichen den höchst möglichen Vortheil zu ziehen, der dann durch eine

geschickte Berechnung größtentheils in ihre eigne Tasche floß. Angeekelt von diesem eigennützigen Treiben und im Innersten empört über mein Unvermögen, eine Aenderung herbeizuführen, ergriff mich ein tiefer Unwille, eine glühende Scham, daß ich, wenn auch nur eine kurze Zeit ein Werkzeug zu diesen Bedrückungen gewesen war, und ich erklärte, daß ich es vorzöge, erst die Theorie der Landwirthschaft zu studiren, um dann später zu ihrer Praxis überzugehen. Man ließ mich gewähren, und öffnete mir willfährig die Bibliothek des Fürsten, wo alle über Landbau und Forstwesen herausgekommene Schriften in reichem Einband ungelesen standen. Aber auch durch mich sollten sie von diesem Banne nicht erlöset werden, denn da mein Hauptzweck gewesen war, mich von der schmachvollen Rolle eines müssigen Zuschauers Andrer Mühen und Arbeit zu befreien, so ließ ich die Prachtwerke der Agrikultur ebenfalls unberührt, und erlabte mein Herz und meinen Geist in der Unterhaltung mit den alten geliebten Freunden, den römischen und griechischen Autoren. Auch die Kunstschätze, welche das Schloß

in reicher Auswahl enthielt, besah ich mit steigendem Interesse, und wo das Werk eines geschickten Meisters mich anzog, da trieb es mich, die Geschichte seines Lebens und seiner Entwickelung zu kennen. Auch hierzu bot mir die fürstliche Bibliothek die Mittel, denn sie enthielt alle bisher erschienenen Werke über die bildenden Künste, deren Geschichte ich nun eifrig und mit großer Befriedigung studirte. So entwickelte sich nach und nach in mir die Liebe zur Kunst, und als um diese Zeit der Fürst einen jungen Maler in seine Besitzungen nach Ungarn sendete, um mehrere schöne, romantische Punkte für ihn zu zeichnen und zu malen, so schlug diese entstehende Liebe zur hellen Flamme der Begeisterung auf. Schon in meiner Kindheit hatte ich mit Lust und Liebe Reißfeder und Pinsel geführt, und nur der eifrige Wunsch meines Pflegevaters mich für den geistlichen Stand zu erziehen, hatte ihn das in mir schlummernde Talent verkennen lassen. Er betrachtete Zeichnen und Malen als ein bloßes Erholungsstudium, und als solches schien ihm meine Anlage dazu der besondern Beachtung nicht

werth. Jetzt unter des jungen Malers Anleitung entwickelten sich die Fähigkeiten, die so lange geschlummert hatten, mit reißender Schnelle, und bald war ich im Stande, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Karl Blum war nicht allein ein geschickter Künstler, er war auch ein edler, hochherziger Mensch, und bald fesselte uns die innigste Freundschaft aneinander. Mehrere Jahre älter als ich, hatte er außer seinem Kunsttalent auch die Lebenserfahrung vor mir voraus, die aber, wenn sie ihn auch weiser und vorsichtiger gemacht, doch seinen Enthusiasmus für alles Edle und Schöne nicht geschmälert hatte. Mit tiefem innigen Gefühl begabt begriff er leicht den Widerwillen, den ich empfand, hier den Aufseher, den Tyrannen der Bedrückten zu machen, und da ihn meine Fortschritte in seiner Kunst immer mehr befriedigten, so rief er oft lebhaft: „„Ottomar, wirf die Bücher weg, wirf den schmachvollen Aufseherstab, das Zeichen der Knechtschaft und der Unterdrückung, entschlossen von Dir, und werde Künstler! Pilgere mit mir nach Rom und laß Deine Seele erweitern durch den Anblick der

unsterblichen Werke der Kunst. Laß die hehre Kunst Dich begeistern, beuge ihr das Knie, bis es uns einst vergönnt sein wird es einer noch höhern Göttin zu beugen, bis alle Sklavenfesseln gefallen sein werden, und die hellstrahlende Sonne der Freiheit leuchtet über das glückliche vereinigte Deutschland!""

„Gern wäre ich den Aufforderungen des Freundes gefolgt, allein die Furcht vor der Mißbilligung meines Pflegevaters hielt mich zurück. Ihn, den Gütigen, dem ich Alles verdankte, wollte ich nicht kränken, denn er verabscheute jede Unentschlossenheit, jeden Wankelmuth im Manne, und hielt es besser, das Schwerste zu erdulden, als dem einmal mit Ueberlegung gefaßten Entschlusse ungetreu zu werden. Als aber der Herbst herannahte, als Karls Arbeiten fast vollendet waren, und er schon von seiner Abreise sprach, da schwand jede Rücksicht vor dem schrecklichen Gedanken, wieder allein zu sein unter Menschen, die nur das Aeußere des Ebenbildes Gottes an sich trugen, ohne daß ein menschliches Herz in ihrer kalten, leeren Brust schlug, getrennt zu sein von dem

Freunde, von dem einzigen, der mich verstand und mit mir fühlte, und entschlossen ergriff ich die Feder, um dem geliebten Pflegevater meine Wünsche und meine Bitten ans Herz zu legen. Aber noch war dieser Brief, den ich immer wieder zerriß, weil er mir nie genugsam auszudrücken schien, was ich empfand, nicht vollendet, als mich die Schreckensnachricht seines Todes traf. Auf seinen Berufswegen, bei der Unterstützung armer Kranker, denen er Hülfe und Trost brachte, hatte er sich eine ansteckende Krankheit zugezogen, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte, und seinen trostlosen Pflegesohn allein und verwaist zurückließ in einer Welt, durch deren Irrgänge und Verwickelungen seine schützende Hand ihn sicher geleitet haben würde, die aber jetzt den Unerfahrnen zu verderben drohten. Mein Schmerz war namenlos, und um so tiefer, je gerechter er war. Aber in dieser Zeit der Trauer lernte ich das Glück schätzen, was darin liegt, einen treuen Freund zu besitzen. Karl kam nicht von meiner Seite, er theilte meinen Schmerz und mein Leid, und gönnte mir den Trost, ihm immer und immer

wieder von den Tugenden des Verstorbenen zu sprechen, von seiner Liebe zu mir und meiner dankbaren Verehrung für ihn."

„Als die erste Zeit der Trauer vorüber war, machte mich Karl darauf aufmerksam, daß nun meinem Wunsche, mich ganz der Kunst zu widmen, kein Hinderniß mehr in dem Wege stehe, denn auch an Geldmitteln fehlte es mir nicht. Mein edler Pflegevater hinterließ zwar kein Vermögen, allein er hatte das Geld, was mein Vater in den ersten Jahren meines Aufenthalts bei ihm für mich bezahlte, nie berührt, und auch als nach dem frühen Tode dieses unglücklichen Vaters die Geldbeiträge ausblieben, bestritt er alle Kosten meiner Erziehung aus eignen Mitteln, ohne das kleine Capital anzugreifen, was er für mich gesammelt hatte. Mit den hinzugekommenen Zinsen war dies nun eine, für mich nicht unbedeutende Summe geworden, das mir die Möglichkeit gewährte, nicht allein meinen Freund nach Italien zu begleiten, sondern auch mehrere Jahre dort meinen Studien obzuliegen, ohne um meinen Lebensunterhalt besorgt sein zu dürfen."

„So ergriffen wir also, als die herbstlich gelben Blätter von den Bäumen fielen, den Wanderstab und pilgerten über die Alpen, um einzuziehen in das schöne Italien, das Land der Verheißung, wo schattige Bäume ihre Laubdächer über uns breiteten und Blumen uns umdufteten, während im rauhen Vaterlande das dürre Reis seine entlaubten Zweige schon traurig gen Himmel streckte."

„Welchen Eindruck es auf mich machte, als ich mich plötzlich umgeben sah von den Wundern der Kunst und der Natur, als mein entzückter Blick von den Meisterwerken des Schöpfers zu den Meisterwerken seiner Erschaffenen flog, dies auszudrücken, ist die Sprache zu arm, das Wort zu schwach! Die Folgen dieses Eindrucks habe ich Ihnen geschildert, begierig ergriff ich bald das Eine, bald das Andere, und gleich der Biene, die aus dem Kelche aller Blumen den süßen Saft saugt, so schwelgte ich in dem Genuß der verschiedenen Künste, und konnte nimmer zu dem Entschluß gelangen, mich für eine derselben entschieden zu bestimmen, eine als Broderwerb zu wählen. Es schien mir ein Frevel an dem hohen

heiligen Wesen der Kunst, wenn ich sie zu alltäglichen Zwecken benutzen sollte. Das ihr inwohnende Göttliche schien mir in den Staub getreten, wenn ihre Schöpfungen mit klingendem Metall belohnt würden. Den Menschen zu veredeln, sagte ich mir, ist die hehre Kunst herabgestiegen aus ihren Himmeln, nicht um ihm als niedrige Magd zum Broderwerb zu dienen, und wie kann eine Begeisterung dauernd sein, die berechnen muß, wie viel ihre Schöpfungen wohl einbringen werden? Innig beklagte ich oft die unbemittelten Künstler, die genöthigt waren, auf Bestellung zu arbeiten, oder ihre Bilder auszustellen. Was mußten die Armen nicht leiden, wenn sie das, was sie in den Stunden hohen künstlerischen Aufschwungs geschaffen, dem sie den Schlaf ihrer Nächte geopfert, welches sie mit Liebe in dem Herzen getragen und das sich bei seiner Vollendung von diesem Herzen losgerissen hatte, wie das Kind von der Brust der Mutter, wenn sie dies Werk ihrer tiefsten, heiligsten Gefühle dem Urtheil aufgeblasener Kunstrichter unterwerfen mußten! Wenn sie hören mußten, wie Laien, denen jeder ächte

Kunstsinn, jedes wahre Kunstverständniß abging, mäkelten und tadelten, während sie doch nicht fähig waren, den tiefen Sinn des Kunstwerks nur zu ahnen, und gleich den Affen an den Schalen nagten und unbedeutende Nebendinge gelehrt besprachen, während ihnen der eigentliche Kern, die Idee des Künstlers, verhüllt blieb. Mit Ekel und Widerwillen ging ich durch die Säle, wo die Schaulustigen sich drängten und ihre aberwitzigen Urtheile fällten, wo die Verehrer der alten Schulen jedes neue Werk schon deshalb verdammten, weil es neu war, und in blinder Verehrung für die großen Meister der vergangenen Jahrhunderte alles Streben der Gegenwart gering achteten oder als nutzlos verwarfen. Vergebens hatten meine Freunde mich zu bereden gesucht, etwas von meinen Arbeiten öffentlich auszustellen, um, wie sie es nannten, mir einen Namen zu machen; beharrlich hatte ich mich geweigert, und theils die Werthlosigkeit meiner Productionen, theils meinen Widerwillen gegen alle öffentliche Schaustellung als Entschuldigung vorgeschützt. Nun aber nahte die Zeit heran, wo auch ich ge-

zwungen wurde, an Broderwerb zu denken. Nicht gewöhnt, selbst für meine Bedürfnisse zu sorgen, war ich mit meinen Geldmitteln nicht haushälterisch genug umgegangen, und mit Schrecken ersah ich aus dem Briefe meines Bevollmächtigten, daß er mir den Rest meines Capitals übersendete. Die ganze Summe bestand in einigen hundert Thalern, und so mußte denn ein Entschluß gefaßt werden. Ich berieth mich mit Karl, der eine Zusammenkunft mehrerer seiner Freunde veranstaltete, die über mich und mein Talent zu Gericht sitzen und den Ausspruch fällen sollten, welche Bahn ich einzuschlagen habe. Alle waren der Meinung, daß, wenn gleich man mir auch in der historischen Malerei und in der Bildhauerkunst das Talent nicht absprechen könne, ich durch Leichtigkeit der Auffassung doch recht eigentlich von der Natur zum Portraitmaler bestimmt schiene. Ich widmete mich nun ausschließlich diesem Fach, und da bald darauf mehrere Gründe mich zur Rückkehr nach Deutschland bestimmten, so sehen Sie mich jetzt auf der Reise nach Wien, wo ich durch Portraitiren so viel zu erwerben hoffe, um

mein unterbrochenes Studium der Historienmalerei fortsetzen zu können."

Mit großem Interesse waren die Frauen der Erzählung des jungen Mannes gefolgt, und Alma hatte im Stillen überlegt, ob sie ihm ihr früheres Begegnen noch mittheilen oder ganz davon schweigen sollte. Sie entschied sich endlich für das Letztere. Ottomar sprach mit einer gewissen Wehmuth, mit einer Art von Scham von jener Zeit, wo er, seiner Ansicht nach, zu der Unterdrückung seiner Nebenmenschen mit beigetragen hatte, und Alma fürchtete, ihm durch das Bekenntniß, daß sie ihn gerade in diesen Augenblicken gesehen habe, wehe zu thun. Sie ehrte seinen zarten Sinn, sein rein menschliches Gefühl, und versagte sich lieber die Freude, ihm zu sagen, daß er ihr immer bekannt erschienen und daß er ihrer Erinnerung nicht ganz entschwunden sei, als daß sie eine Saite berühren mochte, die einen Mißton hätte geben können.

Es war spät in der Nacht geworden, und man trennte sich mit wechselnden Empfindungen. Ottomar fühlte sich wie von einer schweren Last

befreit. Es war schon immer sein Wunsch gewesen, Alma mit der Geschichte seines Lebens bekannt zu machen, er mochte vor der Frau, die er so innig verehrte, kein Geheimniß haben, und als ein solches drückte ihn das Bewußtsein seiner unehelichen Geburt. Durch die in seinen Kinderjahren deshalb erfahrnen Schmähungen und Kränkungen war ihm eine Scheu, ein Gefühl der Unsicherheit geblieben, welches er auch in spätern Jahren nicht ganz zu überwinden vermochte. „Wird die Gräfin Dir eben so hold, so freundlich gesinnt bleiben, wenn sie den Flecken kennt, der auf Deiner Geburt lastet?" hatte er sich oft gefragt, aber eben diese Ungewißheit, diese Sorge war es, die ihn trieb, ihr seine Geschichte zu erzählen, wenn gleich er innerlich davor zurückbebte. „Ich muß dieses Weib, das mir ein Engel zu sein scheint, ganz kennen," rief er oft in seinen Selbstgesprächen, „muß wissen, ob der so rein scheinende Spiegel ihrer Seele nicht auch durch verborgene Flecken getrübt ist, ob dieser männlich starke Geist nicht seine kleinen weiblichen Schwächen hat. Dies wird sich zeigen, wenn sie mich ganz kennt. Sie

scheint frei von den Vorurtheilen ihres Standes, wird sie auch frei von den Vorurtheilen alter Gewohnheiten und vorgefaßter Meinung sein? Wird sie nicht, wie so Viele, das Unrecht der Eltern auf den Sohn übertragen, und abergläubig an die Fortpflanzung des Leichtsinns dieser auf das Kind ihrer Liebe glauben? als wenn die in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kinder nicht ebenfalls die Fehler und Schwächen ihrer Eltern erben könnten!“ Fast jeden Morgen ging er mit dem Entschluß, heute die schwere Last von seiner Seele zu wälzen, zu den Frauen, allein ihm selbst unbegreiflich, verzögerte er von Tag zu Tag die Ausführung dieses Vorsatzes. Bald schien ihm die Gräfin nicht aufgelegt zu solchen Mittheilungen, bald fürchtete er Störungen, und endlich sagte er sich: „daß es zudringlich erscheinen müsse, wenn er unaufgefordert von sich und seinen Schicksalen reden wollte.“ Als nun Gräfin Linden ihn über seine Jugendjahre befragte, da faßte er sich gewaltsam zusammen, und, um in seinem Entschluß nicht wieder schwankend zu werden, erzählte er rasch und mit einer gewissen Hast die

Begebenheiten seines Lebens, und hob sogar, wie im Trotz gegen das Geschick, den Makel seiner Geburt grell hervor. In banger Erwartung wagte er kaum zu Alma aufzublicken, und wie lindernder Balsam berührten ihre tröstenden, seine Selbstanklagen mildernden Bemerkungen daher seine Seele.

Wie wird sie morgen sein? fragte er sich, als er in sein einsames Zimmer angelangt die Gespräche des Abends überdachte. Wird den Bastard noch dasselbe freundliche gütige Lächeln empfangen? wird sie im Menschen nur das rein Menschliche lieben, oder wird sie befangen von allgemeinen Vorurtheilen stolz und vornehm herab sehen auf das unglückliche Kind gewissenloser Eltern, die ihm als Erbe eine befleckte Geburt hinterließen? Unruhig schritt er im Zimmer umher, und erst als schon lichte Streifen im Osten das dunkle Gewölk durchbrachen, suchte er sein Lager, ohne daß auch da der Schlummer seine glühenden Augenlider gekühlt hätte.

Auch Alma war durch Alles, was sie gehört, vielfach erregt. Zwar hatte Ottomar sich keines

tadelnden Wortes schuldig gemacht, als er von seiner Geburt sprach, ja er hatte sich keine Bemerkung erlaubt, und nur einfach erzählt, oder die Aeußerungen seines Pflegevaters, wo dies unerläßlich war, wiederholt, allein der Ton seiner Stimme, das zuckende Beben seines Mundes, hatten der jungen Frau die Bewegung seiner Seele deutlich verrathen, und ein tiefes Mitleid mit dem Jüngling, der ein unverschuldetes Weh so tief empfand, zog ein in ihr weiches, jedem fremden Leid offenes Herz. Sie nahm sich vor ihm mit doppelter Freundlichkeit und Achtung zu begegnen, und als Ottomar ungewöhnlich spät bei den Damen eintrat, war ihr freundliches Wort das erste, was ihn begrüßte.

Zu dem Wunsch ihrer Mutter, ihr Bild von Ottomar gemalt zu besitzen, hatte sie bis jetzt geschwiegen, heute aber wendete sie sich rasch zu dem etwas zögernd Eintretenden und fragte lebhaft, „wann sie sich zu der ersten Sitzung bereit machen könne?“

In Ottomars Augen ging eine helle Freudensonne auf, und mit dem Blick heißen Dankes

bestimmte er den nächsten Tag, blieb aber, ohngeachtet des Zuredens der alten Gräfin, dabei, daß er erst eine Zeichnung machen und nur, wenn diese seine eignen, sowie die Ansprüche der Damen befriedigen würde, ein größeres Bild in Oelfarben versuchen wollte.

Die Sitzungen begannen, allein die Arbeit schritt nicht mit der dem Künstler sonst gewöhnlichen Schnelle vorwärts. Alma war ihrem Vorsatz gemäß freundlicher, mittheilender, wie je zuvor, und Ottomar ließ oft die Bleifeder ruhen, um ihren Worten zu lauschen und den sanften Klang ihrer Stimme einziehen zu lassen in sein unbewachtes Herz.

In dieser Zeit kam ein Brief von Anselm, der seine nahe Ankunft meldete, der Alma jetzt mit aufrichtiger Freude entgegen sah. Die Landschaft war längst vollendet, und sie hoffte den Freund mit den Fortschritten, die sie gemacht, angenehm zu überraschen und seines Lobes sich erfreuen zu dürfen.

Nicht so rein und wohlthuend waren die Empfindungen, die Ottomars Brust durchströmten

und oft in eine ängstliche Beklemmung übergingen. Wie wird es sein, wenn der Graf hier ist, fragte er sich, wie wird sich unser Verhältniß zu einander gestalten? Zwar war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß Alma keine Liebe für den Vetter empfinde, allein sie achtete ihn hoch, sein Wort galt ihr viel, würde er das trauliche, freundschaftliche Verhältniß zu dem namenlosen Jüngling billigen, oder würde sein aristokratischer Stolz dessen Entfernung verlangen? Die Angst, die ihn bei diesem Gedanken ergriff ließ ihn nicht länger zweifeln, daß es nicht Achtung und Verehrung allein, nein, daß es heiße, begeisterte Liebe war, die er für die Gräfin empfand, und mit peinlicher Unruhe sah er der Ankunft des Gefürchteten entgegen.

Anselm hatte, seiner Gewohnheit gemäß, nur seine nahe Ankunft gemeldet, ohne den Tag zu bestimmen, und so trat er denn einmal plötzlich in's Zimmer, als eben Ottomar die nun bald vollendete Zeichnung vorlegte. Das Bildchen lächelte mit seelenvollem Ausdruck dem Beschauer an, und aus den großen Augen leuchtete eine

solche Milde, daß Anselm bei dem ersten Blick auf dasselbe lebhaft ausrief: „Alma, hier ist ihre Seele auf das Papier gefesselt,“ und Ottomar die Hand reichend freundlich hinzu fügte: „nehmen Sie meinen Dank, junger Mann, Sie gehören zu den wenigen Künstlern, die es verstehen, das tiefste innerste Leben, die heiligsten Empfindungen des Gemüths im Bilde wieder zu geben. Sie schreiben das menschliche Antlitz nicht blos ab, wie der größere Theil Ihrer Kunstgenossen; nicht die einzelnen Züge und Formen sind es, die Sie wiedergeben, es ist der diese Formen belebende Geist, der aus Ihren Bildern spricht, und ihnen dadurch den höchsten Werth verleiht.“

Die Frauen erzählten nun dem Grafen, wie der junge Künstler sich nicht getraut ein größres Bild zu malen, sondern wie er darauf bestanden, erst eine Zeichnung zu machen und von deren Gelingen die Erfüllung ihres Wunsches abhängig gemacht habe.

„Sie fügen zu Ihrem Talent eine seltne, den Künstlern meist unbekannte Eigenschaft, Herr Held,“ sagte Anselm sich wieder zu dem jungen

Mann wendend, „eine große Bescheidenheit, welche ich mich bei ihren Anlagen versucht fühlen möchte zu tadeln, die aber im Ganzen den Künstler wohl kleidet, denn sie beurkundet sein Streben nach dem Höchsten, das stete Fortschreiten auf seiner Bahn, da hingegen Selbstzufriedenheit nur zu leicht einen Stillstand in seinen Bestrebungen veranlaßt. Was aber nun das Bild der Gräfin anbelangt, fügte er lächelnd hinzu, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie so lange, bis es in Oel in Lebensgröße ausgeführt ist, als Gefangnen auf Schloß Aarhorst betrachten werde."

Ottomars Herz klopfte in feurigen Schlägen der Erfüllung seines heißen Wunsches entgegen, und lebhaft sagte er zu, indem er scherzend hinzufügte: „daß man sich eine solche Gefangenschaft wohl gefallen lassen könne, und gewiß jeder ihr gern die goldne Freiheit opfern würde."

Anselm warf einen prüfenden Blick auf den Jüngling, und suchte dann in Almas Antlitz zu lesen, allein die schönen Züge lächelten in der gewohnten Ruhe, und das klare Auge blickte fest umher und schien dem prüfenden Blick des Vetters

nichts zu verbergen zu haben. Sie ist so schön, sagte sich Anselm, daß wohl ein Künstler sich glücklich preisen darf ihr Bild zu malen, selbst wenn auch kein wärmeres Gefühl ihn zu ihr hinzieht. Jedenfalls ist Almas Herz ruhig, das sagt ihr freier klarer Blick, und so ist nichts zu fürchten.

Bald war alles Nöthige angeschafft, und die Sitzungen begannen; aber wenn Ottomar sich auch glücklich schätzte, die schönen Formen, den leuchtenden Blick, den süß lächelnden Mund auf der Leinwand wiedergeben zu können, so vermißte er doch schmerzlich ein Glück, welches ihm bei der kleinen Zeichnung oft zu Theil geworden war, das Glück, die Gräfin allein zu sehen. Graf Anselm war jetzt stets bei den Sitzungen gegenwärtig, und war er ja einen Tag abwesend vom Schlosse, so schien Gräfin Linden sich eine Pflicht daraus zu machen, die Tochter zu unterhalten, wenigstens diente dies zum Vorwand ihres Bleibens, und Ottomar hätte oft vor Ungeduld Pinsel und Palette zur Erde werfen und die ganze Arbeit aufgeben mögen. Wenn er sich aber daran erinnerte, daß ihm dann kein Vorwand zum

längern Verweilen in Aarhorst blieb, so änderte er schnell seinen Entschluß, da es ja schon ein unschätzbares Glück war die Gräfin zu sehen, in ihrer Nähe zu weilen, selbst wenn es auch nur in Gegenwart Andrer sein konnte. Bald fühlte er sich aber durch Anselms edles offnes Wesen, durch seine tiefe Welt- und Menschenkenntniß, sowie durch seine leichte und doch immer belehrende und erregende Unterhaltung angezogen, und er verzieh es ihm, daß er als Almas nächster Verwandter berechtigt war, sie oft zu sehen und in ihrer Nähe zu leben. Sie liebt ihn ja nicht, rief er sich tröstend zu, wenn der Unmuth ihn bewältigen wollte, sie sieht in ihm nur den Verwandten, den Freund, könnte sie sonst so ruhig in seiner Nähe sein, so heiter und unbefangen mit ihm scherzen? Und er, liebt er sie denn? Keines seiner Worte, keiner seiner Blicke verräth ein leidenschaftliches Gefühl, nur Wohlwollen, Achtung, Theilnahme spricht sich in seinem Benehmen aus, Liebe nicht, und so kann sich kein Mensch verstellen; so seine Gefühle zu beherrschen, dazu gehört übermenschliche Kraft und Stärke,

und der Graf bleibt doch immer nur ein schwacher, seinen Leidenschaften unterworfener Sterblicher, wie wir alle es sind.

Ottomar wußte nicht, daß Erziehung und Gewöhnung, sowie das stete Leben in der großen Welt die Kraft verleihen, selbst die heißesten, glühendsten Gefühle tief in der verschwiegenen Brust zu verbergen, und eine äußerliche Ruhe zu behaupten, während ein Vulkan im Innern braust und seine Flammen verzehrend am innersten Leben nagen. Graf Eichhorst liebte Alma mit aller Kraft seiner starken, schönen Seele, er liebte sie mehr als sich selbst, und so stand ihm ihr Glück höher auch als das eigne. Alma war die Gattin eines Andern, sie war Katholikin, das Band ihrer Ehe konnte nicht gelöst werden, und selbst wenn Graf Wartenberg sich hierzu bereit hätte finden lassen, welches Glück konnte für Anselm und Alma dadurch erblühen? Ihre beiderseitige Religion gestattete keine Vereinigung, und so schwieg er denn lieber und trug in stiller Brust seinen Gram, als daß er das Leben der Geliebten getrübt und in ihrem Herzen eine Neigung geweckt hätte, die

nicht zum Glück führen konnte. Wer selbst leidet, der entdeckt schnell das Weh in einer andern Brust, und die Tiefe und Innigkeit des eignen Gefühls läßt uns die gleiche Regung in eines Andern Herzen, wie in einem klaren Spiegel erblicken. So ward auch Anselm die Neigung bald klar, die in der Seele des Jünglings glühte, und er beschloß auch diesen Sturm gefahrlos an Alma vorüber zu führen. Nicht aus kleinlicher Eifersucht bewachte er daher Ottomars Schritte, und verhinderte sein Alleinsein mit der Gräfin, er wollte es ihm nur unmöglich machen sich von seinem Gefühl hinreißen zu lassen, wodurch Almas Ruhe gefährdet werden konnte, oder ihr doch ein Schmerz bereitet würde. Wenn das angefangne Bild vollendet war, riefen die Verhältnisse des Malers ihn ohnedies hinweg aus dieser Gegend, und Alma sah ihn vielleicht niemals, oder doch unter ganz veränderten Verhältnissen wieder, und so war von der Zukunft, wurde nur jetzt eine Erklärung vermieden, nichts zu fürchten.

Aber das Schicksal läßt oft die geschicktesten Berechnungen zu Schanden werden, und täuscht

den klarsten, sichersten Blick. Seine feinen Fäden umstricken uns, wenn wir uns noch frei und willenskräftig wähnen, und mit Erstaunen sehen wir uns plötzlich in einem Netz von Folgen und Wirkungen gefangen, während wir noch kaum die Entstehung ahnen, noch weniger uns ihrem Einfluß zu entziehen vermögen. Ein Zufall, den wir gering achten, schreitet ein in unser Leben und drängt uns mächtig in eine andere Bahn, die einzelne Schneeflocke wird zur Lavine, das Sandkorn der Wüste zu einer vom Sturm emporgetragnen Säule, die in ihrem Sturz die fruchtbaren Felder unsrer Hoffnungen überdeckt und jeden Keim des Lebens erstickt. Mit wehmüthigem Blick sehen wir zurück auf die Verwüstung, und fragen betroffen: wie konnte dies geschehen? und die Erinnrung läßt uns staunend den Anfang dieses Unglücks in einem unbeachteten Sandkorn, in einer einzelnen Schneeflocke erblicken. Nichts im Leben ist der Beachtung unwerth, und je leichtsinniger, je nichtachtender wir über kleine Begebenheiten desselben hingehen, je sicherer erfaßt

uns die Nemesis, und je tiefer schneidet das Weh in unsre verzagende Seele.

Dem scharfen Blick des Grafen entging die durchaus freisinnige Richtung des Jünglings nicht, und durch Alma mit seinen Lebensverhältnissen bekannt gemacht, ahnete er, daß noch andre Beweggründe als der Wunsch, sich in Wien als Portraitmaler zu fixiren, ihn jetzt zurück nach Deutschland zogen. Die nach dem Freiheitskriege mit äußerster Strenge unterdrückten Ideen tauchten immer mächtiger wieder auf, die Jugend aller Länder träumte von einem großen vereinigten Deutschland, das stark und ehrfurchtgebietend nach außen, sich in seinem innerm Verband der freisinnigsten Verfassungen erfreute. Die slavischen Völker suchten mit aller Anstrengung ihre Nationalität wieder zu heben und ihr Geltung zu verschaffen. In Böhmen bildeten sich Lehrstühle für die, wenigstens von den Vornehmen, fast vergessene böhmische Sprache, und die Gelehrten waren eifrig bemüht für die vergessenen oder ganz verschollenen Wörter neue zu bilden, und wer sich sonst geschämt haben würde böhmisch

zu sprechen, der suchte jetzt einen Stolz darin, diese seine Muttersprache auch in den höhern Cirkeln wieder einzuführen. In Ungarn regte sich mächtig ein Streben nach dem alten Magyarenthum, nach größrer Freiheit und Unabhängigkeit, kurz alles deutete auf einen nahen Sturm, dessen Grollen man jetzt zwar noch wie aus weiter Ferne vernahm, dessen unmittelbaren Ausbruch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß aber schnell veranlassen konnte.

Graf Eichhorst zweifelte nicht daran, daß Ottomar auch zu jenen, für die Größe und Freiheit ihres Vaterlandes begeisterten Jünglingen gehörte, die Blut und Leben daran setzen würden, um das von ihnen geträumte Glück zu erringen, und da er bald ein herzliches Wohlwollen für den jungen Mann empfand, und schon das Interesse, welches Alma ihm schenkte, ihn zu seinem Gunsten stimmte, so nahm er sich vor, ihn aus seinen zu phantastischen Träumen dadurch zu wecken, daß er ihm die Möglichkeit einer vernünftigen in den Grenzen der Gesetzlichkeit sich bewegenden Freiheit zeigte.

Er führte daher das Gespräch oft auf diesen Gegenstand, und bald waren ihm die Hoffnungen und Wünsche des Jünglings kein Geheimniß mehr.

„Es ist gewiß,“ sagte er eines Tages, als Ottomar eben mit glühenden Worten das Glück einer allgemeinen Freiheit, einer allgemeinen Gleichheit gepriesen hatte, „es ist gewiß, daß die Idee der Freiheit göttlichen Ursprungs sein muß, denn sie lebt in jedem jungen unverdorbenen Gemüth. So wie der Jüngling seiner selbst bewußt wird, steht auch ihr schönes Bild in voller Klarheit in seiner Seele, und erst wenn schmerzliche Erfahrungen, wenn Welt- und Menschenkenntniß uns entmuthigt haben, wenn unser Geist gebeugt durch Unglück und herbe Täuschungen keines Aufschwungs mehr fähig ist, erst dann hüllt sich das hehre Bild in dichte Schleier, und wir sehen, daß wir einen schönen Traum geträumt haben.“

„Und warum sollte es nur ein Traum sein?“ rief lebhaft Ottomar, „warum sollten wir der Freiheit nicht wieder theilhaftig werden können, die unsere Vorfahren beglückte und sie zu ehren-

werthen, hochgeachteten Männern machte? Warum sollen die späten Enkel dieser Freien in schimpflichen Fesseln schmachten müssen?"

„Das sollen sie auch nicht," sagte Anselm ruhig, und fügte dann lebhafter hinzu: „Niemand erstrebt so eifrig als ich eine vernünftige Freiheit, allein ich suche nur das Mögliche und lasse mich nicht durch Chimären hinreißen. Die gepriesene Freiheit der alten Deutschen scheint mir zu diesen Chimären zu gehören und ein Hirngespinnst poetischer Gemüther zu sein, was sich als Sage fortpflanzt, und einige junge feurige Köpfe exaltirt, die leicht das glauben, was ihren Wünschen und Ansichten entspricht. Die Geschichte lehrt uns, daß es schon in der deutschen Urzeit nur Herren und Knechte, nur Freie und Sklaven gab. Selbst die freisinnigsten Geschichtschreiber können diese Wahrheit nicht abläugnen. Einen Mittelstand gab es gar nicht und gegen die gepriesene Freiheit dieser Urzeit scheint unsre jetzige von einigen Unzufriednen so arg verschriene Sklaverei ein beneidenswerther Zustand zu sein. Wer von der Freiheit unsrer Vorfahren spricht, der kann

nur den bevorzugten Stand der Freien und Adelinge meinen, und muß das Volk ganz unberücksichtigt lassen, denn das Volk schmachtete damals in hundertmal härtern Fesseln als die sind, von deren Gewicht man ihm jetzt so viel verspricht. Gleich dem Leben seiner Lastthiere stand das Leben des Leibeignen in der Hand seines Herrn, der ohne Richterspruch und Recht darüber verfügen konnte, denn der Sklave stand außer dem Recht."

„Aber die Städte waren frei, in ihnen blühte Handel und Gewerbe, und unter den Segnungen dieser Freiheit erstanden die Künste aus ihrem langen Schlaf, und ihre Erzeugnisse schmückten Kirchen und Altäre und bildeten und veredelten den Sinn und das Anschauungsvermögen der Massen."

„In den Städten herrschten die Patrizier, und selbst wenn diese zu Zeiten durch einen Ausbruch der Volkswuth verdrängt ihr Regiment in die Hände der Bürger legen mußten, so währte dieser Zustand nicht lange. Immer wußten die Vornehmsten und Reichsten sich Einfluß zu verschaffen, und das Volk war und blieb unterdrückt."

„So wäre denn keine Hoffnung auf die Verbesserung unsrer Zustände?“ sagte trüb der Jüngling.

„Das sage ich nicht,“ erwiderte Anselm, „einst wird vielleicht ein einiges großes Deutschland erstehen, welches sich einer vernünftigen Freiheit, wie sie bei einer so großen Bevölkerung möglich ist, erfreut, doch möchte wohl Keiner von uns diesen Augenblick erleben, denn um ihn schnell herbeizuführen, gilt es, große Opfer zu bringen, und die bringt freiwillig selten ein Mensch. Dem Unbemittelten und Niedrigen scheint es leicht, sich der Macht und des Reichthums für einen solchen Zweck zu entschlagen, hat er aber erst selbst die Süßigkeit des Besitzes und des Einflusses gekostet, so lautet seine Rede ganz anders, und er schreit da über Ungerechtigkeit und Bedrückung, wo er erst nur leichte Pflichterfüllung sah. Das ist ja der Fluch des ganzen Menschengeschlechts, so wie des Einzelnen, daß die Begebenheiten seinen Charakter machen, seine Entschlüsse leiten, statt daß seine männliche Festigkeit den Begebenheiten ihre Richtung geben sollte! Ich habe

Volksmänner gekannt," fuhr er fort, „die, als sie ans Ruder kamen, zu Männern des Rückschritts wurden, so wie starre Aristokraten, die durch Nichtberücksichtigung und Kränkungen zu Republikanern umgewandelt wurden."

„Das ist ein trauriges Bild, was Sie da von den Menschen entwerfen, Herr Graf," sagte der Maler, „und es muß wohl nur in den höhern Regionen so sein, da mir nie etwas Aehnliches vorgekommen ist."

„Es ist in allen Classen der Gesellschaft so," erwiderte ruhig Anselm, „doch kann der, welcher dem schönen, beglückenden Studium der Kunst lebt, nicht die Menschenkenntniß sammeln, die sich dem Weltmann oder dem höhern Beamten oft wider seinen Willen aufdrängt. Vor der Seele des Künstlers muß das Ideal schweben, soll er wirklich Künstler sein, nach dem Höchsten, nach dem Schönsten muß er streben, und so ist es ihm vergönnt, ja sogar nöthig, selbst die Begebenheiten des Alltagslebens durch den Schleier der Phantasie und der Begeisterung zu betrachten, in schönen Träumen zu schwelgen

und die Zukunft im Rosenlicht zu sehen. Die nüchterne Wirklichkeit, die dunkle Zukunft würde ihn entmuthigen, seiner Seele den Schwung, seiner Phantasie die Flügel nehmen. Die gedrückte Stimmung seines Gemüths würde sich unfehlbar in seinen Productionen aussprechen und ihnen den größten Reiz, den Abglanz des poetischen Schwungs rauben. Darum, mein junger Freund, leben Sie Ihren schönen Hoffnungen, Ihren Traumgebilden, und lassen Sie die innere Begeisterung widerstrahlen in Ihren Werken! Wir aber, wir nüchternen Weltmenschen, wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben, wir müssen klar sehen, um nöthigenfalls den Begebenheiten die Stirn bieten zu können!"

„Ich hoffe, dies nicht minder zu thun," erwiderte rasch Ottomar, „ich hoffe meinen schönen Träumen, wie Sie, Herr Graf, meine Hoffnungen und Wünsche nennen, einst Blut und Leben zu weihen!"

„Ich glaube es," sagte der Graf, indem er ernst Gräfin Wartenberg betrachtete, deren Auge-

mit dem Ausdruck der Angst und Theilnahme auf dem jungen Mann ruhte.

Das Bild war seiner Vollendung nah; freundlich lächelten die fast noch jungfräulichen Züge von der Staffelei nieder, die seelenvollen Augen blickten so lieb, so innig den Beschauer an, und der kleine rothe Mund schien Worte der Liebe zu flüstern. Gräfin Linden war entzückt und konnte nicht genug Worte des Dankes finden, und auch Graf Anselm zollte dem jungen Künstler verdientes Lob. Aber Ottomarn klangen all diese Lobpreisungen wie Grabgesänge, denn sie trugen ja seine glücklichen Stunden zu Grabe. So bald die Arbeit vollendet war, mußte er aufbrechen, das fühlte er, denn ihm blieb dann kein Grund zum Bleiben. Oft schon hatte früher der Entschluß in ihm festgestanden, Aarhorst zu verlassen, doch ließ Almas Anblick ihn denselben stets vergessen und selbst die Mahnungen seiner Freunde, doch seinen Zweck nicht so ganz aus den Augen zu verlieren, vermochten nicht, ihn zur Abreise zu bestimmen. Jetzt war es anders, Anselms klarem Blick konnte, das fühlte er, seine Leidenschaft nicht

lange verborgen bleiben, und da der Graf oft erwähnte, daß er sich freue, ihm gute Empfehlungen nach Wien mitgeben zu können, so schien ihm dies ein Fingerzeig, seine Abreise nicht länger zu verschieben. Mit Angst sah er daher seine Arbeit sich ihrem Ende nahen, er zürnte mit sich selbst, daß er, von der Freude an seinem Werke hingerissen, im Anfang mit solchem Eifer gearbeitet hatte, jetzt hätte er jeden Pinselstrich zurückhalten mögen und fand immer noch etwas zu retouchiren, was ihn nöthigte, noch um einige Sitzungen zu bitten. Allein mochte er sein Werk noch so langsam fördern, endlich mußte er es doch für vollendet erklären, und so ergriff er denn mit Hast die Gelegenheit, wo die alte Gräfin sich einen Augenblick entfernt hatte, um Alma zu fragen: ob ihm nicht die Hoffnung bliebe, sie in Wien wieder zu sehen.

„Ich werde nur, wenn ich dazu gezwungen bin, die Kaiserstadt wieder besuchen," erwiderte trüb die junge Frau, „und ein solcher Zwang kann nicht eintreten, da mein Vetter alle meine Geschäfte besorgt."

„Und sehnen Sie sich bei Ihrer Jugend nicht nach den Freuden der Welt? Wird die tiefe Einsamkeit der Wintermonate im Schloß Aarhorst Ihnen nicht drückend?“

„Ich habe die sogenannten Freuden der großen Welt gekostet, und sie haben mir tiefes Weh gebracht. Die Einsamkeit im Schloß Aarhorst hat die Wunden geheilt, die das geräuschvolle Leben mir schlug. Und wie könnte diese Einsamkeit mir je drückend sein,“ fuhr die Gräfin lebhaft fort, „ich theile sie mit meiner geliebten Mutter, und auch mein Vetter scheut die im Winter oft unwegsamen Gebirgspässe nicht und erfreut die einsamen Frauen durch seine Gegenwart. Sie haben seit mehreren Wochen gesehen, wie wir leben, und wenn auch die strenge Jahreszeit die längeren Ausflüge ins Freie verhindert, so verschwinden die Stunden deshalb nicht minder schnell. Der Tag ist geregelten Beschäftigungen gewidmet, und wenn am Abend der Schein der Lampe uns um den Theetisch versammelt, dann verkürzen Lectüre oder trauliche Gespräche die Zeit, und oft kommt die Mitternacht rehan, bevor

der kleine Kreis sich trennt, da Einer oder der Andere noch immer etwas mitzutheilen findet, welches er nicht aufschieben zu können glaubt. Auch sind wir nicht so ganz von der Welt abgeschieden, als Sie denken, denn wenn auch der Winter die Verbindung erschwert, so scheuen doch Freunde und Nachbarn die geringe Beschwerde nicht, und selbst wir Frauen machen oft kleine Ausflüge, um den freundlichen Anforderungen unsrer Bekannten zu genügen."

„Aber die Genüsse der Kunst, Musik, Theater, vermissen Sie auch die nicht? Sehnt sich Ihre Seele nicht nach dem Anblick der Meisterwerke großer Künstler?"

„Wohl würde es mein Lebensglück erhöhen, wenn es mir gestattet wäre, diesen Genuß mit den einfachen Beschäftigungen meines Lebens zu verbinden, allein da mir für den Augenblick der unmittelbare Genuß verwehrt ist, so suche ich mich wenigstens darauf vorzubereiten, wodurch mir dann später vielleicht der Vortheil wird, doppelt zu genießen, und mit mehr Nutzen und Freude zu sehen, als wenn ich so ganz unvor-

bereitet in den Bereich dieser Schätze geführt würde. Mir scheint es, als müßte der Anblick so vieles Herrlichen und Schönen zu überwältigend auf das Gemüth eindringen, als müsse die Ueberfülle des Genusses die Fähigkeit dazu nehmen. Durch das Urtheil Andrer läutern und ordnen sich unsre Ansichten und Begriffe, ohne deshalb das eigne Urtheil zu bestimmen, und wenn dann das so vorbereitete Auge das Meisterwerk erblickt, so ist es fähig, es rascher in allen seinen Einzelheiten zu übersehen, und dem Gemüthe zugänglich zu machen. Man wird nicht mehr von dem Totaleindruck überrascht und geblendet, sondern erkennt die Schönheit jedes einzelnen Theils desselben, und genießt das Ganze, wie man wohl ein schönes Gedicht oder einen vorzüglichen Roman beim zweiten Lesen genießt, wo man, nicht mehr vom Interesse an der Geschichte getrieben, die Schönheit der Sprache, den tiefen Sinn der Reflexionen weit mehr beachtet, viel tiefer davon ergriffen wird, als beim ersten flüchtigen Ueberblick, bei welchem man gewöhnlich nur eilt, die Lösung des Knotens, den Schluß des

Ganzen zu erfahren. Ich lese viel über Kunst, vergleiche die Urtheile der Meister mit denen der Touristen und Dilettanten, und so gewährt die herrliche Kunst mir auch in meiner Einsamkeit manchen Genuß!"

Ottomar betrachtete mit flammenden Blicken die junge Frau. „O, Madonna!" rief er aus, „welches Glück, welche Seligkeit müßte es sein, an Ihrer Seite die Kunstschätze Italiens zu sehen, seine blühenden Gefilde zu durchwandeln! Welche Wonne, in Ihrer schönen Seele alle diese Wunder sich widerspiegeln, sich gleichsam noch veredeln zu sehen! Welch ein beneidenswerthes Loos, Ihr Führer zu sein durch die Säle des Vaticans, durch die Uffizien in Florenz!"

Alma lächelte. „Wer weiß, ob ich diese Säle jemals erblicke, und ob dann nicht meine Führer ganz andrer Meinung sein werden, denn sie werden bei mir jedenfalls den gemachten Enthusiasmus, sowie jedes heraufgeschraubte Gefühl vermissen."

Die Ruhe, mit welcher die Gräfin seine leidenschaftlichen Ausrufungen aufnahm, gab dem

jungen Mann schnell die gewohnte Fassung wieder, und als bald darauf die alte Gräfin und Anselm hereintraten, stand er auf, legte Pinsel und Palette zur Seite, und erklärte, wenn gleich mit einem unterdrückten Seufzer, sein Werk als vollendet. „Sie haben mir, Herr Graf," fuhr er, zu Anselm gewendet, fort, „Empfehlungsbriefe für Wien versprochen, und ich wage es, Sie jetzt an dies Versprechen zu erinnern. Schon zu lange habe ich hier verweilt, die Briefe meiner Freunde mahnen mich dringend, dem Ziel meiner Reise zuzueilen, und ich fühle, daß ich ihren Anforderungen Folge leisten muß."

Der Graf war im Anschauen des Bildes versunken. „Wir sind Ihnen Dank, unendlichen Dank schuldig," rief er zuletzt lebhaft, „und es ist nur Pflicht von meiner Seite, Alles für Sie zu thun! Ich werde daher," fuhr er bedeutsam fort, „Ihre Künstlerlaufbahn in Wien zu ebnen suchen, so viel in meinen Kräften steht, und ich wünsche aufrichtig, sie Ihnen so anziehend machen zu können, daß Ihr Fuß sie nie verlassen möge!"

Ottomar verneigte sich dankend, ohne jedoch mit einem Wort anzudeuten, daß der tiefere Sinn der Rede ihm nicht entgangen sei.

Am andern Morgen schied er mit schwerem Herzen von dem ihm so lieb gewordenen Aufenthalt, von dem Bilde seiner Träume, und noch oft wendete er den umflorten Blick zurück nach dem Schlosse, welches in seinen Mauern sein schönes Ideal, die Blume seiner Sehnsucht, das Gnadenbild seiner gläubigen Hoffnung verbarg.

Arabische Wohlgerüche durchdufteten die hell erleuchteten Säle in der Wohnung der Frau von Hartenstein. Die gefeierte Dichterin war nach langen Reisen nach Wien zurückgekehrt, und versammelte zum ersten Mal die schöne Welt der Residenz wieder um sich. Man hatte sich gedrängt, um eine Einladung zu erhalten, denn die lange Entfernung, verbunden mit den fabelhaften Erzählungen von den Fährlichkeiten und besondern Begegnissen, welche die schöne Frau während der Reise erlebt, hatten ihr in den Augen der

blasirten großen Welt einen neuen Reiz geliehen. Die Räume der großen Wohnung waren mit eleganten Herren und Damen angefüllt, und Alles wogte bunt durcheinander. Jeder war bemüht, sich in das gehörige Licht zu stellen, und wo die stiefmütterliche Natur die äußern Reize versagt hatte, da zeigte ein kostbarer Schmuck oder reiche Kleider und prächtige Spitzen und Blonden, daß Pluto besser gesorgt habe. Wo Alles dieses fehlte, da mußten Witzesfunken den äußern Glanz ersetzen, und man war geistreich selbst auf Kosten des Herzens, denn so weit geht oft die Eitelkeit der Menschen, daß sie lieber gehaßt und gefürchtet sein wollen, als ganz unbeachtet bleiben. Mitten in diesem Gewühl der sich drängenden Gäste lehnte ein stiller Beschauer in einer Fensternische, und ließ die verschiedenen Gestalten scheinbar unbeachtet an sich vorübergleiten. Nur zuweilen umspielte ein Lächeln den frischen Mund, wenn eine oder die andere nichtssagende Phrase sein Ohr berührte, oder in seinen dunkelblauen Augen blitzte es auf wie Zorn, wenn ein oder der andere besternte und mit Ordensbändern aller

Art geschmückte Herr mit nachlässigem Kopfneigen den ehrfurchtsvollen Gruß eines Beamten oder eines im einfachen bürgerlichen Anzug erscheinenden Gastes erwiderte.

Frau von Hartenstein hatte mit erfinderischem Scharfsinn für die Unterhaltung ihrer Gäste gesorgt, wobei sie heute, da Wartenberg auf einige Tage verreist war, Baron Helmbold allein unterstützte. Mehrere ausgezeichnete Musiker hatten sich bereits hören lassen, eine beliebte Schauspielerin hatte mit ungeheurem Applaus eins von Aureliens neuesten Gedichten gesprochen, und man fing schon an, nachdem man auch hier den Zoll der Bewunderung abgetragen hatte, sich unbemerkt zurückzuziehen. Da rief plötzlich Aurelie zu Helmbold gewendet: „Aber, Baron, Sie wollten mir ja heute einen Maler vorstellen, der erst kürzlich aus Italien hier angelangt ist. Sie versprachen mir, er würde uns ein interessantes Album zeigen, wo ist er denn?“

„Herr Held erwartet Ihre Befehle, gnädige Frau,“ erwiderte der Baron, und sich rasch zu dem hinter dem Vorhang halb versteckten jungen

Mann wendend rief er laut: „Herr Held, die Frau Baronin wünscht Ihr Album zu sehen!“

Nach den Kunstgenüssen, woran dieser Abend so reich war, erwiderte Ottomar, „denn er war es, den der Baron bei der gefeierten Dichterin eingeführt hatte, würde das Wenige, was ich zu bieten habe, kein Interesse mehr erwecken können, und ich bitte daher ein andres Mal Ihrem Befehl nachkommen zu dürfen.“

Aurelie schien von dem Wohlklang dieser jugendlichen Stimme überrascht, sie wandte sich schnell um, und ihr Auge suchte den Jüngling, der noch immer in der Fensternische verborgen stand.

„Sie sind wahrlich zu bescheiden, mein junger Freund,“ rief der Baron, indem er den Widerstrebenden aus seinem Versteck hervorzog. „Meine Herren und Damen,“ fügte er lachend hinzu, „ich stelle Ihnen hier in Herrn Ottomar Held einen jungen Künstler vor, der den Fehler zu großer Bescheidenheit und zu wenigen Selbstvertrauens besitzt. Wenn Sie sein Album gesehen haben, werden Sie von der Wahrheit meiner Aussage überzeugt sein!“ Er führte mit diesen

Worten Ottomar zu Aurelien, die sichtbar betroffen den jungen Mann betrachtete und kaum vermögend war ihm einige freundliche Worte zu sagen.

Der Baron hatte indessen zwei große Mappen herbei bringen lassen, und das Besichtigen der Bilder begann; aber sei es, daß die späte Stunde oder die vorhergegangenen Kunstleistungen das Interesse der Gesellschaft abgestumpft hatten, oder fehlte es an wirklichem Kunstsinn, genug die Blätter machten nicht die gehoffte Wirkung. Selbst Aurelie, die bei ähnlichen Gelegenheiten sonst nie verfehlte ihren Enthusiasmus für die Kunst und ihre Kenntnisse derselben geltend zu machen, war diesmal sichtlich zerstreut und schenkte den werthvollen Zeichnungen, den genial aufgefaßten Skizzen nur eine getheilte Aufmerksamkeit, und mißmuthig nahm der Künstler rasch ein Blatt nach dem andern von der aufgestellten Staffelei und verbarg es schnell in seinen Mappen. Schon war fast die ganze Sammlung durchblättert, da rief plötzlich Aurelie, wie aus einem Traum erwacht: „mein Gott, ich kenne Sie ja, Herr Hellt,

ich muß Sie früher in Ungarn gesehen haben!"
Eine dunkle Wolke flog über des Jünglings Gesicht und mit sichtlichem Widerstreben erwiderte er: „es ist wahr, ich war in Ungarn, doch nur sehr kurze Zeit, und ich kann mich nicht erinnern jemals so glücklich gewesen zu sein der Frau Baronin zu begegnen."

Amelie hatte während dieser Worte Zeit gehabt, sich zu fassen, sie schien ihren raschen Ausruf zu bereuen, und sagte anscheinend gleichgültig: „da muß ich mich wohl irren, oder eine Aehnlichkeit hat mich getäuscht, fahren wir fort die Bilder zu besehen!" Aber trotz dieser Aufforderung wollte es ihr nicht gelingen, ihre Aufmerksamkeit auf die Werke des Künstlers zu richten, sie blieb zerstreut, und der Baron litt sichtlich durch die Nichtbeachtung, die sein Schützling erfuhr.

„Aber Herr Held," rief er plötzlich, „Sie haben ja einen Schatz von Portraits von berühmten, oder durch Schönheit interessanten Personen, wollen Sie uns die nicht zeigen?" Dies wird vielleicht Interesse einflößen, und die Stadten

beleben, sagte er sich, und wirklich riefen auch Alle lebhaft: „ach ja, zeigen Sie uns die Portraits!“

Ottomar holte eine kleinere Mappe herbei, und Alle drängten sich neugierig um den Tisch.

„Ach, wie ähnlich!“ rief man bei bekannten Personen, „wie gut aufgefaßt!“ freilich etwas idealisirt, bemerkten einige Damen bei weiblichen Portraits, allein dies schien in ihren Augen kein Fehler zu sein, denn mehrere von ihnen sprachen sogleich den Wunsch aus, ihr eignes Bild von dem jungen Künstler gemalt zu haben.

„Mein Gott, welch ein reizendes Gesicht!“ rief plötzlich eine junge Dame, die von den Andern unbemerkt in der zur Seite gelegten Mappe geblättert hatte, „das ist wohl ein Phantasiebild, denn in der Natur kann es unmöglich ein so regelmäßig schönes Gesicht geben!“

Eine dunkle Gluth flog über des Künstlers Gesicht, und eifrig wehrte er der jungen Dame, die eben das Bild der übrigen Gesellschaft vorlegen wollte. „Es ist nur eine Skizze nach einem größern Portrait, die ich unmöglich den Blicken

so vieler Kunstrichter vorlegen kann," rief er lebhaft, indem er das Bild in eine Seitentasche der Mappe steckte.

„Also doch ein Portrait! o, zeigen Sie doch!"

„Es ist mir wirklich unmöglich!" entschuldigte sich Ottomar.

„So sagen Sie wenigstens wer es ist," rief man, und drang mit solchem Ungestüm in den verwirrten jungen Mann, daß er endlich mit sichtlichem Widerstreben erwiderte, „es ist eine Gräfin von Wartenberg, die in tiefer Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse in Tyrol lebt!"

„Gräfin Wartenberg?" fragte nachdenklich Aurelie, und fügte nach einigem Besinnen dann rasch hinzu: „ich begreife, daß Sie eine Skizze nicht gern den Blicken so vieler Beschauer preisgeben mögen, jedoch einigen wenigen Personen, oder mir allein, werden Sie die Freude nicht versagen das reizende Bild zu sehen, und ich bitte Sie daher mir morgen in den Frühstunden Ihren Besuch zu gönnen und das Portrait der Gräfin mitzubringen!"

„Sie dürfen nicht nein sagen!" flüsterte der

Baron dem Künstler zu. „Läßt Annette sich von Ihnen malen, so ist Ihr Ruf gegründet, und sie thut es gewiß, wenn Sie ihr hierin gefällig sind.“

Ein Zug des Schmerzes zuckte über das Gesicht des Künstlers, und seine Stimme bebte, als er sich gegen die Baronin verneigend erwiderte: „ich werde Ihrem Befehl Folge leisten, gnädige Frau!“

„O, unglückliches Loos des Künstlers!“ rief er in der Einsamkeit seines Zimmers, „das ihn zwingt sich den Launen und Eigenheiten der Reichen und Vornehmen zu fügen! dreimal unglückliche Armuth, die die Fittige des Genius bindet und ihn zum unterwürfigen Sklaven aufgeblasener Menschen macht, die oft kein anderes Verdienst haben, als daß sie auf gefüllten Geldsäcken sitzen, oder zum Spielwerk koketter Frauen, die ihren Salon mit ihm aufputzen, und die Werke seiner Kunst zum Zeitvertreib ihrer blasirten Gesellschaft machen! Welcher Lohn, welche Befriedigung ist mir dadurch geworden, daß ich die werthvollen Blätter den Blicken dieser an Geist und Körper abgestumpften Wesen preis gab?

welcher Gleichgültigkeit bin ich begegnet, welche aberwitzige Urtheile habe ich hören müssen!“

„Aber still, Ottomar,“ rief er mit bitterm Lachen, „wohl ist Dir ein Lohn geworden, man hat drei Portraits bestellt, und Du wirst nun wieder eine Zeitlang Brod haben! Aber wie schwer wird es verdient dieses Brod,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „der Historien-, der Genremaler müssen zwar ihre Werke auch der Kritik der Unberufenen Preis geben, allein ihnen bleibt die Freude am Schaffen. In dem stillen Atelier ganz den Eingebungen seiner begeisterten Phantasie überlassen, sieht der Historienmaler die Bilder derselben unter seiner kunstfertigen Hand entstehen, nichts stört den Genuß dieser einsamen Stunden, ungehindert kann er mit dem Genius verkehren, kann seinen Eingebungen lauschen, und sich an ihrer Verwirklichung erfreuen. Erst wenn er sein Bild öffentlich ausstellt, fühlt er die Dornen, die den Portraitmaler schon vom Beginn seiner Arbeit an wundritzen. Diesem bleibt keine Freude des Schaffens, nicht einmal die Befriedigung das Werk des Schöpfers getreu wiedergeben zu können;

denn hier soll er Runzeln glatt malen, dort matten Augen ein nicht vorhandenes Feuer geben. Vettern und Basen umstehen seine Staffelei, und der Eine ruft: die Augen müssen größer sein, sonst ist das Bild nicht ähnlich, während der Andere die fehlende Aehnlichkeit in den Mundwinkeln oder in den Nasenflügeln sucht. Das wirklich ähnliche, der Natur treu abgeschriebene Bild wird nie ähnlich gefunden, denn niemand will sich oder die Seinigen sehen wie sie wirklich sind. Der Maler soll schmeicheln, soll idealisiren, und erst wenn er ein hübsches Phantasiebild geschaffen hat, ist man zufrieden!"

Er nahm Almas Bild aus der Mappe und betrachtete es tief bewegt. „Und um mir diese Qual zu bereiten, soll ich Dich, meine Heilige, Dich, Du reines Engelsgebilde den Blicken profaner Menschen preis geben? Soll Deine reine Schönheit würdigen lassen von einer Frau, die von Eitelkeit getrieben in allen Künsten der Koketterie erfahren, von allen Geboten des Herrn nur dasjenige zu kennen scheint, was da lautet: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!"

Wird sie Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen, Du liebliche Blume? Wird nicht Neid und Groll auch an dem Vollkommenen Fehler entdecken? O, Alma mia, vergib, daß ich eingewilligt habe, vergib, daß die Sorge um zeitliches Wohlergehen mich zu solchen Nachgiebigkeiten zwingt. Einst wird die Zeit kommen, und vielleicht ist sie nicht mehr fern, wo auch der Niedriggeborne dem stolzen Aristokraten gleichstehen, wo der Mensch durch das, was er ist, nicht durch seinen Namen zur Geltung gelangen wird. Dann Alma," rief er, indem er sich hoch und stolz aufrichtete, „dann kann auch der arme Maler der stolzen Gräfin sagen, daß er sie liebt! er darf dann nicht mehr zurückschrecken vor einem hohen Namen, denn er ist ihr ebenbürtig durch Geist und durch Talent! Aber es war ja nicht Dein Name, Dein Rang und Reichthum, Du Holde," fuhr er sanfter fort, „was dem kühnen Jüngling unverbrüchliches Schweigen auferlegte, die Reinheit Deiner Seele, Deine fleckenlose Tugend war es, die die glühenden Wünsche zurückdrängte in die Tiefe der verschwiegenen Brust. Nicht Deine Ruhe durfte ich

trüben, Alma mia, den Frieden Deiner Seele nicht stören, denn wer würde wohl die frevelnde Hand an das Allerheiligste legen!"

Am andern Morgen saß Aurelie in reizender Morgentoilette in ihrem Kabinet und erwartete die Ankunft des jungen Künstlers. Wenn gleich die interessante Frau bereits das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte, so war sie doch immer noch schön, und wer sie am Abend in gewählter Toilette sah, würde ihr kaum dreißig gegeben haben. Das schöne schwarze Haar lag noch unvermischt in glänzenden Flechten über ihre hohe weiße Stirn, und das leuchtende braune Auge hatte noch den so wunderbar anziehenden Blick nicht verloren. Bei der hellen Tagesbeleuchtung sah man zwar, daß die Rosen der Jugend verschwunden waren, doch wußte die kluge Frau das zu grelle Licht geschickt durch rosenfarbige Vorhänge zu mildern, die halb das Fenster verdeckend ihren rosigen Schein auf alle Gegenstände warfen, und auch die Wangen der schönen Frau rötheten, während sie ein sanftes Dämmerlicht in dem

Gemach verbreiteten. Hinter diesen rosigen Vorhängen in der Fensterbrüstung saß nachlässig in Zeitungen blätternd ein den Jahren nach noch junger Mann, auf dessen blassem Gesicht aber Ausschweifungen aller Art ihren vernichtenden Stempel gedrückt zu haben schienen. Das Auge war erloschen und von breiten dunklen Rändern umgeben, die Mundwinkel hingen schlaff herab, während die gefurchte von spärlichen Locken umgebene Stirn und die hohlen farblosen Wangen deutlich das Schuldbekenntniß des früh Gealterten aussprachen. Es war Graf Wartenberg, der von seiner Reise am späten Abend zurückgekehrt, heute der Freundin seinen Morgenbesuch machte.

Das eigentliche Verhältniß des Grafen zu der gefeierten Frau hatte längst aufgehört. Der ungestörte Besitz ließ schnell die Liebe erkalten, und Mißhelligkeiten und Reibungen traten ein, denen zu Folge man sich mehrere Male von einander trennte. Aber Gewohnheit und ein zufälliges Begegnen führte die so lange verbunden gewesenen immer wieder zusammen, und so kam man denn endlich dahin überein, in einem freund-

schaftlichem Verhältniß zu einander zu bleiben, und sich gegenseitig zu ertragen, ohne sich deshalb bleibende Fesseln anzulegen.

Um dem gerechten Tadel der Welt zu entgehen, hatte Aurelie im Anfang ihrer Verbindung mit dem Grafen die Vorsicht gebraucht, sich auf ihren Reisen nur wie zufällig mit ihm an einem oder dem andern Ort zu treffen, wo denn ein längeres Verweilen die gewohnte Vertraulichkeit gestattete, ohne gerade ein öffentliches Aergerniß zu geben, und den Menschen die Möglichkeit ließ, über das ganze Verhältniß hinweg zu sehen. Später wurde dies Begegnen wirklich nur zufällig, allein da die Baronin das Uebergewicht und die Herrschsucht Helmbolds fürchtete, wovon er so unvorsichtig gewesen war ihr einige Proben zu geben, so war der gefügige Graf, der sich stets ihrem Willen unterwarf, ihr zu manchen kleinen Dienstleistungen angenehmer, als der oft schroffe, ihrem Willen widerstrebende Freund, und sie duldete daher wie sonst seine Gegenwart.

In der Gesellschaft, wo man gewöhnlich nichts weiter verlangt, als daß der äußere Schein des

Unrechts nothdürftig vermieden werde, gab man sich das Ansehen an ein näheres Verhältniß der berühmten Frau mit dem blasirten Grafen nicht zu glauben, ja man lobte sogar ihre Gutmüthigkeit, die sie vermochte, diesen an Geist und Körper stumpfen Menschen so oft in ihrer Nähe zu dulden, was den so seltenen Verein von scharfen Verstand und großer Güte des Herzens beurkunde, und da hier in Wien Baron Helmbold die schöne Frau vorzugsweise in ihren geselligen Pflichten unterstützte, so konnte man um so eher ihr ehemaliges Verhältniß zum Grafen unberücksichtigt lassen.

Auch heute war Helmbold zur Berathung wegen Stellung und Wahl der Kleidung berufen worden, denn die schöne Frau hatte beschlossen die Gallerie ihrer eignen, in allen Lebensaltern gemalten Bilder, noch um eines zu vermehren.

„Ihr Schützling ist nicht pünktlich, Baron," rief sie dem im Zimmer ungeduldig auf und niederschreitenden Helmbold zu, indem sie einen Band Gedichte, worin sie geblättert hatte, in die Ecke des Sophas warf. „Ich habe meine Thür

allem Besuch verschließen lassen, und nun läßt der junge Herr uns warten!“

„Er ist schon vielfach beschäftigt, auch haben Sie ihm ja keine Stunde bestimmt, und der Morgen ist lang,“ erwiderte der Baron. „Ueberhaupt ist Ottomar Held keiner von den Menschen, die sich willig den Launen schöner Frauen fügen, und sich leicht beherrschen lassen,“ fuhr er lächelnd fort, „sein stolzer Sinn verschmäht jede Fessel und willig würde er jede Noth, jede Entbehrung ertragen, ehe er sich dem Willen Andrer beugte!“

„Das ist männlich,“ rief Aurelie, „ich liebe am Mann die Festigkeit und den unbeugsamen Willen!“

„Aber Sie sehen dessen ungeachtet doch gern dienstwillige Sklaven um sich,“ spöttelte der Baron, indem sein Blick den Grafen streifte, „und fürchten die Festigkeit, die Sie zu lieben vorgeben.“

„Ich glaube es besteht ein Unterschied zwischen Festigkeit und Herrschsucht,“ erwiderte gereizt Aurelie.

Der Baron schien etwas entgegnen zu wollen, denn ein bitterer Zug schwebte um seine Lippen,

aber in diesem Augenblick meldete der Diener Herrn Ottomar Held, und das Gespräch ward unterbrochen.

Der Graf hatte an der Unterredung keinen Theil genommen, und auch bei Ottomars Eintritt grüßte er nur mit einem unmerklichen Kopfneigen, ohne sonst seine bequeme Stellung zu verändern, und fuhr fort zu lesen.

Frau von Hartenstein sprach gegen den jungen Künstler den Wunsch aus, ihr Bild von ihm gemalt zu haben, und Ottomar verneigte sich mit sichtlicher Freude. Der Anblick der schönen Frau that seinem Künstlerauge wohl, und er freute sich, nachdem er so viele nichtssagende Gesichter hatte malen müssen, endlich einen ausdrucksvollen Kopf wiedergeben zu können.

Die Baronin legte sich seine freudige Bewegung aber anders aus, und ihr lächelnd zu dem Baron gewendeter Blick schien zu sagen: „er wird nicht allen Fesseln widerstreben."

„Welche Stellung, welches Costüm würden Sie wählen?" fragte sie dann mit lieblicher Freundlichkeit zu dem Künstler gewendet.

„Das einfachste,“ erwiderte Ottomar rasch, „die Schönheit bedarf nicht des äußern Schmucks, und was die Stellung anbetrifft, so ist die schlichteste, naturgetreuste gewiß immer die vortheilhafteste. Nichts schadet meiner Ansicht nach der Aehnlichkeit eines Bildes so sehr als eine gesuchte, eine Stimmung der Seele ausdrückende Stellung. Mag man den Schauspieler und Sänger in irgend einer seiner besten Rollen darstellen, und ihn so in den Bilderladen der Schaulust des Publikums preisgeben, dadurch beeinträchtigt man den Menschen nicht. Das Publikum hat ihn als Romeo oder Macbeth, als Don Juan oder Othello gesehen, kennt ihn vielleicht kaum anders, es kauft mit seinem Bilde zugleich das Bild dieser seiner Bühnenhelden, sowie die Erinnerung eines genußreichen Abends. Anders ist es mit dem Privatmann, mit den zarten Frauen, jedes Fremde, ihnen Angedichtete kann der Natur und der persönlichen Liebenswürdigkeit nur Abbruch thun. Hinge es von mir ab, ich würde jede Matrone in ihrem Nachthäubchen, jede schöne Frau in ihrer Morgentoilette malen.“

„Das ist ein sonderbarer Einfall, dem sich wenig Frauen unterwerfen würden," sagte die Baronin.

„Ich würde diesen Vorschlag freilich auch nicht vielen machen können," erwiderte der Maler, „aber wenn Sie, gnädige Frau, mir erlaubten, Sie so auf Ihrem Divan umflossen von Rosenschimmer zu malen, so darf ich versprechen ein schönes, ein reizendes Bild zu liefern."

„Ich will es mir überlegen," sagte Frau von Hartenstein gütig, „denn ich erfülle gern Ihren Wunsch. Aber lassen Sie uns über mein Bild nicht ein andres vergessen, welches Sie mir zu zeigen versprachen, ich hoffe, Sie haben Wort gehalten!"

„Ich habe nicht gewagt, Ihrem Befehl ungehorsam zu sein, gnädige Frau," erwiderte Ottomar verbindlich, „wenn gleich dieser Gehorsam mir Ueberwindung kostet, denn kein Künstler legt gern der Kennerin eine flüchtig entworfene Skizze vor."

Während dieser Worte holte er eine kleine Mappe herbei, welche er bei seinem Eintritt auf einen Sessel gelegt hatte, und Aurelie rief lebhaft

zu Graf Wartenberg gewendet: „kommen Sie Graf, ich habe Ihnen eine Ueberraschung bereitet, Sie sollen das Bild Ihrer Frau sehen!“

„Das Bild meiner Frau?“ sagte der Graf mit gleichgültigen Lächeln, „das Gesicht kenne ich ja.“

„In sechs Jahren verändern wir Frauen uns oft sehr, drängte Aurelie, zumal die Blonden,“ fügte sie, mit einem unmerklichen Blick in den großen ihr gegenüber hängenden Spiegel, hinzu.

Der Maler war bei diesem Zwiegespräch wie von Schreck gelähmt stehen geblieben, sein großes, feuriges Auge suchte ängstlich den Grafen, den er bisher noch nicht bemerkt hatte, und dessen matte, klanglose Stimme ihm widerlich auffiel, und als nun dieser sich erhob und die schlaffen Glieder dehnend langsam dem Tisch zuschritt, da überflog ein Zug von Unwillen und Abscheu des Jünglings Gesicht, und die Mappe krampfhaft in der Hand zusammenpressend blieb er ruhig stehen und machte keine Anstalt das Bild zu zeigen.

„Nun Herr Held,“ rief ungeduldig Aurelie,

„wird das schöne Geheimniß uns nicht bald entschleiert werden?"

„Ich glaubte nur Sie und den Herrn Baron hier zu treffen, gnädige Frau," erwiderte gedehnt Ottomar, „nur Ihnen beiden wollte ich das Bild zeigen!"

„Sie werden doch dem eignen Gatten der Gräfin nicht die Freude entziehen wollen, das Bild seiner Frau zu sehen?" spöttelte die Baronin.

„Der Herr Graf sprach es ja eben aus, daß er dies Gesicht schon kenne!" rief der Maler. „Doch," fügte er hinzu, indem ein Ausdruck von Bitterkeit und Schadenfreude auf einen Augenblick seine reinen Züge entstellte, „man verändert sich, wie die gnädige Frau sehr richtig bemerkten, vielleicht wird der Herr Graf hier den Beweis davon finden! Rasch öffnete er die Mappe und ein Ausruf des Erstaunens entfuhr den Lippen aller Anwesenden."

„Bei Gott, dies Weib ist schön wie keins!" rief begeistert der Baron, während Aurelie mit sichtbarem Verdruß bemerkte: „gewiß, wenn Herr Held nicht auffallend geschmeichelt hat, so muß

sich die kleine Alma sehr zu ihrem Vortheil verändert haben!“

Der Graf sagte kein Wort, er stand in dem Anschauen des Bildes versunken und als die Baronin es endlich mit einer Bewegung der Ungeduld wieder in die Mappe schob, ging er still zurück zu seinem Sitz im Fenster und nahm das Zeitungsblatt wieder zur Hand. Allein er las nicht wie vorher, sondern schaute gedankenvoll hinaus auf die Straße, ohne jedoch die Menschen zu bemerken, die sich geschäftig hin und herdrängten, und als Aurelie über die Anordnung zu ihrem Bilde mit dem Maler in ein lebhaftes Gespräch gerieth, verließ er still das Zimmer nur von dem Baron bemerkt, der nicht ohne Besorgniß sein verändertes Wesen wahrgenommen hatte.

Endlich waren die streitenden Parteien einig geworden, man war der Ansicht des Malers beigetreten, und dieser eilte nun Alles zu der ersten Sitzung vorzubereiten. Kaum war er aber in seiner Wohnung angelangt, als ihm der Graf Wartenberg gemeldet wurde.

„Ich komme Sie um das Bild meiner Frau

zu ersuchen," sagte der rasch Eintretende, zu dem erstaunten Ottomar, „bestimmen Sie den Preis, keiner wird mir zu hoch sein!"

„Es gibt keinen Preis für etwas Unveräußerliches, Herr Graf," sagte kalt der Maler.

„Sie können dem Gatten nicht das Bild seiner Frau verwehren wollen, mein Herr," erwiderte rasch der Graf, „denn ich setze voraus, daß Gräfin Wartenberg es Ihnen nicht geschenkt hat!"

„Gräfin Wartenberg gehört nicht zu den Frauen, die ihr Bild verschenken," erwiderte roth vor Zorn der junge Mann, „allein es ist ein Vorrecht des Malers von den Bildern, die er malt, eine Skizze zu behalten! Das lebensgroße Bild der Gräfin ist in Schloß Aarhorst in den Händen der Gräfin Linden, dort können der Herr Graf es ja sehen!" Ottomar hatte diese letzten Worte spottend gesagt, er glaubte Alma auf immer von ihrem unwürdigen Gatten getrennt, und war daher wie vernichtet als der Graf nach einigem Nachdenken erwiderte: „Sie haben Recht, ich

kann es ja in Aarhorst sehen, und dort lebt ja auch das Original!“

Ottomar verwünschte seine unvorsichtige Aeußerung, und als der Graf dann über die Art seiner Bekanntschaft mit den Frauen in Aarhorst sprach und viele Einzelheiten zu wissen begehrte, war er um so vorsichtiger und zurückhaltender in seinen Antworten. Nur Almas große Wohlthätigkeit konnte er nicht unerwähnt lassen, und wie sie in der ganzen Gegend als ein helfender rettender Engel betrachtet werde.

„Sie hat also ein weiches Herz,“ sagte der Graf, wie mit sich selbst redend, „sie wird versöhnlich sein!“ Dann bat er den Künstler ihm das kleine Bild noch einmal zu zeigen.

Ottomar glaubte diese Bitte nicht abschlagen zu dürfen, und der Graf stand lange in den Anblick des Bildes versunken. „Ja, das sind die Züge eines Engels,“ rief er endlich laut aus, und Ottomarn die Hand reichend, sagte er: „ich danke Ihnen, junger Mann, Sie haben ein großes, ein segenbringendes Talent!“ und verließ dann ohne weitere Erklärung das Zimmer.

Ottomar war außer sich, er fürchtete durch seine Unvorsichtigkeit Almas Ruhe gefährdet, ihr Kämpfe und Unannehmlichkeiten bereitet zu haben, als aber der Graf in Wien blieb, und nach wie vor das Haus der Baronin täglich besuchte, so beruhigte er sich und glaubte, daß es bei dem entnervten blasirten Grafen nur eine augenblickliche Aufwallung gewesen sei, die eben so schnell wieder der gewöhnlichen Abspannung Platz gemacht habe.

Auch der Baron theilte diese Ansicht. Besorgt, daß der Anblick des Bildes den Wunsch in dem Grafen rege gemacht haben könnte, seine Gattin wieder zu sehen, und daß dies eine Aussöhnung herbeiführen möchte, hatte er den schwachen Mann auszuforschen gesucht, und auch dessen ihm ganz ergebenen Kammerdiener die größte Achtsamkeit empfohlen. Allein weder er selbst, noch Monsieur Pierre konnten etwas entdecken; der Graf schwieg beharrlich, so oft auch der listige Diener das Gespräch auf vergangene Zeiten lenken wollte, um den Gebieter zu veranlassen, selbst der Gräfin zu erwähnen, und rief zuletzt einmal un-

geduldig: „Weißt Du denn nichts Neues zu erzählen, daß Du mich immer mit diesen langweiligen, längst durchlebten Sachen unterhältst?“

Hierdurch beruhigt, gab der Baron seine Nachforschungen auf, und wirklich schien auch nichts zu befürchten zu sein. Wartenberg beschäftigte sich fast mehr wie gewöhnlich mit der Baronin, und schien für alles Andere in noch größere Gleichgültigkeit versunken.

So begannen die Sitzungen, und welchen Eindruck diese, so wie Aureliens ganzes Wesen auf den jungen Künstler machten, werden wir am besten aus seinem Tagebuch ersehen.

Aus Ottomars Tagebuch.

Hehre Schönheit, unsterbliche Göttin, in wie verschiedene Formen kleidest Du Dich, und immer entzückst Du den Blick! Glücklich der Stand des Künstlers, denn Deine Reize enthüllen sich ihm ungescheut und er darf schwelgen in Deinem Anblick!

Ich komme von Aurelien; schön ist dieses Weib wie eine Houri des morgenländischen Pa-

radieses. Wenn sie so vor mir dasitzt, vom rosigen Dämmerlicht umflossen, im leichten, weißen Morgengewand, dessen weiter zurückfallender Ermel den schönsten, gerundetsten Arm zeigt, während der feine, durchsichtige Stoff die schöne Büste, die vollen, runden Schultern nur scheinbar verhüllt, und sein zartes Gewebe der Haut die Weiße verleiht, die den orientalischen Schönheiten gewöhnlich fehlt. Wenn ihre lichtbraunen Augen mich anblicken mit diesem, nur ihr eignen, magnetischen Blick, dann fühle ich oft das Blut in heißen Strömungen mir zum Herzen dringen, meine Pulse klopfen fieberhaft, und ich empfinde es lebhaft, daß ich vierundzwanzig Jahr alt bin. Aber wenn ich dann heimkehre in meine einsame Zelle, wenn die reinen Engelszüge meiner Heiligen mich anlächeln, dann schwindet schnell das Blendwerk der aufgeregten Sinne, und ich fühle mit tiefer Beschämung, daß nur die mit Reinheit und Tugend gepaarte Schönheit unsre Anbetung verdient. Ja, sei Du mein Schutz, Alma mia, gegen die eigne Schwäche, wie gegen die Versuchung von Außen!

Das Bild schreitet vorwärts, und ich hoffe, es wird gelingen. Der Baron ist sehr zufrieden und auch Aurelie überhäuft mich mit Lobsprüchen. Der Graf hat schon mehrere Male den Sitzungen nicht beigewohnt, und auch Helmbold war manchmal nicht gegenwärtig. Sie ist geistvoll und liebenswürdig, diese Aurelie, doch scheint es mir, als wenn sie, nur wenn wir allein sind, die ganze Fülle dieser Liebenswürdigkeit entfaltet.

Was ist das? ich möchte fast glauben, daß Aurelie absichtlich Alle entfernt, daß sie die Gelegenheit mit mir allein zu sein eifrig sucht. Auch heute gab sie dem Baron einen unbedeutenden Auftrag, mit der Bitte, ihn gleich zu vollziehen, was ein spöttisches Lächeln auf den schmalen Lippen des listigen Mannes hervorrief. Als er sich entfernt hatte, leitete sie geschickt das Gespräch auf Freundschaft und Liebe, und fragte mich zuletzt geradezu, ob ich die ganze Gewalt der Liebe schon empfunden habe. Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, und mit dem Gefühl

des innern Unwillens erwiderte ich: „Ich habe bis jetzt nur meiner Kunst gelebt, gnädige Frau!“ Ein Ausdruck von Befriedigung flog über das schöne Gesicht der Baronin, und sie gab dem Gespräch eine andere Wendung. Seitdem zeichnet sie mich aber noch mehr aus und zieht mich oft in ihre Abendzirkel, wo sie mich mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. „Sie sind unter erwünschten Constellationen geboren, Herr Held,“ flüsterte mir neulich der Baron zu, „nur, scheint mir, fehlt Ihnen noch der scharfe Blick, der das gebotene Glück auch hinter dichtem Schleier erkennt!“ — Was kann er meinen, sollte Aurelie, die gefeierte Dichterin, die berühmte Frau ihr Herz einem armen noch wenig gekannten Künstler schenken wollen? Mir schwindelt der Kopf, ich muß diesem Gedanken entfliehen.

Ich darf nicht mehr zweifeln, daß Aurelie wärmer für mich fühlt, als ich es je erwarten konnte. Als ich heute sagte: daß ich sie nur noch um eine oder zwei Sitzungen bitten würde, da

das Bild bald vollendet sei, rief sie sichtlich erschrocken: „Schon!“ und setzte dann sehr weich hinzu: „ich werde diese ruhigen Augenblicke, dies ungestörte Beisammensein sehr vermissen! Die Sitzungen waren mir lieb geworden, ich freute mich jeden Tag darauf!“ Ich sah sie an, Ihr Auge schimmerte im feuchten Glanze, und ihre halb geöffneten Lippen schienen zu beben. Sie war unaussprechlich schön, und doch fühlte ich mein Herz zu Eis erstarren, der Zauber war gebrochen, der mich bisher zu ihr hingezogen hatte, sie schien mir nichts Anderes zu sein, als ein begehrliches Weib, und stumm verneigte ich mich, und fuhr emsig in meiner Arbeit fort. Die Baronin schien betroffen und sah mich lange prüfend an, dann hob sie, ein leichtes Unwohlsein vorschützend, die Sitzung auf, bat mich aber, am Abend wieder zu kommen. Ich betrat mit einer gewissen Befangenheit ihren Salon, denn ich fürchtete einen kalten Empfang oder doch ein in jeder Art verändertes Wesen; angenehm war ich aber überrascht, als Aurelie mir freundlich, wie immer, entgegenkam und einen solchen Reichthum

von Geist und Liebenswürdigkeit entfaltete, daß ich, hingerissen von diesem Zauber, ihr meinen ungerechten Verdacht und mein schroffes Benehmen von diesem Morgen gern auf meinen Knieen abgebeten hätte.

Mit mehreren Empfehlungsschreiben von Graf Anselm an die ersten Familien der Stadt versehen, war Ottomarn der mühsame, dornenvolle Weg, den der junge Künstler ohne Ruf in einer großen Stadt gewöhnlich zu machen, um Vieles geebnet worden. In einem dieser Häuser hatte er die Bekanntschaft des Barons Helmbach gemacht, der ihn bei der, eben von ihren Reisen zurückgekehrten Baronin Hartenstein einführte. Aurelie liebte es, ihren Salon mit jungen interessanten Künstlern aufzuputzen, sie hatte es gern, wenn man sie eine Beschützerin der Kunst nannte und ihre Protection suchte. Aber auch aus andern Gründen war ihr der Umgang mit gebildeten, von schönem Enthusiasmus beseelten Künstlern angenehm, da diese die Dichterin aus

ihren Werken oft Gedanken und Gebilde schöpfen ließen, welche sie dann in das Gewand der Poesie gekleidet der Welt zurückgab. Ottomar schien allen diesen Anforderungen zu entsprechen, er war jung und schön, hatte viel gesehen und besaß jene gesellige Gewandtheit, die den jungen Männern seines Standes und seines Alters oft abgeht. Wenn gleich die Ideen der Zeit auch in seinem jugendlichen Gemüth tiefe Wurzeln geschlagen hatten, so war er doch fern von jener äußern Kälte und Schroffheit, die vielen jungen Männern des Mittelstandes eigen ist, welche die Liebe für ihr Vaterland und das Interesse für Deutschlands Einheit und Größe, durch ungerechten Haß gegen die verschiedenen Rangstufen in der Gesellschaft und durch unfreundliches, abstoßendes Benehmen zu beurkunden glauben. Dem Hochmuth und dem übertriebenen Stolz setzte Ottomar eine ruhige Kälte entgegen, aber er stieß die Hand, die ihm freundlich gereicht wurde, nicht zurück, blos deshalb, weil es die Hand eines Adeligen war. Mit freundlicher Hingebung kam er der ihm bewiesenen Freundlichkeit entgegen, er ehrte

den Menschen im Menschen, und nicht nur den Bürger im Bürger, sondern alle Menschen im ganzen Umfange des Worts. Der bevorzugte Stand war ihm im Ganzen, soweit er die niedern Classen beeinträchtigte, unangenehm oder verhaßt, aber nicht jeder Einzelne allein deswegen, weil er diesem Stande angehörte.

Dem scharfen Blicke des Barons war diese Charakterrichtung des jungen Mannes nicht entgangen, und er glaubte um so mehr sich den Dank der Freundin zu verdienen, wenn er ihr ihn zuführte, als die Spaltungen in den verschiedenen Ständen immer schroffer und fühlbarer wurden. Der hohe Adel lebte zwar in seiner gewohnten Weise, in hochmüthiger Abgeschiedenheit fort, doch konnte auch er dem fern her grollenden Donner sein Ohr nicht ganz verschließen, wenn gleich er äußerlich eine vornehme Nichtachtung zur Schau trug. In den andern Kreisen trat der Unterschied zwischen sonst und jetzt aber um so merklicher hervor. Das fröhliche, gemüthliche Leben hatte einen Stoß erlitten, das fühlte man deutlich, ohne es sich eingestehen zu wollen, gegen-

seitig wurden Worte und Gesinnungen geprüft und abgewogen, und wo ein adeliges Haus sonst gemischte Gesellschaft sah, da zogen sich die bürgerlichen Gäste jetzt mehr und mehr zurück, und kalte Schroffheit trat an die Stelle der sonstigen Behaglichkeit.

Der Salon der Baronin von Hartenstein gehörte zu denen, in welchem die verschiedensten Elemente sich zu treffen pflegten, denn Aurelie liebte die Mannigfaltigkeit und das selbst durch unsanfte Berührung Anregende. „Die Gesellschaft kommt mir vor, wie ein Musikstück," sagte sie oft, „es würde langweilig werden, wenn es sich immer in dem reinen Dreiklang bewegte, erst durch die Dissonanzen wird die Harmonie hervorgehoben und wirkt beruhigend auf die Seele, so muß auch im geselligen Treiben oft erst die harte Berührung die Geistesfunken hervorlocken, die ohne die weckende Kraft ruhig und unbemerkt im kalten Stein fortschlummern würden."

Machte ihr vielleicht irgend eine hochgeborne Freundin einen Vorwurf über die etwas zu starke Mischung ihrer Gesellschaft, so erwiderte sie: „Die

köstlichsten Wohlgerüche bestehen aus den verschiedenartigsten Kräutern und keines derselben darf fehlen, soll die Essenz ihre ganze Kraft erhalten; wer nun diese Kräuter zu solchem Zweck sammeln will, der muß sich die Fliegen und Insecten gefallen lassen, die zwischen ihnen herumfliegen. So gibt es auch Menschenfliegen, die lasse ich ruhig und ungehindert durch meinen Salon summen, und pflücke still die duftenden Kräuter, deren ich zu meinem Zweck bedarf."

Das Bild war vollendet und lächelte in täuschender Aehnlichkeit den Beschauer an. Ottomars Ruf war durch dies Werk begründet, und es wurden ihm so viele Bestellungen zu Theil, daß er ihnen kaum genügen konnte. Nicht ungern ergriff er diesen Vorwand, seltner bei Frau von Hartenstein zu erscheinen; er hatte einsehen lernen, daß selbst eine tiefe heilige Liebe nicht immer gegen die Verirrungen einer sinnlichen Leidenschaft schützt und, die eigne Schwäche fürchtend, vermied er gern den Anblick dieser Circe, die ihm in manchen Augenblicken Abneigung und Grauen einflößte, in

andern Augenblicken aber ihn unwiderstehlich anzog. Er glaubte seinen Vorsatz sich aus ihrer verstrickenden Nähe zurückzuziehen, ohne zu auffallende Absichtlichkeit ausführen zu können, allein das Auge der Liebe ist scharf, es dringt durch die dichteste Hülle; Aurelie liebte den schönen Jüngling mit all der Gluth, die gewöhnlich ein Frauenherz verzehrt, in dem noch in spätern Jahren eine Leidenschaft ihre Schwingen entfaltet. Das Gefühl der Liebe, welches bei der Jungfrau schüchterne Befangenheit und stilles seliges Selbstgenügen, bei der jungen Frau banges Ahnen der Gefahr und vergebliche Anstrengung ihr zu entgehen hervorruft, das reißt gewöhnlich die ältere Frau hinaus über die Schranken, die Zartgefühl und Sitte vorsorglich um jedes weibliche Gemüth gebaut haben. Die Schüchternheit, die heilige Scheu der Jungfrau, die bange Befangenheit der jungen Frau sind längst abgeworfen, und so findet die Leidenschaft den fruchtbarsten Boden, in welchem ihr Same wuchernd aufgeht. Findet nun diese Leidenschaft keine Erwiderung, tritt Widerstand ihr demüthigend entgegen, dann schlägt sie

zur hellen Alles verzehrenden Flamme empor, deren Gluth der gekränkte Stolz täglich mehr anfacht. Die sieggewohnte Frau glaubt es ihrer Ehre schuldig zu sein, diesen Widerstand zu besiegen, und endlich den zu ihren Füßen zu sehen, der es wagt, sich ihren Fesseln entziehen zu wollen. Aurelie war gewohnt zu herrschen, durch einen Blick, eine geringe Gunstbezeugung zu entzücken, und sie sah erst mit Erstaunen und später mit bitterm Unwillen, daß der Mann, den sie fast noch als ein willenloses Kind betrachtet hatte, sich allen ihren fein angelegten Schlingen geschickt zu entziehen wußte. Die Geringschätzung ihrer Macht stachelte den Stolz der gefeierten Frau, und ließ die Leidenschaft, die sie empfand, ungetheilte Gewalt über ihr ganzes Wesen gewinnen. Sie hatte schon an dem ersten Abend ihrer Bekanntschaft Ottomar gesagt, wie sie glaube, ihn früher in Ungarn gesehen zu haben, war dann aber, um, wie sie sich sagte, den Jüngling nicht übermüthig zu machen, nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückgekommen. Ihrem geübten Blick war der Eindruck nicht entgangen, den ihre Schön-

heit in den ersten Sitzungen auf den jungen Künstler machte, sie hielt daher sein scheues Zurückweichen anfänglich für schüchterne Bescheidenheit, für Mangel an Selbstvertrauen, und um ihm einen Beweis von Theilnahme zu geben, der ihm über ihre Gefühle nicht in Zweifel lassen konnte, führte sie eines Abends, als Ottomar ihr eine längst begehrte Zeichnung brachte, das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand.

Sie hatte unter dem Vorwand eines leichten Unwohlseins ihre Thür für jeden andern Besuch verschließen lassen, und saß nun, vom matten Licht einer von der Decke herabhängenden Alabasterlampe beleuchtet, in dem kleinen Cabinet, Ottomars Besuch gewärtig.

„Ich werde heute Ihre Kunst nicht bewundern können, mein junger Freund," rief sie dem Eintretenden entgegen, „meine fatale Migräne plagt mich, und meine armen Augen vertragen nicht das Licht, aber plaudern wir ein wenig," fügte sie hinzu, indem sie dem jungen Mann mit einer Handbewegung einen Platz neben sich auf dem Divan anwies, „erzählen Sie mir von un-

serm lieben, schönen Italien, und helfen Sie mir so meine Schmerzen vergessen!"

Ottomar legte die Mappe aus der Hand und folgte dem erhaltenen Wink. Aurelie ruhte halb liegend in den weichen Kissen, die eine Hand stützte den schönen Kopf, von dem die langen, schwarzen Flechten in reizender Unordnung über Brust und Schultern herabfielen, sie war so schön in dieser nachlässigen Stellung, daß der Blick des Künstlers mit Entzücken auf den schönen Formen verweilte. Aurelie fühlte den Eindruck, den sie hervorbrachte, und ein zufriednes Lächeln spielte um ihren Mund und ließ zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen. „Ich sollte mich eigentlich, in dieser Unordnung, den Blicken eines Fremden nicht zeigen," sagte sie, mit den reichen Flechten spielend, „allein mein Kopf verträgt den Druck der Nadeln nicht, und so muß ich schon als Schweizerin erscheinen!"

„Sie sind so schön in dieser malerischen Unordnung, gnädige Frau," rief lebhaft Ottomar, „daß ich nur bedaure, Sie nicht so gemalt zu haben!"

„Das würde ein unschönes Bild, mit mattem, von körperlichem Schmerz umflorten Blick, geworden sein," erwiderte Aurelie. Sie sah bei diesen Worten lächelnd zu dem jungen Mann hin, doch schien dieser Blick ihren eben ausgesprochenen Worten zu widersprechen, denn er leuchtete in heißer, südlicher Gluth. — Gewandt führte sie dann die Unterhaltung auf die Gegenstände, die einen Widerhall in dem Herzen ihres Zuhörers fanden. Sie hatte dieselben Orte und Gegenden, dieselben Kunstschätze gesehen, von denen Ottomar gern und mit aus dem Herzen strömender Lebendigkeit erzählte; sie theilte seine Ansichten oder schien sie zu theilen, und so schwanden die Stunden, ohne daß Ottomar ihren Flügelschlag bemerkte. Er war in der Lebhaftigkeit des Gesprächs der schönen Frau näher gerückt, seinen Worten lauschend hatte auch sie sich zu ihm hinübergebeugt, ihr warmer Athem umspielte seine Wange, und seine Pulse schlugen in rascheren Schlägen.

Da glaubte Aurelie, der Augenblick sei da, um auf ihr früheres Begegnen zurückzukommen, und ihm so zu beweisen, daß der Eindruck, den

sie empfangen, ein bleibender gewesen sei. Von der Ueberzeugung fortgerissen, daß Ottomar dieses Bekenntniß mit Entzücken aufnehmen würde, bemerkte sie nicht, daß sein Blick sich verfinsterte, sobald sie von Ungarn sprach, und als sie im Lauf der Erzählung erwähnte, daß sie damals in der Begleitung des Grafen Wartenberg und seiner sechszehnjährigen Gattin gereist sei, stand er rasch auf und fragte mit sichtbarer Aufregung: „Alma Wartenberg war mit Ihnen? sie hat mich unter den Arbeitern mit dem Stab, dem Zeichen roher Willkühr, in der Hand gesehen?"

„Und hat sie Ihnen niemals davon gesprochen?" fragte verwundert Aurelie, „Sie waren doch auch von ihr nicht unbemerkt geblieben!"

„Gräfin Wartenberg hat nie dieser Zeit erwähnt, an die ich nur ungern zurückdenke," erwiderte der Maler, und nach seinem Hut greifend, fügte er rasch hinzu: „Ich habe Ihre Güte schon zu lange mißbraucht, gnädige Frau, auch erwartet mich ein Freund, und ich fürchte wirklich, daß ich die Zeit schon versäumt habe!" Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, ehe noch die bestürzte

Aurelie Zeit und Besinnung genug gewann, ihn zurückzuhalten.

Von dieser Zeit an vermied er so viel wie möglich das Haus der Baronin, wenn gleich ihr letztes Gespräch ihn unaufhörlich beschäftigte. Aber nicht, wie Aurelie gehofft hatte, um sich glücklich zu preisen, noch in ihrem Gedächtniß zu leben, rief er sich ihre Worte zurück, sondern nur, um sich zu fragen: hatte Alma Deine Züge vergessen, oder schwieg sie aus Rücksicht, aus weiblichem Zartgefühl, auch damals noch, als Du ihr offen Dein ganzes Leben erzähltest? Sorgsam rief er sich jedes Wort zurück, was ihm als Leitfaden dienen konnte, und plötzlich war es, als wenn ein Sonnenstrahl die Finsterniß um ihn her erhellte, denn er erinnerte sich, daß die alte Gräfin ihm einst gesagt hatte, ihre Tochter habe bei seinem ersten Anblick geglaubt, einen Bekannten zu begegnen. „Sie hat Dich nicht vergessen," jubelte er, „auch ihrem Gedächtniß waren die Züge des armen Jünglings nicht entschwunden, allein sie schwieg aus Schonung, denn sie fühlte, daß dies eine schmerzhafte Stelle war, sie schwieg

aus züchtiger Bescheidenheit, sie fürchtete Mißdeutung und trug nicht die Gefühle ihres keuschen Herzens zur Schau, wie jene Kokette, die in thörichter Anmaßung mich zu bestricken wähnte. O, wenn doch die Weiber wüßten, wie sehr ihr unzartes Entgegenkommen den Mann enttäuscht und zurückstößt! Wie schön, wie geistreich ist diese Aurelie, allein ihr fehlt das, was allein dauernd fesseln kann, die zarte Weiblichkeit, die keusche Zurückhaltung!"

Aurelie war nach Ottomars rascher Entfernung von Erstaunen und Ueberraschung sprachlos, lange in derselben Stellung unbeweglich geblieben. Ihre Hände lagen schlaff in dem Schooß, und der starre, nach der Thüre gerichtete Blick schien zu fragen: „Was war das? hält mich ein Traum umfangen?" Sie, die gefeierte, vergötterte Frau sah sich kalt zurückgewiesen! Sie, um deren Gunst Hunderte geworben hatten, sah diese Gunst verschmäht! Sie hatte ihr Herz, ihre Liebe einem fremden unbedeutenden Jüngling entgegengetragen, und statt Dank und Entzücken war ihr ein scheues Zurücktreten geworden! Sie konnte es

nicht fassen, was sie erlebt, ihre Gedanken drohten sich zu verwirren, und aus ihrer Erstarrung zum Leben und zum Gefühl der ihr zugefügten Beleidigung erwacht, gelobte sie sich, indem sie mit hastigen Schritten das Zimmer durcheilte, diesen Stolz zu brechen. „Zu meinen Füßen will ich ihn sehen," rief sie laut, um meine Liebe soll er flehen und dann will ich, im Angedenken dieser Stunde, den Pfeil in seine Brust drücken, der jetzt mein Innres zerfleischt, demüthigen will ich ihn, wie ich mich jetzt gedemüthigt fühle; den bittern Kelch verschmähter Liebe soll er bis auf die Hefen leeren und in dem eignen Schmerz dann den meinigen ermessen!"

Lange ging sie sinnend umher, faßte einen Entschluß und ließ ihn wieder fallen, um andere Pläne zu entwerfen. Endlich entschied sie sich dahin, daß sie am andern Abend, wo ihr Empfangstag war, Ottomarn mit der gewöhnlichen Freundlichkeit und Unbefangenheit begegnen wollte. Schon einmal war ihr dieser Ausweg geglückt, und sie hoffte dadurch auch diesmal den jungen Mann über die Natur ihrer Gefühle für ihn irre

zu leiten. Aber vergebens suchte ihr Auge die Thür, Ottomar erschien nicht, und voll Unmuth strebte sie umsonst ihre sonstige Haltung, ihre gesellige Liebenswürdigkeit zu bewahren. Mit jedem in vergeblicher Erwartung hingebrachten Augenblick wurde sie zerstreuter und unruhiger, und beantwortete die an sie gerichteten Fragen entweder gar nicht oder theilnahmlos und verkehrt. Man hielt sie für krank und zog sich früh zurück, und Aurelie blieb ihren trüben Betrachtungen überlassen. In ihr einsames Kabinet zurückgekehrt warf sie sich an den Schreibtisch, um durch einen Brief an ihre Freundin dem bangen Herzen den Trost der Mittheilung zu verschaffen.

Aurelie an Elise.

Der Würfel meines Lebens ist gefallen, Elise, mein Schicksal für immer entschieden! Glaube nicht, daß eine vorübergehende Leidenschaft mich fesselt, daß ich wie sonst nach kurzem Kampf genesen werde, nein, ich fühle es, daß das, was ich empfinde, so verschieden von meinen frühern

Gefühlen ist, wie der Thautropfen von dem Bergstrom, wie der schwache Funke, den der Stahl aus dem Stein lockt, von der Flammensäule des Vesuvs. Ein Vulkan brennt in meiner Brust, und seine Gluthen werden mich verzehren, wenn nicht die Seligkeit erwiderter Liebe wohlthätig und mildernd die Flammen löscht! Aber traure dann nicht um mich, geliebte Freundin, denn ich habe es ja doch gekannt das Gefühl einer heißen, unser ganzes Sein beherrschenden Liebe, nach dem ich so lange geschmachtet habe, und was jetzt mein Glück und mein Elend ausmacht!

Ich schrieb Dir einst, daß ich in Ungarn im Vorüberfahren einen jungen Menschen erblickt hätte, dessen wunderbare Schönheit mich zu enthusiastischen Aeußerungen hinriß, die mir die Mißbilligung meiner Begleiter zuzogen. So kurz auch der Augenblick war, wo ich ihn sah, so blieb sein Bild doch stets lebhaft in meiner Erinnerung, und oft bedauerte ich, daß ein so schönes Wesen scheinbar den niedern Ständen angehörte. In meinen einsamen Stunden rief ich diese schönen

Züge, diese schlanken Formen mit Wohlgefallen in mein Gedächtniß zurück, ich glaubte die goldnen Locken noch zu sehen, den Strahlenblick des blauen Auges noch zu fühlen, und konnte mich oft stundenlang in diese Erinnerungen vertiefen.

Vor einiger Zeit nun meldete mir Helmbold einen jungen Maler, der kürzlich aus Italien heimgekehrt sei, und den er mir vorzustellen wünsche. Ich willigte ein, und schon am nächsten Abend brachte er mir seinen Schützling. Im Gespräch mit einem andern Herrn vertieft, hatte ich ihren Eintritt nicht bemerkt, und erst als Helmbold den Namen Ottomar Held nannte, blickte ich gleichgültig auf, aber fast wäre ein lauter Schrei meinen Lippen entflohen, denn er war es, er, das Bild meiner Träume, den wieder zu erblicken ich mich oft gesehnt hatte! Aber schöner, männlicher war er noch als damals, wo ich den kaum den Knabenjahren entwachsenen Jüngling im Vorübereilen sah. Mit feinem geselligen Anstand begrüßte er mich, gleich fern von Anmaßung wie von Verlegenheit, und erhöhte so nur noch

den vortheilhaften Eindruck, den sein Aeußres hervorbrachte. Seitdem sah ich ihn oft, und die Liebe zog triumphirend ein in mein Herz, welches sie nun ganz und ungetheilt beherrscht.

In der ersten Zeit glaubte ich, daß auch er meine Gefühle in ihrem ganzen Umfang theile, und daß nur Schüchternheit seine Lippen noch schloß, denn er suchte oft meine Nähe, und in der allgemeinen Unterhaltung schien er nur mich zu hören. Nach und nach wurde er zutraulicher, und einst, als wir mit wenigen Freunden den Abend im traulichen Gespräch verbracht hatten, reichte er mir zum Abschied freundlich die Hand. Ein electrischer Schlag zuckte durch meine Glieder, und unverwandt folgte ihm mein Blick, als er, mit der nur ihm eigenen lieblichen Freundlichkeit, von den übrigen Anwesenden Abschied nahm. Meine Seele mußte in meine Augen getreten sein, denn, als er, schon der Thür nah, noch zu mir zurückblickte, da wendete er rasch um, und reichte mir, mit dem Ausdruck tiefer Innigkeit, noch einmal die liebe Rechte, und über mich kam es

wie Sonnenglanz, wie Blüthenduft, das berauschte Ohr glaubte Seraphsstimmen zu hören, während das trunkene Auge den ganzen Himmel offen sah, denn in der Tiefe des seligen Herzens rief es: Du bist geliebt! Bald änderte sich indessen Alles, und er, der sich mir mit heißer Sehnsucht zu nähern schien, der meinen Umgang, meine Nähe eifrig suchte, er zieht sich jetzt scheu zurück, und ein Engel scheint sein ehernes Schild schützend über ihn zu halten, denn fruchtlos prallen alle Pfeile ab, und Geist und Witz, ja sogar die feinste Schmeichelei findet nicht Eingang in seine Brust. Sage mir nicht, daß ich verachten, daß ich vergessen soll, ich vermag es nicht. Rufe mir nicht die Siege ins Gedächtniß zurück, die ich errungen habe. Was helfen hundert Siege, wenn der am heißesten ersehnte uns enteilt? Mein Stolz ist verletzt, mein Selbstgefühl gedemüthigt, ich muß den Kampf wagen und sollte ich kämpfend untergehen! Ich habe Männer zu meinen Füßen gesehen, vor denen das Zeitalter sich beugte, die Größten, die Weisesten haben mir gehuldigt, und dieser Knabe wagt es, mir zu

widerstehen? Aber ich will ihn besiegen diesen Trotz, will das Eis schmelzen, was dieses Herz umgibt, denn nicht mehr vermag ich zu leben ohne seine Liebe! Und Du, Elise, gönne Du mir den Trost meine Klagen ausschütten zu dürfen, in Deine treue Brust, denn die stolze Hartenstein muß sonst gegen Jedermann sich verstellen und die Qual, die sie verzehrt, im verschwiegnen Herzen tragen, will sie nicht lächerlich werden vor der Welt!

O, über die Verkehrtheit des Menschen, Elise, der nur das sucht, was sich ihm entzieht! Ottomar flieht mich und mein schwaches Herz strebt hin zu ihm. Kalt steht er mir gegenüber, während Flammengluthen mein Herz verzehren, und kalte Höflichkeit ist an die Stelle seiner frühern Hingebung getreten. Irgend ein Geheimniß muß hier zu Grunde liegen! Sollte ein andres Weib ihn fesseln? Sollte die Liebe, die mein höchstes Erdenglück ausmachen würde, einer Andren gehören? Dann wehe ihr, nicht rasten will ich, bis

euch Sie die Qualen empfindet, die meine Brust zerreißen, bis auch ihr Herz dem Gram unerwiderter Liebe erliegt!

Ein Trost ist es mir, daß Wartenberg seit längrer Zeit abwesend ist. Du weißt, Elise, wie bald diese Liebe erlosch, wie bald sie bei einem Mann, wie Graf Adolph erlöschen mußte, er ist mir gleichgültig, zuweilen sogar unangenehm, und nur Gewohnheit fesselte mich noch an ihn, und ließ mich den Anblick seiner versunkenen Gestalt, sowie seine schlaffe geistlose Unterhaltung ertragen. Jetzt aber, wo mein Herz von dem Gefühl einer tiefen, mein ganzes Ich in Anspruch nehmenden Liebe durchdrungen ist, jetzt würde mir sein Anblick unerträglich sein! Er würde mir vorkommen wie das aufgeschlagene Register meiner Sünden und Vergehungen, und ich würde daran zweifeln, jemals Ottomars Liebe erringen zu können, ja sie jemals zu verdienen, da es eine Zeit gab, wo dieser Mann mir von Liebe sprechen durfte, wo ich thöricht genug war zu wähnen, daß gleiche

Gefühle für ihn mich belebten. Man sagt, der Graf gehe damit um, sich mit seiner Gattin zu versöhnen, wozu die Skizze eines Bildes von ihr die Veranlassung gewesen. Wirklich trug dies Bild Züge von überraschender Schönheit, und hat der Pinsel des Malers nicht idealisirt, so muß die blonde unbedeutende Alma sich sehr zu ihrem Vortheil verändert haben. Manchmal ist mir schon der Gedanke gekommen, daß die Nemesis walten könne, und diese schöne Frau die Ursache von Ottomars Kälte sei, und glühende Rachegedanken steigen dann in meiner Brust empor! Aber nein, Alma lebt bei ihrer strengen Mutter, ist selbst in klösterlich strengen Grundsätzen erzogen. Sie liebte ihren Mann, den sie ja in seiner jetzigen Versunkenheit noch nicht erblickt hat, und was mehr als Alles meinen Argwohn entkräftet, ist, daß Ottomar in keiner Art von Beziehung mehr zu ihr steht. Ich habe alle seine Schritte, seinen ganzen Briefwechsel überwachen lassen, ich habe weder Geld noch Mühe gespart, um Gewißheit zu erlangen, und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß zwischen ihm und der Gräfin kein

Briefwechsel besteht. Aber selbst, wenn es wäre, so folgte dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße, und ich könnte alle Rachegedanken aufgeben, denn durch den Wunsch Wartenbergs ist die Gräfin genugsam gestraft, und ich werde, ohne mein Zuthun, an der verhaßten Nebenbuhlerin gerächt!

Aurelie.

Ihrem Vorsatz getreu bot Aurelie Alles auf, um die Liebe des von ihr vergötterten Jünglings zu erringen, und Ottomar mußte oft ihre Nähe fliehen, wollte er nicht von dem unwiderstehlichen Zauber, den sie übte, überwältigt und willenlos bestrickt werden.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der ältere Mann oft gefährlicher ist, als der Jüngling. Ihn hält nicht mehr die heilige Scheu, die schüchterne Befangenheit zurück, die in der Brust des Jünglings noch Raum findet. Ihm steht Lebenserfahrung und gesellige Gewandtheit zur Seite, sein klarer Verstand wird nicht mehr durch heftige Leidenschaft getrübt, er hat die Freuden dieser

Welt genossen und kennt ihren Werth, und so geht er sichern Schrittes seinem Ziele zu, ohne rechts oder links zu blicken, das er dann auch selten verfehlt. Aehnliches geschieht bei der Frau; ist es ihr gelungen ihre Schönheit bis in die spätern Jahre zu bewahren, so ist sie den Männern und namentlich den Jünglingen oft gefährlicher, als das schüchterne Mädchen oder die junge noch unerfahrne Frau. Durch den Reichthum ihrer Erfahrungen mit allen Irrgängen des menschlichen Herzens vertraut, durch den Umgang mit der Welt an Menschenkenntniß bereichert, weiß sie stets den richtigen Ton anzuschlagen. Von keiner zu lebhaften Leidenschaft geblendet und verwirrt, bleibt ihr der feine Takt, das geübte Ohr, was sie lehrt jeden Mißklang sorgsam zu vermeiden, und vorsichtig weiter zu schreiten ohne durch Kälte zu beleidigen, oder durch zu große Hingebung zu erschrecken. Aber frei von Leidenschaften muß sie sich selbst erhalten, soll ihr Sieg ihr gewiß bleiben! Aurelie liebte mit der Gluth der ersten Jugendliebe, ihr fehlte der freie Blick, das gemäßigte Handeln, doch war sie von der gütigen

Mutter Natur mit so reichen, so mannigfachen Gaben ausgestattet worden, daß Ottomar doch zuletzt dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit sich huldigend gebeugt haben würde, wenn ein unvorhergesehenes Ereigniß nicht seine schon wankende Kraft gestählt und ihn allen ihm gelegten Schlingen entzogen hätte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. H. R. Roempler in Dresden.

Druck von C. H. R. Roempler in Dresden.

Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit.

Ottomar.

Roman aus der Jetztzeit

von

Caroline von Göhren,
Verfasserin der „Adoptivtochter", des „Robert", der „Einquartierung" ꝛc.

Dritter Band.

Dresden.
Verlag von Robert Schaefer.
1850.

In Schloß Aarhorst war seit Ottomars Abreise das Leben wieder in seinem stillen gewohntem Gleise fort gegangen. Man erinnerte sich oft und theilnehmend des Fremden, den ein Zufall für eine Zeitlang in den kleinen Kreis geführt hatte, jedoch ohne daß diese Theilnahme sich je zur ängstlichen Besorgniß erhoben hätte. Kam ein Brief an Anselm, so freuten sich die Frauen der guten Nachrichten, doch zeigte Alma kein lebhafteres Interesse als die alte Gräfin, und wenn sie auch oft und gern von dem jungen Mann sprach, so war dies stets in der Art, wie alle in der Einsamkeit lebenden Menschen gern und oft sich einer Begebenheit erinnern, die eine Abwechselung in ihr tägliches Treiben brachte.

Anselms Befürchtungen schwanden nach und

nach ganz, und er freute sich im Stillen der ruhigen Wochen, welche er, an der Seite der von ihm so innig geliebten Frau zu verleben hoffte, als plötzlich alle seine Pläne und Hoffnungen ganz und für immer durchkreuzt und zerstört wurden.

Der kleine Kreis war beim Frühstück versammelt, es war der Tag, wo der Bote aus der zunächst gelegenen Stadt die eingelaufenen Briefe sowie die Zeitungen zu bringen pflegte. Ungeduldig sah man diesmal seiner Ankunft entgegen, denn Ottomar hatte in seinem nächsten Brief eine genaue Schilderung seines Lebens und Treibens, sowie der Tagesbegebenheiten versprochen. Die gewöhnliche Stunde war längst vorüber, und schon fingen die Frauen an Besorgniß zu hegen, daß bei dem stattgehabten starken Schneefall dem Boten ein Unglück begegnet sein könnte.

„Mir ist schon den ganzen Morgen die Brust wie von einer bangen Ahnung beklemmt gewesen," sagte die junge Gräfin, „das Herz schlägt mir so ängstlich wie bei dem Herannahen einer Gefahr, wollen wir nicht lieber reitende Boten aussenden,

um die Ursache dieser Verzögerung zu erfahren und um ein Unglück zu verhüten?“

Anselm wollte eben die Klingel ziehen, um seine Befehle zu geben, als Joseph mit Briefen und Zeitungen in der Hand hereintrat. Aengstlich forschten die Frauen, ob dem Boten kein Unfall zugestoßen sei, oder was sonst seine Ankunft so lange verzögert habe.

„Es ist nur der Schnee, der die Straßen unwegsam gemacht hatte, was ihn so lange aufgehalten hat,“ erwiderte Joseph, indem er die Journale der alten Gräfin überreichte und die Zeitungen und Briefe in die Hände des Grafen legte. Von diesen letzten behielt er aber einen zurück, den er mit den Worten: „hier ist auch ein Brief aus Wien an die Frau Gräfin,“ Alma übergab.

„Ein Brief aus Wien an mich?“ fragte erstaunt Gräfin Wartenberg, aber kaum hatte sie den Blick auf die Aufschrift geworfen, als alles Blut aus ihren Wangen wich, und sie, wie vom Schreck gelähmt stammelte: „Mein Gott, das ist die Handschrift des Grafen!“

Seit fünf Jahren hatte Alma fast nur durch Andere Nachrichten von ihrem Gatten gehabt, und diese waren der Art gewesen, daß ihre Liebe für ihn sich nach und nach in Kälte und Verachtung verwandelte. Alle Berichte stimmten dahin überein, daß der Graf sich dem zügellosesten Leben überließ, ja daß er oft alle seinem Stande schuldigen Rücksichten aus den Augen setzte und sich nicht scheute Gemeinheiten zu begehen, die seinem Namen nur Schande bringen konnten. So war zuletzt seine junge Frau dahin gelangt, es als ein Glück zu betrachten, daß jede Verbindung zwischen ihnen auf immer gelöst schien, und sie vermied gern und absichtlich etwas von ihm zu hören. Von seiner Hand einen Brief zu empfangen, war ihr um so überraschender, da seit ihrer Trennung, der Graf nie eine Zeile an sie gerichtet hatte, und sein Anwalt alles, was sich auf Geschäftssachen bezog, mit der alten Gräfin ordnete.

„Ein Brief von Graf Adolph!“ riefen Gräfin Linden und Graf Anselm im höchsten Erstaunen, „was kann ihn zum Schreiben bewogen haben? was kann sein Verlangen sein?“

„Erbrich doch das Siegel, Alma," fuhr die alte Gräfin ungeduldig fort, „laß uns nicht in der bangen Erwartung!"

„Lies Du, liebe Mutter," sagte Alma tonlos, „ich vermag es nicht!"

Die Gräfin riß rasch das Siegel auf und las: „Um Dich nicht zu sehr zu überraschen, meine Alma, schreibe ich diese Zeilen, die Dir meine Ankunft melden sollen. Von langen Reisen heimgekehrt in mein Vaterland sehnte sich mein Herz nach dem heimischen Heerd, nach Dir, meiner Gattin! Ich weiß, daß Du Ursache hast, Dich über mich zu beklagen, aber Du liebtest mich ja und die Liebe ist nachsichtig, und so hoffe ich, daß Du mich nicht ungern kommen sehen wirst. In wenigen Tagen folge ich diesem Brief, und dann magst Du selbst bestimmen, ob ich Deine Einsamkeit theilen soll oder ob Du mir nach Wien folgen willst! Adolph."

Mit dem Blick des trostlosesten Kummers sah Gräfin Linden, wie Hülfe flehend, zu Anselm hinüber, sie wagte es kaum die Tochter anzu-

blicken, die wie vernichtet regungslos in ihrem Sessel saß.

Auch Anselm schwieg und rang sichtlich nach Fassung, der Schlag war selbst dem starken Mann zu schnell und unerwartet gekommen. Auch er hatte Alma als für immer von ihren Banden befreit betrachtet, nnd nun sollte er sie, die er so heiß liebte, plötzlich wieder zurückkehren sehen in die Gewalt eines rohen Wüstlings, den sie, das wußte er, verabscheute. Vergebens suchte er nach Worten, nach einem lichten Gedanken, alles war dunkel in ihm, und seine Zunge schien gefesselt.

„Aber, mein Gott, was soll denn werden?“ rief zuletzt die alte Gräfin, „was können wir, was wirst Du thun Alma?“

„Ich werde nie zu dem Grafen zurückkehren,“ erwiderte aus ihrem Erstarren erwachend die junge Frau. „Ich werde ihm diesem unabänderlichen Entschluß anzeigen!“

„Das kannst Du nicht, mein armes Kind, das darfst Du nicht, die Frau darf es ihrem Mann nicht abschlagen, in seinem Hause zu leben. Du würdest die Hülfe der Gerichte in Anspruch

nehmen müssen, und welch ein Scandal würde dies sein!"

„Ist dem so, mein Vetter?" fragte Alma gegen Anselm gewendet.

„Leider ist es so," erwiderte der Graf, „wo nicht eine rechtskräftige Scheidung die Ehe trennt, bleiben dem Mann seine Ansprüche."

„Das ist hart," sagte Alma, indem sie sich langsam von ihrem Sessel erhob, „so bleibt denn der Geknechteten nichts als der eigne Wille und die eigne Kraft!" Sie hatte sich bei diesen Worten hoch aufgerichtet und sah, zwar noch immer geisterbleich, aber ruhig und gefaßt auf ihre Mutter, die ängstlich ausrief:

„Kind, Kind, was sinnst Du? fasse keinen übereilten Entschluß, sieh erst den Grafen, er kann sich ja gebessert haben und Gott ist ja allen Sündern gnädig, sollte denn da der selbst sündige Mensch, das schwache Weib nicht verzeihen?"

„Ich werde keinen voreiligen Entschluß fassen, Mutter," erwiderte ruhig Alma, „aber Du selbst hast mich gelehrt, daß auch das Weib ihrer eignen

Würde nichts vergeben darf, und daß Vergeben Christenpflicht, Vergessen aber eine unverzeihliche Schwäche sei! Dein Kind wird Deine Lehren nicht vergessen!“

Die Gräfin schwieg, und es trat eine bängliche Pause ein. Jeder der drei Anwesenden schien, mit den eignen trüben Gedanken beschäftigt, noch rathlos zu sein und vergebens nach einem Ausweg zu suchen. Die Briefe lagen unerbrochen, die Zeitungen ungelesen auf dem Tisch, und jedes andere Interesse schien zu schweigen. Zuletzt rief Gräfin Linden:

„Was kann aber nur die Sinnesänderung des Grafen hervorgerufen haben?“ und zu Anselm gewendet, fuhr sie fort, „lesen Sie doch Ihre Briefe, lieber Vetter, vielleicht schreibt einer Ihrer Bekannten etwas über den Grafen!“

Anselm erbrach mehrere Briefe und legte sie gleichgültig zur Seite. Endlich schien aber einer seine Aufmerksamkeit ganz zu fesseln, und plötzlich rief er lebhaft: „das Räthsel ist gelöst, theure Alma, der Graf hat ihr Bild gesehen, und das erklärt Alles. Ottomar schreibt mir, daß die

unbescheidene Neugierde einer Dame das kleine Bild ans Licht gefördert habe, daß der Graf es gesehen und gleich am andern Morgen gekommen sei, es zu kaufen. Der Maler verweigerte dies und in der Voraussetzung, daß Sie auf immer von dem Grafen getrennt wären, verwies er ihn, im jugendlichen Uebermuth, hierher, wo er das lebensgroße Bild sehen könnte. Der junge Mann bekennt mir reuevoll seinen Fehler, seine unverzeihliche Unvorsichtigkeit, die freilich Schuld an dem ganzen Unglück zu sein scheint und die ich ihm nie verzeihen werde!

Alma hatte sich gefaßt und erwiderte ruhig: „zürnen Sie dem Maler nicht, theurer Freund, nicht er trägt die Schuld von dem Unglück, was mich jetzt trifft! Das Schicksal waltet und das meine muß sich erfüllen!“

Es wurde nun noch manches gemeinschaftlich besprochen und vor Allem überlegt, ob es rathsam sein würde, wenn der Graf den Vetter hier im Schlosse gleich vorfände. Zuletzt entschied man sich dahin, daß es besser sein möchte, wenn Anselm dem ersten Begegnen desselben hier aus-

wich, und so verließ er denn schon am folgenden Tage Aarhorst, wo er auf so schöne friedliche Stunden gehofft hatte und dessen Bewohner er nun in banger Erwartung und düstern Vorahnungen zurück ließ.

Mit ängstlicher Sorgfalt überwachte Gräfin Linden nach Anselms Abreise die Tochter, sie fürchtete eine zu heftige Aufregung, einen zu lebhaften Schmerz; allein Alma war ruhig und kalt, ein Entschluß, den sie nicht aussprach, schien in ihrer Seele gereift zu sein, und die besorgte Mutter gab sich zuletzt der angenehmen Hoffnung hin, daß Alles sich noch zum Guten wenden könne.

So vergingen mehrere Tage ohne äußere Störung, und schon fing Alma an der Hoffnung Raum zu geben, daß der wankelmüthige Graf den Plan zu ihrer Wiedervereinigung vielleicht ganz aufgegeben haben möchte, als eines Abends der Schall der Glocke, an der jetzt wieder aufgezogenen Zugbrücke, die Ankunft eines Reisenden verkündigte.

Gräfin Linden schrack sichtlich zusammen, aber Alma sagte gefaßt: „laß uns keine Schwäche

zeigen, Mutter, das Unvermeidliche muß geschehen!“

Wirklich wurde auch gleich darauf der Graf gemeldet, der unmittelbar hinter dem Diener ins Zimmer trat. Alma schauderte zurück, und ein Gefühl von Ekel und Widerwillen bemächtigte sich ihrer Seele. Was war aus dem schönen jungen Mann geworden, konnten wenige Jahre so alle Jugendblüthe, alle Manneskraft knicken? Nimmer würde sie in diesem Schattenbilde den Mann ihrer Wahl wiedererkannt haben, denn sie glaubte einen Greis zu sehen.

Der Graf näherte sich zuerst der alten Gräfin, und dann vor Alma ein Knie beugend sagte er: „nur so darf ich mich Dir nahen, Alma!“

„Stehen Sie auf, Graf Wartenberg,“ sagte ruhig aber kalt die Gräfin, „lassen Sie uns von der Vergangenheit schweigen und lieber einen Schleier über das ziehen, was geschehen ist. Es thut nicht gut wieder wach zu rütteln, was die Zeit mit ihrem Mantel deckt, erzählen Sie uns lieber von Ihren Reisen.“

Verwundert über die kalte Ruhe, mit der die

Gräfin sprach, erhob Wartenberg sich langsam vom Boden, sichtlich verlegen, welche Haltung er annehmen sollte.

Alma, die seine Verlegenheit bemerkte, half ihm mitleidig darüber hinweg, sie selbst fing ein gleichgültiges Gespräch von, ihren beiderseitigen Interessen, fernliegenden Gegenständen an, und Gräfin Linden, die die Absicht der Tochter errieth, suchte sie auf alle Weise zu unterstützen.

Als die späte Stunde zur Ruhe mahnte, sagte Alma mit derselben kalten Festigkeit: „ich habe Ihre Zimmer im gegenüberliegenden Flügel des Schlosses einrichten lassen, Graf Wartenberg!“

Der Graf stand ohne ein Wort zu erwidern auf, und wünschte den Frauen gute Nacht. Almas Kälte und Ruhe imponirte ihm eben so, wie ihre Schönheit ihn anzog, er hatte sich auf Vorwürfe, auf Zorn, auf unfreundliches Wesen vorbereitet, welchen er zu begegnen hoffte, aber diese Kälte, die doch nichts Unfreundliches hatte, der es eben nur natürlich schien, daß Alles so eingerichtet würde, wie es war, die verwirrte ihn und ließ ihm nichts Anderes übrig als stumme Unterwerfung.

Am andern Morgen ließ er die Gräfin Linden um eine Unterredung bitten. Er schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben den Eindruck, den Almas Bild auf ihn gemacht habe, so wie seine Reue, diesen köstlichen Juwel, den das Schicksal in seine Hand gegeben hatte, erst so spät erkannt zu haben. Er beschwor sie, seine Fürsprecherin bei ihrer Tochter zu sein, deren Liebe wieder zu erringen sein ganzes Bestreben sein würde.

Gräfin Linden war gerührt und versprach ihren Einfluß auf die Tochter zu seinen Gunsten anzuwenden. Zugleich rieth sie ihm, Alma nicht mit Bitten und Vorstellungen zu belästigen, und Alles von der Zeit zu erwarten.

Der Graf versprach unbedingten Gehorsam. Wirklich hielt er sich auch in achtungsvoller Entfernung von der schönen Frau, die er vor der Welt die seine nannte und die ihm doch so fern stand. Er hoffte durch diesen Beweis von Unterwerfung in ihren Willen sein ehemaliges rücksichtsloses Benehmen vergessen zu machen, und durch Beweise von Liebe und Aufmerksamkeit die frühern Gefühle in Almas Brust wieder zu er-

wecken. Allein Tage und Wochen vergingen, ohne daß auch nur ein Schritt zur Annäherung geschehen wäre, Alma blieb höflich und kalt, und der Graf, der seine junge Gemahlin jetzt mit all dem Feuer liebte, was früher ihr Glück und ihre Seligkeit gemacht haben würde, wollte verzweifeln, und bestürmte seine Schwiegermutter täglich mit Bitten und Klagen.

Auch Gräfin Linden war betrübt über den unbeugsamen Sinn der Tochter. Sie hätte eine Aussöhnung des jungen Paares jetzt gern gesehen, da sie von der aufrichtigen Reue des Grafen und seiner tiefen, leidenschaftlichen Liebe überzeugt zu sein glaubte, und machte daher der jungen Gräfin ernstliche Vorstellungen darüber.

„Ist es meine Schuld, Mutter," sagte Alma, als die alte Gräfin eine lange Rede zu Gunsten des Grafen gehalten hatte, „ist es meine Schuld, daß ich nicht vergessen kann, und daß die Vergangenheit mit allen ihren Schmerzen und Demüthigungen noch lebhaft vor meiner Seele steht? Was Graf Wartenberg von der Trägerin seines Namens erwarten kann, wird ihm werden, Scho-

nung und ein rücksichtsvolles Betragen vor der Welt! Aber mehr darf er nicht fordern; wo die Achtung fehlt, kann Freundschaft und Zuneigung nicht gedeihen, und die Leidenschaft des durch Ausschweifungen früh Gealterten erregt nur Widerwillen! Mutter," rief sie lebhaft, indem sie dicht vor die Gräfin trat und sie scharf anblickte, als wollte sie in den Tiefen ihrer Seele lesen, „Mutter, kannst Du mit Ernst verlangen, daß ich mich in die Arme dieses kaum dreißigjährigen Greises werfen soll, dessen verfallene Gestalt, dessen matter Blick und dessen kraft- und energielose Haltung mir nur Ekel und Widerwillen einflößt? Doch," fuhr sie nach einer Pause fort, nenne mir einen geistigen Aufschwung, eine edle That des Grafen, und ich will meinen Abscheu vergessen, will mich selbst zum Opfer bringen, aber achten muß ich den Mann, dem ich angehören soll, eine Oase muß in seiner Lebenswüste sein, wohin ich meine Blicke richten, woraus ich Trost und Ermuthigung schöpfen kann, bei dem schweren Kampf, den ich zu kämpfen habe. Wo aber auch dieser eine Punkt fehlt, da muß selbst

der Versuch der Selbstüberwindung unterbleiben, denn er würde doch fruchtlos sein!“

Gräfin Linden schwieg, sie hatte nichts auf diese Gründe zu erwidern, und überlegte mit schwerem Herzen, wie sie dem Grafen die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen mittheilen sollte, ohne ihn zu sehr zu kränken. Zuletzt schien es ihr gerathen, Alma aus dieser Einsamkeit zu entfernen, wo sie sich zu sehr einer Richtung hingeben konnte, und sie rieth daher dem Grafen, mit seiner Frau nach Wien zurückzukehren. „Das Leben in der Welt, der tägliche Verkehr mit Menschen ist am ersten geeignet, die scharfen Ecken und Kanten, die sich während einer langen Zurückgezogenheit im Charakter ausgebildet haben, wieder abzuschleifen. Durch die Berührung mit verschiedenartigen Charakteren werden Ansichten und Meinungen gemildert und berichtigt, man vergleicht unwillkürlich, und je mehr und je öfter man dieselben Mängel und Gebrechen findet, um so milder, um so versöhnlicher wird man gestimmt. Alma kennt die Welt zu wenig, in jahrelanger, selbst gewählter Einsamkeit hat sie sich ein System,

ich möchte sagen, eine Form für das, was ihr erhaben und groß oder anerkennungswerth erscheinen soll, gebildet. In diese Form nun will sie alle Menschen, die ihr begegnen, hineinpassen, und geht dies nicht, so scheinen sie ihr der Beachtung nicht werth. Führen Sie sie zurück auf das Theater der Welt, so wird sie bald einsehen lernen, daß ein jeder Mensch seine eigne Form und Wesen hat, so wie, daß es nichts Vollkommenes unter dem Monde gibt. Ihre Liebe, Ihre aufrichtige Reue über die Vergangenheit wird ihr Herz rühren und zur Versöhnung geneigt machen, und es kann dann Alles noch gut werden!"

Der Graf erklärte sich bereit, dem Rath der erfahrnen Frau zu folgen, nur fürchtete er, daß Alma nicht einwilligen würde, eine Furcht, welche die alte Gräfin anfangs theilte, die sich aber bald als unbegründet erwies.

„Wenn ich mit Graf Wartenberg vereint sein muß, so ist es besser, mit ihm in dem Geräusch und dem Treiben einer großen Stadt zu leben, als in der Stille dieses einsamen Schlosses," erwiderte sie rasch auf die schüchterne Anfrage der

alten Gräfin. „Ich bin erbötig, den Grafen nach Wien zu begleiten, dort werden die alten Gewohnheiten wieder ihr Recht über ihn geltend machen, und er wird mich nicht mehr mit Klagen und Liebesversicherungen belästigen."

Gräfin Linden widersprach nicht, sie wünschte vor Allem, daß Alma in diese Reise willigen möchte, weshalb sie ihr auch sorgsam verschwieg, daß sie sie nicht nach Wien zu begleiten gedenke. Erst als alle Vorkehrungen getroffen, und der Tag der Abreise bestimmt war, sprach sie gegen die erschrockene Tochter den Wunsch aus, auf einige Zeit nach Linden zu ihrem Sohn zu gehen.

„Ich folge Dir dann später vielleicht nach Wien, mein theures Kind," sagte sie begütigend, allein Du weißt, wie lange schon Geschäfte mich nach Linden rufen, und wie sehr Dein Bruder meine Gegenwart wünscht, und daß nur Rücksicht für Dich mich bisher davon zurückhielt, seinem Wunsche zu willfahren."

Alma fand gegen diese Gründe nichts einzuwenden, und so mußte sie sich denn entschließen, mit dem ungeliebten, mißachteten Gatten, der sie

jetzt mit seiner Liebe nur quälte, die Reise allein anzutreten.

Die wahre Liebe macht schüchtern und rücksichtsvoll, selbst in der Ehe, dies sollte Alma zu ihrer Beruhigung erfahren. Graf Wartenberg, wenn gleich er für die schöne Frau in heißer Liebe glühte, wagte es nicht, eines seiner Rechte geltend zu machen. Schüchtern wie der verzagende Liebende blieb er ihr fern, und wagte es kaum, ihren Shawl oder einen Handschuh, den sie eben ablegte, zu küssen, ein Glück schien es ihm schon, sie nur betrachten zu können und den Laut ihrer Stimme zu hören.

Durch diese Zurückhaltung einigermaßen beruhigt, glaubte sie des Schutzes der alten Gräfin weniger benöthigt zu sein, und schied also, wenn auch mit schwerem Herzen, doch mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens, von der Theuren, deren Liebe jetzt ihre Welt ausmachte.

Im Anfang des Januars 1848 hielt wieder ein Reisewagen vor dem Wartenbergschen Palais, aber nicht, wie vor sechs Jahren, sprang ein junger, kräf-

tiger Mann rasch heraus, dem ein hübsches, kindliches Wesen schüchtern folgte. Eine hohe, schöne Frau stieg jetzt aus dem geöffneten Schlag, deren imposante Gestalt Achtung zu gebieten schien, und ihr folgte in fast demüthiger Haltung ein bleicher Mann, den man auf den ersten Anblick von einer schweren Krankheit eben erstanden glaubte, von dem man aber bei näherer Betrachtung sich sagen mußte, daß der Nerv des Lebens wohl für immer geknickt und verdorrt sei.

In der Wiener schönen Welt machte die so unerwartete Wiedervereinigung des lang getrennten Paares großes Aufsehen und war eine Zeitlang der Gegenstand aller Unterhaltungen. Auch Aurelie war überrascht durch diesen Ausgang, und rief dem bei ihr eintretenden Baron Helmbold lebhaft entgegen:

„Ist es denn wahr, Baron, daß Wartenberg sich seine kleine Alma wieder geholt hat, und daß er noch dazu sterblich verliebt in sie ist?“

„Nur allzu wahr,“ sagte verdrießlich der Baron, indem er seinen Hut auf den nächsten Stuhl warf. „Der Graf ist zum Narren und

die kleine Alma zu einer prächtigen, wunderschönen Frau mit dem Anstand einer Königin geworden, als deren gehorsamer Sklave ihr Gatte hinter ihr herschleicht und sie fast mit seinen Blicken verschlingt!"

„Wollen Sie mir eine Fabel erzählen?" rief lachend Aurelie.

„Ich wollte, es wäre eine Fabel," erwiderte der Baron, „allein ganz Wien wird Ihnen die Wahrheit meiner Worte bezeugen. Ihr Unwohlsein hat Sie bis jetzt verhindert, sich mit eignen Augen von der Wahrheit der Wundermähr zu überzeugen, aber ich sage Ihnen, Sie werden sehen, daß ich die Farben nicht zu grell mische. Können Sie es glauben, daß in der letzten Gesellschaft bei Gräfin Senden Wartenberg eine Schleife, welche Gräfin Alma von ihrem Gürtel verlor, eilig aufhob, sie heimlich küßte und sie dann wie ein schwärmerischer Liebhaber in seiner Brust verbarg? Pierre, der, wie Sie wissen, mir ganz ergeben ist, versichert mir, daß der Graf das welke Bouquet, welches seine Gattin getragen, jedesmal der Kammerfrau abkauft,

und so ein welkes Bouquet zu Herrn Pierre's großem Aerger oft mit einem Goldstück bezahlt! Diese Blumen werden tausendmal geküßt und sorgfältig wie Heiligthümer aufbewahrt!"

„So ist er wahnsinnig, oder doch nahe daran, es zu werden!" rief erstaunt die Baronin.

„Dieser Ansicht ist man sowohl in der Gesellschaft, als in seinem Hause," bekräftigte der Baron, „und mich soll es wirklich nicht Wunder nehmen, wenn man nächstens hört, daß Graf Wartenberg seine Residenz im Irrenhause aufgeschlagen hat."

„Und wie ist die Gräfin in ihrem Benehmen, in ihrer Unterhaltung?" forschte Aurelie weiter, welche anfing zu fürchten, daß diese neue Erscheinung ihr das Zepter der Gesellschaft entwinden möchte, worauf sie doch allein nur Anspruch zu haben glaubte.

„Sie ist höflich und kalt," erwiderte der Baron, „die Bewunderung, welche ihr Erscheinen allemal hervorruft, scheint sie weder zu freuen, noch ihr unangenehm zu sein. Ihr schönes Gesicht bewahrt denselben ruhigen, oft gleichgültigen

Ausdruck, und sollte es der Spiegel ihrer Seele sein, so möchte ich diese Seele mit einem hellen, klaren, aber unbeweglichen Gebirgssee vergleichen, dessen Tiefe man von der Oberfläche nicht ermessen kann."

„Und wie nahm sie Ihren Besuch auf? Sie waren doch in ihrem Hause?"

„Natürlich eilte ich gleich bei der Nachricht von Wartenbergs Ankunft zu ihm, und ließ mich dann auch bei der Gräfin melden. Sie empfing mich höflich und kalt, wie man jeden Fremden empfängt, und wer diesem Besuch beigewohnt hätte, würde versucht gewesen sein zu glauben, daß sie mich nie zuvor erblickt habe."

„Sonderbar!" sagte Aurelie, „und hat sie meiner erwähnt?"

„Mit keiner Sylbe, auch zog sie sich, unter dem nichtigen Vorwand eines unabweislichen Geschäfts, bald zurück, und bat ihren Mann, mir Gesellschaft zu leisten."

„Hm! wir wollen sehen, ob sie auch bei meinem Anblick dieselbe Gleichgültigkeit bewahren

wird, und ob Aurelie von Hartenstein eine Rivalin zu fürchten hat!“

Während dieses Gesprächs im Hause der Baronin schlug auch ein andres Herz in rascheren Schlägen bei dem Gedanken, wieder in Almas Nähe zu leben, und aus der Ueberfülle dieses Herzens strömten die Worte auf das Papier. Ottomar war es, der dem Freund den Jubel seiner Seele, so wie die Scham, die sie durchzuckte, mittheilen mußte.

„Ich bin gerettet, Karl,“ schrieb er mit fliegender Feder, denn sie ist mir wieder nah! Als ich zum ersten Mal wieder in ihr klares, treues Auge blickte, da wurde es licht um mich her, und ich sah die Schlingen, die der Geist der Finsterniß unter Blumen um mich her gelegt hatte. Ihr Anblick hat mich wach gerufen aus dem Taumel, der meine Sinne umfing, daß ich zurückbebte vor dem Abgrund, an dessen Rand ich stand und in dessen Tiefe ich ohne ihr Erscheinen vielleicht sinnlos hineingetaumelt wäre. Auf meinen Knieen habe ich ihr in meinem Herzen

mein Unrecht abgebeten, daß ich, nachdem ich sie gekannt, sie geliebt, nein, angebetet hatte, noch kämpfen mußte, um den Lockungen zur Sünde zu widerstehen, ja daß ich ihnen fast erlegen wäre."

„Als sie mir die schöne Hand zum Willkommen reichte, als der freundliche Blick mir wieder lächelte, da fühlte ich alle Bande von mir abfallen, die mich an eitle nichtige Dinge fesselten, und die Liebe zu allem Schönen und Großen zog wieder siegreich ein in mein Herz."

„Erst war mir der Gedanke fast unerträglich, sie die Heilige und Reine in der Gewalt ihres unwürdigen Gatten zu wissen, und Verzweiflung ergriff mich, wenn ich dachte, daß ich mir einen Theil der Schuld an diesem Unglück beimessen müßte. Aber als ich den Grafen an ihrer Seite gesehen hatte, da schwiegen die Furien der Eifersucht, und ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, der seinen Himmel verscherzt hat, welcher ihm nun auf immer verschlossen ist, fand Raum in meiner Seele. Sie hat mir gestattet, sie öfter zu sehen, ja wieder wie sonst ihre Studien zu leiten, und der Graf, der keinen andern Willen

kennt, als den ihrigen, hat mich selbst dazu aufgefordert. So werde ich denn das unaussprechliche Glück genießen, in ihrer Nähe zu leben, den Klang ihrer Stimme zu hören und von dem reinen Strahl ihres Auges erwärmt und beseligt zu werden. Wie das reine Licht der Sonne dem künstlichen Kerzenlicht gegenüber, so steht Alma in ihrer Reinheit, in ihrer Wahrheit und Schöne jener Aurelie gegenüber, die meine geblendeten Sinne fesselte, ohne mein Herz zu erwärmen. Mir war es, als ich Gräfin Wartenberg wiedersah, als wenn man nach einer durchschwärmten Ballnacht plötzlich die dicht verhängten Fenster öffnet und der Strahl der Sonne siegreich das Licht der Kerzen erbleichen läßt und das glanz- und farblos zeigt, was bei dem erborgten künstlichen Licht uns schön und blendend dünkte. Im erwärmenden Schein dieser wohlthätigen Sonne will ich fortan wandeln, und den falschen Flitter, den erborgten Glanz fliehen, auf daß mein schwaches Auge nicht geblendet werde und Rauschgold für ächtes, klingendes Metall nehme."

„Fürchte aber nicht, Karl, daß diese Liebe

mich den Interessen des Vaterlandes abwendig machen wird! Du schreibst mir: „„Halte Dich wach, denn große Ereignisse bereiten sich vor, und ein Augenblick kann Alles umgestalten!““ Ich bin wach, Karl, und der Augenblick wird mich gerüstet finden. Mein Vaterland ist meine erste Liebe und wird meine letzte sein, und kein Band wird mich zurückhalten, wenn die hehre Jungfrau Germania ruft!“

„Ich habe viele Verbindungen mit gleichgesinnten Jünglingen angeknüpft, die nur ein Geist beseelt, und die treu zu einander stehen werden in den Stunden der Gefahr. „„Und dabei liebst Du eine Gräfin, eine Hochgeborne?““ wirst Du fragen. Ja, Karl, aber diese Gräfin ist eine Tochter Deutschlands, die das eigne Glück zum Wohl ihres Vaterlandes willig zum Opfer bringen würde. Und welchen Nachtheil könnte diese Liebe mir bringen? Ich liebe Alma Wartenberg wie der gläubige Katholik die gebenedeite Jungfrau liebt, und auch diese Rechtgläubigen gehören ja mit Herz und Seele den Bestrebungen der Jetztzeit an. Darum fürchte nichts, Karl, Dein Freund

wird, wenn die Stunde schlägt, seinen Namen bewähren und wird siegen oder fallen als ein Held."

Mit großer Sorgfalt hatte sich Aurelie indessen zu ihrem ersten Zusammentreffen mit Gräfin Wartenberg vorbereitet. Alles, was die Künste der Toilette vermochten, hatte sie aufgeboten, um ihre äußere Erscheinung so glänzend als möglich zu machen. Sie wollte die gefeierte Gräfin an Schönheit und Anmuth überstrahlen, welcher Triumph um so größer sein würde, da diese den Vortheil der Jugend vor ihr voraus hatte. Sie an Geist und an geselliger Gewandtheit zu überflügeln und ihr zu imponiren, glaubte sie gewiß zu sein, und so ging ihr ganzes Bestreben nur dahin, auch durch die äußere Erscheinung den Sieg zu erringen.

Es war in einer großen Soirée beim Fürsten M........, als beide Frauen zuerst wieder zusammentrafen, Alma war, ihrer Gewohnheit gemäß, einfach, aber gewählt, gekleidet, ihr ganzer Schmuck war ihre Jugend und ihre Schönheit.

Den schlanken Leib umgab in reichen Falten das schwere, weiße Atlaskleid, und den schönen Kopf zierten nur die reichen, von einem mit blauen Steinen besetzten Pfeil gehaltenen, Flechten des goldnen Haares. Aurelie strahlte von Diamanten, die in dem nachtschwarzen Haar wie Sterne funkelten, während ihr reich mit Gold durchwirktes Kleid von hochrother Seide das Auge blendete. Hätte Ottomar die beiden Frauen jetzt gesehen, so würde sein Vergleich der glänzenden Ballnacht mit der reinen Tageshelle wieder lebhaft vor seine Seele getreten sein.

Mit erkünstelter Herzlichkeit nahte sich Aurelie der Gräfin und sprach ihr ihre Freude aus, sie wieder in Wien zu sehen.

Alma empfing die Frau, die ihr Lebensglück untergraben hatte, ruhig, ohne äußere Zeichen einer Bewegung, und beantwortete ihre Begrüßungen höflich, aber kalt.

Aurelie wurde durch diese Ruhe und Gleichgültigkeit sichtlich außer Fassung gebracht, und da sie in den Blicken der Umstehenden nur Mißbilligung zu lesen glaubte, so zog sie sich mit

einem Gefühl der Beschämung zurück, welches bisher ihrer Seele fremd gewesen war.

Seit die Neigung zu Ottomar ihr ganzes Herz erfüllte, hatte sie ihre übrigen Verehrer vernachlässigt und ihnen oft ihre Thür verschließen lassen, und so kam es, daß die verwöhnte Frau sich jetzt einen Augenblick verlassen sah, da auch die Frauen sich sichtlich von ihr zurückzogen. Baron Helmbold war noch nicht in der Gesellschaft, und Graf Wartenberg blieb unausgesetzt in der Nähe seiner Gemahlin, und so empfand Aurelie zum ersten Male in ihrem Leben das demüthigende Gefühl einer augenblicklichen Nichtbeachtung.

Erstaunt sah Helmbold, als er bald darauf eintrat, die sonst stets umlagerte Frau jetzt fast vereinsamt stehen, und eifrig war er bemüht, mit einigen Herren seiner Bekanntschaft ein Gespräch anzuknüpfen und sich so mit ihnen der Baronin zu nähern, die er dann für die Dauer der Gesellschaft nicht wieder verließ, indem er geschickt die Unterhaltung so zu lenken wußte, daß Aurelie den ganzen Reichthum ihres Geistes entfalten

konnte, was bald wieder einen Kreis von Bewunderern um sie versammelte.

Wenn aber auch durch die Gewandtheit des Freundes die augenblickliche Niederlage geschickt ausgeglichen wurde, so konnte doch Aurelie der Urheberin, wofür sie Alma fälschlich hielt, diese Demüthigung nicht verzeihen, und als sie nun hörte, daß Ottomar das Wartenbergsche Haus fast täglich besuchte, während er sich immer mehr von ihr zurückzog, so brach ihr Unwille in hellen Flammen hervor. Aber so sehr sie sich auch bemühte, zu irgend einer Gewißheit zu gelangen, so eng sie auch die arglose Alma mit bezahlten Spähern umstellte, immer blieb es ihr unmöglich, irgend Etwas zu entdecken, was ihren Argwohn zur Gewißheit erhoben hätte, und die rächende Vergeltung ließ sie jetzt, allen Qualen der Eifersucht preisgegeben, den Schmerz empfinden, den sie ohne Schonung so manchem Frauenherzen bereitet hatte.

Der Graf war fast immer bei den von Ottomar ertheilten Unterrichtsstunden gegenwärtig, und nie schien die Gräfin eine Gelegenheit zu suchen,

ohne Zeugen mit dem jungen Lehrer zu sein, im Gegentheil mußten Aureliens Kundschafter berichten, daß sie oft selbst Graf Anselm, der mit dem Vetter ausgesöhnt das Wartenbergsche Haus besuchte, veranlaßte, ihr dabei Gesellschaft zu leisten.

Auch Ottomar entging allen noch so geschickt gestellten Fragen der schlauen Frau, und wenn er auch ihre Nähe immer mehr zu vermeiden strebte und ihrem sichtlichen Entgegenkommen nur ausweichende Gleichgültigkeit entgegensetzte, so nahm er sich doch sorgfältig in Acht, über Gräfin Wartenberg mit zu lobender Anerkennung zu sprechen, ja er vermied überhaupt diesen Gegenstand des Gesprächs gern. Die Stunden, welche er in Almas Nähe zubringen durfte, waren ihm zu werth, als daß er sich der Gefahr hätte aussetzen sollen, sie sich rauben zu lassen. Mit richtigem Takt sah er ein, daß Aurelie, sobald sie Gewißheit über seine Gefühle erlangt habe, Alles aufbieten würde, ihn aus Almas Nähe zu entfernen, was ihr dadurch, daß sie in der Seele des Grafen Eifersucht und Argwohn wecken ließ, nur zu leicht

gelingen konnte. Er zog es daher vor, sich lieber, so schwer es ihm auch wurde, zu verstellen, Aureliens Umgang nicht ganz zu meiden und sie namentlich im Dunkel über die Gefühle zu lassen, die sein Herz bewegten. Als reiche Entschädigung für diesen Zwang dienten ihm die kurzen ihm gegönnten Unterhaltungen mit Gräfin Wartenberg, in denen sich ihre schöne Seele frei entfaltete und die Güte ihres Herzens ungescheut hervortrat. Unbegreiflich war es ihm, sowie Allen, welche Alma genauer kannten, daß bei dieser Gemüthsrichtung die Reue und leidenschaftliche Liebe ihres Gatten durchaus keinen Eindruck auf sie machte, und wenn gleich er im Herzen sich dieser Kälte und anscheinenden Härte freute, so konnte er doch nicht umhin seine Verwunderung darüber gegen Graf Anselm auszusprechen.

„Ich selbst und die Gräfin Mutter tragen hieran wohl theilweise die Schuld," erwiderte Graf Eichhorst, „wir haben, um ihr die Kraft zu verleihen, ihr herbes Geschick mit Würde und Ergebung zu ertragen, dem Geiste der jungen Gräfin eine zu ernste Richtung, ihr selbst einen

zu hohen Begriff von der Würde der Frau gegeben. Dazu kommt, daß dienstwillige Freunde ihr die Berichte von den Ausschweifungen des Grafen nicht erspart haben, denen sein Anblick freilich nicht widersprach. Gräfin Linden erzählte mir, daß Alma, als der Graf sich ihr näherte, sichtlich von einem innern Grauen erfaßt worden sei, und nach Allem was ich selbst seither habe beobachten können, hegt die Gräfin einen unbesiegbaren Widerwillen gegen ihren Gatten. Seine äußere Erscheinung scheint ihr Ekel zu erregen und seine geistige Nichtigkeit ihrer stolzen Seele Verachtung einzuflößen; und dies sind Merkmale, die eine völlige Aussöhnung zwischen den Eheleuten wohl kaum erwarten lassen. In eine Scheidung würde der Graf jetzt, wo er in heißer Liebe für seine schöne Gattin entbrannt ist, nimmer willigen, und so unterwirft sich die Gräfin ihrem Schicksal und erträgt als ein unvermeidliches Uebel seine Liebe, wie sie ehemals seine Vernachlässigung ertrug!"

Ottomar empfand eine schmerzliche Rührung bei dieser Erzählung, er beklagte innig das Schick-

sal der geliebten Frau, welches ihr jede Freude der Jugend verkümmerte, denn Alma schien gleichgültig gegen die Vergnügungen der großen Welt, und sah theilnahmlos ihrem Treiben zu; aber im Geheim fühlte er eine gewisse Befriedigung über ihre fremdartige Stellung gegen ihren Gatten. Zu bescheiden, um sich zu irgend einem Anspruch auf die schöne, so hoch über ihn stehende Frau berechtigt zu glauben, war ihm doch der Gedanke unerträglich gewesen, daß ein Andrer das besitzen sollte, was er nur aus der Entfernung wie ein Gnadenbild betrachten und verehren durfte. Zwar hatte Almas ganzes Wesen gegen Graf Wartenberg diese ihn verzehrende Eifersucht schon sehr gemildert, und ihm Mitleid mit dem zu Tantalus-Qualen verurtheilten Grafen eingeflößt, allein Anselms Mittheilungen beruhigten sein argwöhnisches Gemüth auch für die Zukunft, und der Gedanke, daß Almas Liebe, die ihm versagt bleiben mußte, auch für jeden Andern ein unerreichbares Gut sei, gewährte ihm Trost und Beruhigung.

So vergingen mehrere Wochen in ziemlich

gleichmäßiger Weise, und Ottomar fing an wegen seines Verhältnisses zu Aurelien, welches ihm mit jedem Tage drückender wurde, ernstliche Besorgnisse zu hegen. Es war ihm bisher jede Verstellung so fremd gewesen, daß es ihm unendlich schwer wurde Frau von Hartenstein gegenüber eine Aufmerksamkeit, ein Interesse zu zeigen, welches seinem Herzen fern war, wozu er aber aus Rücksicht für Alma sich verbunden glaubte. Auf der andern Seite fürchtete er bei Aureliens heftigem Charakter und ihrer täglich zunehmenden Leidenschaft endlich einen unüberlegten Schritt von ihrer Seite, und dann würde es mit seiner Verstellungskunst zu Ende gewesen sein, denn ganz unmöglich schien es ihm geradezu Gefühle zu heucheln, und er hatte schon den Entschluß gefaßt, Wien auf einige Zeit zu verlassen und sich so aller Verlegenheit zu entziehen. Er wollte lieber dem Glück, Alma zu sehen, entsagen, als sich selbst ungetreu werden, und schon hatte er Anselm, der genöthigt war auf einige Wochen nach Tyrol zu gehen, gebeten, ihm zu erlauben, die Reise mit ihm zu machen, als plötzlich seine

Gedanken eine andere Richtung erhielten, und ihm das längere Verweilen in Wien zur heiligen Pflicht wurde.

Wie ein electrischer Schlag zuckte die Nachricht von Ereignissen in Frankreich durch alle Classen der Bevölkerung in Wien, und belebte die Hoffnung aller derjenigen, welche wesentliche Verbesserungen anstrebten. Die Gemüther waren in der größten Spannung, überall wollte man die neuesten Nachrichten sogleich vernehmen, und die Zeitungen mußten an öffentlichen Orten laut vorgelesen werden, da die Menge der Wartenden nicht anders befriedigt werden konnte. Die sonst nur dem Vergnügen, dem fröhlich heiterm Leben ergebenen Wiener, schienen jetzt nur der Politik zu leben, man stieg auf Tische und Bänke, um das Wort des Vorlesers deutlicher zu vernehmen, der von der mittlern Tafel aus das Auditorium beherrschte. Eine allgemeine Bestürzung verbreitete die Nachricht von der Flucht des greisen Königs, Louis Philipp. Seine Abdankung zu Gunsten seines Enkels hatte man ohne zu große Besorgnisse vernommen, allein die Gewißheit der

Anstrebung einer Republik erfüllte die Gemüther der aristokratischen Partei mit Schrecken. Auch die Regierung schien nicht ohne Sorgen, bedeutende Veränderungen wurden in der Armee und der Verwaltung vorgenommen. Männer wurden an die Spitze gestellt, von denen man glaubte, daß sie das Vertrauen des Volks genössen, große Geldsendungen wurden nach Italien geschickt, wohin auch mehrere Regimenter abgingen. Wien hatte wie durch einen Zauberschlag seine Physiognomie in wenigen Tagen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Wo man sonst heitere Lebenslust oder fröhliche Sorglosigkeit auf den Gesichtern erblickte, da sprach jetzt bange Besorgniß aus den ernsten Zügen, und wo sonst trüber Ernst oder finstres Grollen herrschte, da durchbrach der innere Jubel jetzt die finstern Wolken, und der Strahl froher Hoffnung leuchtete aus den sonst stets gesenkten Augen. In den höchsten Regionen war man nicht ohne Besorgnisse, wenn gleich das Cabinet sich das Ansehen gab, mit Ruhe und Fassung den Ereignissen entgegen zu sehen, sowie man in den höhern Schichten der Gesellschaft ebenfalls

sehr lebhaft davon sprach, daß zum Glück die weithin auch unter den Boden von Italien und Deutschland gelegte Mine in Paris früher aufgeflogen sei, als es in der Berechnung der Brandstifter gelegen habe, und die Krisis also ohne Gefahr vorübergehen würde. Freilich sei hierzu nöthig, sich fest an die Regierung anzuschließen, und treu zu einander zu stehen, dann sei aber auch durchaus nichts zu fürchten; aber trotz dieser tröstenden Verheißungen konnte der aufmerksame Beobachter doch nur zu gut die ängstliche Besorgniß in den verstörten Gesichtern lesen.

Mit großer Spannung sah man der Eröffnung der niederösterreichischen Stände entgegen, Adressen und Petitionen wurden abgefaßt und zur Unterschrift ausgelegt, viele Blicke waren mit banger Vorahnung auf Ungarn gerichtet, wo man zuerst den Ausbruch des Sturms erwartete. Zwar beruhigte die Erklärung des Kaisers, daß er die politischen Veränderungen in Frankreich als eine innere Angelegenheit dieses Landes ansehe, in welche sich Oesterreich nicht einzumischen brauche, doch zeigte sich überall ein weit regeres politisches

Leben, als man es sonst in Wien zu sehen gewohnt war. Alle Tage steigerte sich diese Stimmung durch die Nachrichten, welche die fremden Zeitungen brachten, und wenn auch noch fern von jeder Gewaltsamkeit, so entwickelte sich doch der Geist des Fortschritts nach und nach immer mehr, und der kräftige Wille, eine Verbesserung in den bestehenden Verhältnissen herbeigeführt zu sehen, wurde überall lauter und ließ es an mannigfachen sehr bezeichnenden Aeußerungen nicht fehlen. Ein reges Leben herrschte unter der begeisterten Jugend, die Studenten versammelten sich, um dem Kaiser selbst eine Adresse zu übergeben, und nur mit Mühe gelang es einigen der beliebtesten Professoren, sie von diesem Vorhaben abzubringen, jedoch nur unter dem Versprechen, daß diese geachteten Männer sich selbst zum Kaiser begeben und ihm die Wünsche des Corps vortragen würden.

In dieser Aufregung und diesem unruhigen Umhertreiben fand Ottomar kaum einen Augenblick der Sehnsucht seines Herzens zu genügen. Erst spät am Abend konnte er das Haus des

Grafen Wartenberg besuchen, wo er im Vorzimmer den alten Joseph zwischen leeren Koffern fand.

„Was geht hier vor?“ rief er lebhaft, „will die Gräfin Wien verlassen?“

„Der Herr Graf wollten abreisen,“ erwiderte Joseph, „allein die Frau Gräfin zogen es vor zu bleiben, und so haben wir denn Gegenbefehl erhalten.“

„Gott sei gelobt,“ rief der junge Mann, indem er eilig in das Zimmer der Gräfin trat.

Alma war allein, da der Graf mit Graf Anselm gegangen war, um Erkundigungen einzuziehen.

„Der Graf hat Wien verlassen wollen?“ rief Ottomar in höchster Aufregung, „o, um Gottes Willen, willigen Sie nicht ein! sind Sie fern von hier, kann ich Sie nicht schützen, während, wenn Sie blieben, keines dieser schönen goldnen Haare gekrümmt werden soll!“

„Also ist es doch wahr,“ sagte trüb die Gräfin,

„was eine bange Ahnung mir längst zuflüsterte? Sie sind betheiligt in diesem Kampf der Völker gegen ihre rechtmäßigen Fürsten? Sie helfen die Wirren mit heraufbeschwören, die uns Alle hinabziehen werden in den Abgrund der Anarchie!"

„Die uns zu dem machen werden, wodurch uns allein Werth verliehen wird, Gräfin, zu freien glücklichen Menschen!" rief begeistert der Jüngling. „Nicht Anarchie ist es, welche herauf beschworen wird, nein die schöne hehre Göttin, die Freiheit, will man entfesseln und von den Banden befreien, die sie so lange trug! O, zagen Sie nicht," fuhr er lebhaft fort, „vertrauen Sie der guten gerechten Sache! Einen schönen lebenswarmen Tag will man heraufführen an dem Himmel unsres deutschen Vaterlandes, und Deutschlands edle Fürsten werden dazu die Hand bieten, sie werden den Wünschen ihres Volk entgegen kommen, wenn nur die Stimme dieses Volks erst den Weg bis zu ihrem Ohr gefunden hat, wenn die Hindernisse hinweg geräumt sind, die bis jetzt sich trennend zwischen Fürst und Volk stellten, und die Kinder erst keines Vermittlers mehr be-

dürfen, um zu ihrem Vater zu sprechen! Bleiben Sie in Wien, vertrauen Sie dem guten Geiste der Bevölkerung, und helfen Sie den Tag mit feiern, der unsre schönsten Hoffnungen mit Erfüllung krönt! Lassen Sie mich diese Beruhigung mit hinweg nehmen, denn leider kann ich nur Minuten bei Ihnen verweilen, doch werde ich über Sie und Ihr Haus wachen, und jede Gefahr fern von Ihnen halten!"

„Sie sehen ich bin ruhig," erwiderte Alma, „ich zage nicht, und werde Wien nicht verlassen, allein Ihr Schicksal bekümmert mich. Bringen Sie Ihr Leben nicht einer Chimäre zum Opfer," fuhr sie lebhafter fort, „gehen Sie nicht über die Grenzen des Möglichen!"

„Der Mann muß seiner Ueberzeugung leben, sowie er ihr sterben muß! Ist es ein Traum, den wir träumen, Gräfin, so werden wir das schmerzliche Erwachen ertragen müssen, aber erst muß uns die Gewißheit werden, daß wir nur geträumt haben! Dürfen wir aus bloßer Furcht der Unzulänglichkeit unsrer Mittel das begonnene Werk unvollendet lassen? dürfen wir zurücktreten,

bevor wir diese Vollendung nicht einmal versucht haben? Sollen wir aus scheuer Besorgniß die Früchte Jahrelanger Bestrebungen aufgeben, jetzt da wir im Begriff sind unsre Hand danach auszustrecken?"

„So gehen Sie mit Gott," rief Alma, indem Sie dem Jüngling die Hand reichte, „ich will für Sie, ich will für uns Alle beten!"

Bald, nachdem Ottomar das Haus verlassen hatte, traten die beiden Grafen bei Alma ein.

„Wirst Du Dich noch nicht zur Flucht entschließen, Alma?" rief der Graf, „Wien ist im Aufstand, auf einem der öffentlichen Plätze ist bereits Blut geflossen. Die Kanonen auf der Burg sind geladen, zahlreiche Truppen aufgeboten, und wie es heißt, sollen die Vorstädte von der Stadt bereits abgesperrt sein."

„Wenn dem so ist," erwiderte die Gräfin, „so wäre unsre Flucht schon unmöglich oder doch sehr beschwerlich, auch glaube ich, sind wir nirgends sicherer als eben hier in Wien."

„Ich stimme der Ansicht der Gräfin bei," sagte Anselm, „in dieser Zeit der allgemeinen

Aufregung scheint mir eine weitere Reise nicht rathsam. Man kennt die Stimmung des Landvolks nicht, und hier in der Stadt scheinen mir die Zustände nicht so gefährlich als Sie fürchten, Graf Wartenberg. Die Bürgerschaft hat es gewagt den gewöhnlichen labyrinthischen Schneckengang zum Throne zu überspringen, die ganze Büreaukratie ist übergangen worden, und in dem Gewerbverein hat man unter dem allgemeinen begeisterten Beifall der zahlreich versammelten Bürger, dem Erzherzog Franz Karl eine Adresse an den Kaiser übergeben. Lassen Sie uns die Folgen dieses Schrittes abwarten, sie können nur gut sein und werden die Gemüther beruhigen!"

„Held war bei Dir, wie ich höre," sagte Graf Wartenberg, sich zu Alma wendend, „welche Nachrichten brachte er? und was rieth er Dir zu thun?"

„Er war der Meinung ruhig in unserm Palais zu bleiben, und war sonst voll der schönsten Hoffnungen für die Zukunft."

„Ich fürchte, unser junger Freund spielt ein gewagtes Spiel," sagte Anselm, „ich sehe ihn

überall, er scheint sich zu vervielfachen, und mir bangt für seine Zukunft, wenn gleich sein schöner Enthusiasmus, sein reger Eifer alle Anerkennung verdient!"

„Er wird sich täuschen, wie so viele, die nur in ihren Träumen leben," erwiderte Wartenberg, „man sollte diese Nachtwandler, die auf den Dächern herum klettern, zurückhalten, sonst werden sie nicht eher zu sich kommen, als bis sie von ihrer schwindelnden Höhe herunter auf das harte Pflaster der Wirklichkeit gestürzt sind! Die meisten dieser enthusiastischen Narren werden nur als Werkzeuge gebraucht, was sie aber, in ihrem Freiheitstaumel befangen, zu blind sind einzusehen. Die eigentlichen Leiter dieser unglückseligen Wirren, die größtentheils dem Mittelstande angehören, bezwecken nichts andres, als Alles was über ihnen steht niederzureißen, um dann selbst in die ersten Reihen zu kommen. Sie begehren, daß der Adel willig alle seine Rechte opfere, würden aber über Raub und Diebstahl schreien, muthete man ihnen zu ihren ärmern Brüdern auf den niedrigern Stufen einen Theil ihres Eigenthums

abzutreten! Als wenn die Rechte des Adels nicht auch ein erworbenes Eigenthum wären, so gut als Haus und Hof dieser Herren! Das Nivelirungssystem, welches sie predigen, geht nur bis zu der Stufe der Gesellschaft, auf welcher sie selbst eben stehen und die sie gar zu gern mit einer höhern vertauschen möchten, denn eine allgemeine Gleichheit zu erzielen, kommt ihnen wahrlich nicht in den Sinn! Diese Herren benutzen nun zu ihren egoistischen Zwecken solche enthusiastische Jünglinge, denen ich ihrer Einfalt wegen ihr Schicksal gönne, doch der Held dauert mich, er ist sonst ein ganz vernünftiger Mensch, und Du solltest ihn von seinem Freiheitsschwindel zu bekehren suchen, Alma, denn auf Euch Frauen hören solche Phantasten noch eher als auf einen vernünftigen Mann!"

Eine leichte Blässe flog über die Wangen der Gräfin, doch erwiderte sie äußerlich ruhig: „ich glaube nicht, daß Herr Held zu denjenigen Menschen gehört, die ihre Ueberzeugung schnell ändern und sich so leicht von ihrem einmal gefaßten Entschluß abbringen lassen, und deshalb will ich

den Bekehrungsversuch lieber geschicktern Händen als den meinen überlassen."

Während im Wartenbergschen Palais diese Berathungen gepflogen wurden, durchschritt Aurelie in lebhafter Bewegung ihr Zimmer. Sie hatte Ottomar in mehreren Tagen nicht gesehen, und stündlich sendete sie Boten aus, um ihn zu sich zu bescheiden, aber alle kehrten mit der Nachricht zurück, daß Herr Held seit mehreren Tagen nur auf Augenblicke in seine Wohnung gekommen wäre, und Niemand wüßte, wo er aufzufinden sein würde. In der fürchterlichsten Angst sendete sie zu dem Baron, und als dieser wenige Augenblicke darauf bei ihr eintrat, beschwor sie ihn ihr Nachricht von Ottomar zu verschaffen.

„Herr Maler Held muß sich glücklich schätzen der gefeiertsten Frau in Wien ein solches Interesse einzuflößen," sagte kalt und spöttisch der Baron.

„Um Gottes Willen, Helmbold," rief Aurelie in höchster Aufregung, „jetzt keine Sarkasmen, spielen Sie nicht mit meiner Angst, sondern eilen Sie und bringen Sie mir Nachricht."

„Ich sagte Ihnen einst: Aurelie spielen Sie nicht mit der Flamme! Ich war ein vergeblicher Warner, damals wurde ich verlacht und ...“

„Und jetzt verzehrt mich diese Flamme, mit der ich damals spielte,“ sagte dumpf die Baronin, „ich weiß es, ich habe dessen kein Hehl, aber wenn Sie jemals mein Freund waren, so verlieren Sie nicht die kostbaren Augenblicke mit zu späten Vorwürfen und nutzlosen Betrachtungen, sondern eilen Sie meiner Angst zu wehren, mich zu beruhigen!“

„Die Gefahr ist ja noch nicht so groß,“ erwiderte eiskalt der Baron, „doch ich gehe, weil Sie es wünschen, gnädige Frau, und hoffe Ihnen Nachricht von dem Glücklichen zu bringen, der wie Alle vom Geschick Verwöhnten, sein Glück so wenig anerkennt.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Aurelie warf sich, um der innern Angst zu gebieten an den Schreibtisch.

„Die Welt scheint aus ihren Fugen zu gehen, Elise,“ schrieb sie der Freundin, „und das alte Chaos uns aus der Tiefe anzugähnen. Volkstumult durchtobt die Straßen von Wien, Schüsse

krachen durch die Nacht, und der Ruf der Sturmglocken schlägt bang an mein Ohr! — Wer diese friedliche lebenslustige Stadt noch diesen Morgen sah, konnte sie um die Mittagsstunde kaum erkennen und glaubte sich am Nachmittag mitten in den Tumult der Julirevolution versetzt. Jetzt um neun Uhr Abends gleicht die Stadt einem Mährchen aus Tausend und einer Nacht. Lichter flammen an allen Fenstern, Bürgermilitär durchzieht die Straßen, und lauter Jubelruf erschallt von allen Seiten! Und was ist es, was diese blutigen Scenen plötzlich in Scenen der Freude und der Lust verwandelt hat? wirst Du fragen. Der Fürst Metternich hat abgedankt! schallt es durch die Straßen, und Menschen, die sich nie gesehen, umarmen sich in der freudigsten Aufregung. Aber mein Herz theilt nicht diese Freude, dies Entzücken, es schlägt von banger Besorgniß gehoben in meiner Brust, und seine krampfhaften Zuckungen drohen mich zu ersticken. Ich weiß nichts von ihm, dessen Bild meine ganze Seele füllt!

Blut ist geflossen, wer sagt mir, ob es nicht sein Blut ist, was diese gemeine Erde getrunken

hat, ob er nicht gefallen ist unter den Schwertern dieser rohen Krieger, denen jedes Erbarmen fremd ist? Ich habe Helmbold beschworen, mir Nachricht zu bringen, es zuckte wie Hohn um seinen Mund, und ich glaube, er sagte mir bittere, demüthigende Dinge. Seine Worte schlugen wie leerer Schall an mein Ohr, denn ich hatte nur einen Gedanken, ein Gefühl, meine Sorge um Ottomar!

Welche Ereignisse in vier und zwanzig Stunden! Bürger und Studenten durchziehen die Straßen, überall aus den Fenstern fliegen weiße Schleifen und Kränze auf sie herab, welche die Jünglinge mit ihren Säbeln auffangen und als Trophäen herumtragen. Auch mir hat man Blumen und Bänder gebracht, doch der von mir geworfene Kranz kann nur seine Stirn krönen, und er? —

Juble mit mir, Elise, Ottomar lebt, er war es, den seine Freunde im Triumph auf ihren Schultern vor die Staatskanzlei trugen, nachdem er im Hof des Ständehauses Alles durch das Feuer seiner Rede begeistert hatte. Soll ich nicht stolz sein diesen Jüngling zu lieben?

Fühlst Du mit mir Elise den Flügelschlag dieser großen Zeit? Ueberall flammt das Feuer der Begeisterung für die deutsche Sache, für ein großes einiges Deutschland mächtig empor. Die Jünglinge, welche sich einst auf den Universitäten zu diesem Zweck verbanden, sind zu Männern geworden, die jetzt mit Kraft und Umsicht die früher in stürmischer Jugendgluth entworfenen Pläne durchzuführen streben! Der aus Frankreich herübertönende Ruf der Freiheit hat ein Echo gefunden in jeder deutschen Brust, und wenn auch die dem Deutschen tiefinwohnende Liebe zu seinem angestammten Fürstenhaus den Gedanken einer Republik nicht in ihm aufkommen läßt, so strebt er doch die zu hart drückenden Fesseln zu brechen, und sich eine Einheit, eine vom Ausland geachtete Nationalität wieder zu erwerben!

Ich bat den Baron mich durch die Stadt zu begleiten, da in der innern Stadt die Ruhe ziemlich wieder hergestellt war. Dicht in meinen Mantel gehüllt ging ich an seiner Seite durch die Straßen. Wien glich einem Feldlager, überall Trommeln, Fahnen und Hurrahrufen, überall

Bewaffnete, die Brust mit einer weißen Schleife geschmückt, während aus den hell erleuchteten Fenstern weiße Fahnen wehten. Aus den Vorstädten herüber klang noch der Donner der Geschütze, indeß die innere Stadt von Jubel tönte. Bedeutende Abtheilungen bewaffneter Studenten kamen uns entgegen von ihren Professoren angeführt, am rothen Thurm stand der Director Karl mit seinen Künstlern; Nestroi und Scholz unter Waffen! und das Standbild des Kaisers Joseph trug eine Blumenkrone auf dem Haupt und eine Fahne mit dem Worte: Preßfreiheit, in der Hand. Mir war es, als sei der Erdball aus seiner Bahn gewichen und habe im raschen Umschwung eine neue Bevölkerung gewonnen. Als wir am Wartenbergschen Palais vorüber kamen, kam ein dicht in einen Mantel gehüllter Mann raschen Schrittes aus dem Portal. Mich durchzuckte es wie ein Dolchstoß, diese Formen schienen mir bekannt. Sollte es Ottomar sein? rief es in mir, sollte er zu ihr gehen, da er mich ohne alle Nachricht über sein Schicksal läßt! Eilig strebte ich dem schnell dahin Eilenden nach aber schon war er

meinen Blicken in der Menge verschwunden, und ich konnte keine Gewißheit erlangen.

Ich habe unter einem Vorwand in das Wartenbergsche Palais geschickt, die Dienerschaft wußte von keinem Besuch, Alles ist in unruhiger Bewegung gewesen, einige mit Einpacken beschäftigt, während andere die schon gefüllten Koffer wieder leerten. So ist es wohl nur ein eilig versendeter Diener des Hauses gewesen, den ich erblickte, und der dem aufgeregten Volk die gräfliche Livree sorgfältig verbarg.

In dem grollenden Meer der Volksbewegung scheint eine weniger stürmische Bewegung einzutreten. Langsam und majestätisch rollen sie dahin die brausenden Wogen, noch von weißen Schaum gekrönt, aber nicht mehr sich überstürzend und Alles vor sich niederreißend.

Von seiner Rundfahrt durch die Stadt, wo überall die lebhaftesten Beweise von Liebe und Anhänglichkeit ihm zu Theil wurden, in die Hofburg zurückgekehrt, hatte der Kaiser die Constitution verkünden lassen. Der Jubel überstieg Alles, was

die lebhafteste Einbildungskraft sich von dem höchsten Rausch der Freude Trunknes denken kann! — Mich trieb es hinunter in die Mitte dieser jauchzenden Menge, die mit Ausrufungen des Entzückens die Straßen durchzog. Hingerissen von einem und demselben Gefühl umarmten sich Hohe und Niedere, Vornehme und Geringe, und auch ich mag an der Brust manches ehrlichen Handwerkers, manches armen Arbeiters gelegen haben. Ich weiß nicht, was um mich vorging, ich war hingerissen von dem allgemeinen Entzücken, und stimmte jubelnd mit ein in den unendlichen Hurrahruf, den man auf allen Straßen dem gütigen Monarchen brachte. „Nimm den Kranz, schöne Sapho," rief plötzlich eine Stimme dicht in mein Ohr, und in demselben Augenblick fühlte ich, daß ein schnell Vorübereilender einen Lorbeerkranz in meine Locken drückte. Es mochte einer der mir bekannten Künstler sein, der mir diese Huldigung brachte, doch bemerkte ich dadurch erst, daß ich, vom Entzücken fortgerissen, hinabgeeilt war, ohne Hut und Shawl, und erschrocken zog ich mich zurück aus dem Gedränge.

Als ich wieder in meine Wohnung zurückgekehrt war, ward mir ein längst ersehntes Glück zu Theil, welches mir zugleich das vom Himmel heiß erflehte Wiedersehen Ottomars gewährte.

Ermüdet von der Aufregung der letzten Stunden, hatte ich mich auf meine Ottomane geworfen, als kriegerische Klänge und der hundertfache enthusiastische Ruf der Ungarn: „Eljen, Eljen!“ die Luft durchtönte. Begleitet von einer großen Anzahl ungarischer Studenten und empfangen und geleitet von einer Abtheilung der Nationalgarde zogen die ungarischen Magnaten in die Stadt. Vom Prater herein kamen sie, und auf ihrem Weg wehten aus allen Fenstern Tücher und Fahnen. Die Damen rissen die Blumen und Bänder von ihrem Kopfputz und warfen sie den Vorübergehenden zu. Besonders der Anführer des Zuges ward mit Blumen fast überschüttet, und eine frohe Ahnung ergriff meine Seele. Der Zug näherte sich meiner Wohnung, und bald hörte ich den weithin hallenden Ruf: „Es lebe Kossuth!“ Ich lehnte weit zum Fenster hinaus, um die edlen Züge recht in mich aufzunehmen, aber meine

Freude ward bald zum Entzücken, denn dicht an seiner Seite, unter der Schaar der ihn begleitenden Jünglinge, ging Ottomar! Ich riß die Blumen aus der mir zunächst stehenden Vase und warf sie dem edlen Ungar, dem Mann des Volkes, zu; der Strauß traf den Kopf seines Pferdes, welches scheu zur Seite sprang. Kossuth blickte auf und sein Blick schien einen Augenblick mit Wohlgefallen auf mir zu ruhen, während er dankend den Säbel senkte.

Auch Ottomar blickte auf zu mir, sein schönes Auge glänzte im Widerschein der Freude, und ein süßes Lächeln spielte um seinen Mund. Freudig schwenkte er den Säbel durch die Luft und senkte ihn dann zur Erde. Da hielt ich mich nicht länger, ich riß den Kranz, den, als ich den Jubel der Menge theilte, eine fremde Hand auf mein Haupt gedrückt hatte, aus den Locken und warf ihn dem Geliebten zu. Ottomar fing ihn auf mit der Spitze seines Säbels, und ein lebhaftes Roth überzog sein blühendes Antlitz. O, Elise, er war schön wie der jugendliche Apoll, um dessen schlanke Glieder der Gott des Krieges

selbst das Schwert gegürtet hatte. Meine Seele schwamm im Entzücken, und als der Zug vorüber war, warf ich mich mit geschlossenen Augen in die Kissen meiner Ottomane, um den so schnell vorüber gerauschten, seligen Moment noch einmal in der Erinnerung zu durchleben. Wie groß, wie erhebend ist doch der Enthusiasmus eines ganzen, großen Volks, Elise, wie fühlen wir uns getragen und gehoben von den Wellen dieser Begeisterung, und wie tritt vor ihr Alles in den Hintergrund! Was uns sonst groß und wichtig dünkte, erscheint uns in solchen Augenblicken klein und bis zur Erbärmlichkeit nichtig! Nur eins ist größer, gewaltiger in uns, als der Sturm, der die Nationen aus langem Schlaf aufrüttelt, nur eins ist mächtiger, als Enthusiasmus oder Furcht, nur eins läßt uns Alles um uns her vergessen und macht den Kühnen oft zaghaft, so wie es das schwache Frauenherz mit ungewohnter Kraft und Entschlossenheit stählt, und dieses Eine, Elise, das ist die allmächtige Leidenschaft, die unsre Brust erfüllt!

Aurelie."

Der brausende Strom war in sein Bett zurückgekehrt, die Furcht vor Pöbelherrschaft und Anarchie war verschwunden, und man gab sich ungetrübt den frohesten Hoffnungen für die Zukunft hin. In den ersten Wochen nach den drei großen Märztagen hatten zwar die Nachrichten der in andern deutschen Hauptstädten ausgebrochenen, unruhigen Bewegungen die Gemüther noch in Spannung erhalten; da aber auch dort die Wellen sich nach und nach legten, so überließ sich der gemüthliche, lebenslustige Wiener gern wieder dem gewöhnten Lebensgenuß, und mit Handel und Gewerbsbetrieb kehrte auch die alte sorglose Fröhlichkeit zurück.

Im Wartenberg'schen Palais war aber seit jenen Tagen eine trübe Stille eingetreten. Von der heftigen Aufregung des Gemüths ermattet und geschwächt, konnte der Graf die Folgen einer in jenen Tagen sich zugezogenen Erkältung nicht überwinden, und war nur selten und dann auch nur auf kurze Zeit im Stande, das Bett zu verlassen. Alma pflegte den Kranken mit der Geduld eines Engels und seltner Pflichttreue, wo-

durch es ihren Freunden fast unmöglich wurde, sie zu sehen und zu sprechen.

Ottomar litt schmerzlich unter dieser Entbehrung, denn wenn gleich Aureliens glühender Enthusiasmus in den Tagen des Kampfes und der Gefahr ihn lebhaft angezogen, und er seit dieser Zeit ihr Haus wieder öfter besucht hatte, so fühlte er sich doch bald durch ihre immer mehr hervortretende, aller weiblichen Zartheit Hohn sprechende Leidenschaft wieder unangenehm berührt. Almas Abgeschiedenheit von der Welt wurde ihm doppelt schmerzlich, je mehr die edle Weiblichkeit ihres ganzen Wesens, und der klare Geist, der aus ihren Worten sprach, ihn angezogen und gefesselt hatte, und er fühlte sich, seit die Krankheit des Grafen ihn aus ihrer Nähe verbannte, einsam und verlassen in der großen Kaiserstadt.

Die großen, das deutsche Vaterland in allen seinen kleinsten Theilen erschütternden Begebenheiten hatten in vielen Gemüthern einen Umschwung der Ideen veranlaßt, den man vor wenig Monden noch kaum für möglich gehalten hätte,

und auch in Aureliens Seele schien ein Entschluß zur Reife zu kommen, den sie früher als lächerlich und unmöglich verworfen haben würde. Ottomar hatte thätigen Antheil an der Bewegung der letzten Wochen genommen, sie hatte ihn an Kossuths Seite gesehen, seine Freunde hatten ihn im Triumph auf ihren Schultern getragen. Sie zweifelte nicht daran, er war zu etwas Großem bestimmt, und hierzu konnten ihre Reichthümer, ihr Einfluß ihm den Weg ebnen. Die Frau, die so seine Zukunft begründete, die ihm die Bahn zu Ansehen und Ehre öffnete, die würde er, ja die müßte er lieben, so wie später der Glanz seines Namens auf diejenige zurückstrahlen würde, die diesen jetzt noch unbekannten Namen mit ihm theilen wollte.

Die einmal gefaßte Idee bildete sich bald immer mehr aus, und die geschäftige, romantische Phantasie der schönen Frau ließ sie schnell zur Reife kommen.

Durch den Spott des Barons mißtrauisch gemacht, schwieg sie sorgfältig gegen den sonstigen Vertrauten, und wählte zum Werkzeug ihrer Pläne

einen weniger dabei betheiligten, aber deshalb nicht minder geschickten Beauftragten.

„Meine Lebensverhältnisse fangen an, sich sonderbar zu verwirren, Karl," schrieb Ottomar einige Zeit darauf an seinen Freund. „Man bietet mir Rang und Reichthum mit der Hand einer geistvollen schönen Frau, die, daran kann ich nicht zweifeln, mich leidenschaftlich liebt. Ich, der Namenlose, der von allen Glücksgütern Entblößte, soll in Ueberfluß schwelgen, soll, wenn ich es wünsche, auf den Höhen der Gesellschaft glänzen, oder der Weg soll mir gebahnt werden, um parlamentarische Größe und Ruhm zu erreichen! Und ich werde, ich muß dies Alles zurückweisen und der arme, namenlose Maler bleiben!

Du bist ein Narr, wirst Du sagen, rasch zugegriffen, ehe das launenhafte Glück Dir wieder enteilt!

Ich glaube Dich zu hören, Freund, Du hast vielleicht Recht, und dennoch kann ich nicht anders handeln, als ich thue. Sage mir, Karl, würdest Du einem Weibe die Hand zum ewigen

Hände reichen, wenn Dein Herz in heißer Liebe für ein anderes glühte? Wahrlich, Du würdest es nicht, Du würdest arm und unbekannt bleiben, wie ich, Du würdest es verschmähen, wie ich es verschmähe, Dich auf den Schultern einer Frau emporzuheben zu Rang und Ansehen. Doch laß Dir Alles folgerecht erzählen.

Vor einigen Tagen ward mir ein Herr gemeldet, der mein Atelier zu sehen wünsche. Wenn gleich ich nun wenig vorzuzeigen hatte, so ließ ich ihn doch eintreten, in der Hoffnung, vielleicht eine Bestellung zu bekommen, denn, beiläufig gesagt, habe ich jetzt fast nichts zu thun.

Der Fremde trat ein, und ich glaubte in ihm einen Geistlichen zu erkennen. Nachdem er aufmerksam die wenigen Bilder, welche ich vorzeigen konnte, betrachtet hatte, ließ er sich mit mir in ein Gespräch ein, und führte geschickt die Unterhaltung auf die letzten Ereignisse und auf den Antheil, den ich daran genommen habe. Ich glaubte eine versteckte Absicht dabei zu erkennen, und war einsilbig und vorsichtig in meinen Antworten, wodurch ich ihn zwang, deutlicher zu

werden und dem eigentlichen Zweck seines Besuchs näher zu kommen. So erfuhr ich denn, wenn gleich mit vielen Umwegen, daß, von meinem Enthusiasmus entzückt, eine vornehme Dame mir ihr Herz geschenkt habe, daß sie reich und schön sei und vielfache Verbindungen besitze, so daß ich als ihr Gemahl Anspruch auf die ersten Ehrenstellen oder auf alle mir sonst wünschenswerthe Auszeichnung machen könne.

Und diese vornehme Dame will ihren Namen mit dem eines ungekannten Malers vertauschen? fragte ich nicht ohne Erstaunen. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Aurelie war, von der der geistliche Herr vielleicht in ihrem Auftrag sprach; ich wußte, daß sie mich liebte, aber dennoch überraschte mich dieser Entschluß aufs Aeußerste.

„„Diese Dame liebt Sie, mein junger Herr,““ sagte lächelnd der Geistliche, „„und wenn die Weiber lieben, da kennen sie kein Maß und keine Grenzen. Niemand kann darüber besser urtheilen, als ihre Beichtiger! Wenn Sie wüßten, welche Extravaganzen der Beichtvater oft erfährt und zu vergeben hat, wahrlich, es würde Ihnen

weniger wunderbar erscheinen, daß eine vornehme Frau, in Zeiten, wie die jetzigen, sich entschließt, einem bürgerlichen Jüngling, den sie liebt, ihre Hand als Gattin zu reichen. Ein hochtönender Name läßt sich, wenn es sein muß, ebenfalls erreichen und dann hat der Freiheitsschwindel, das Edle, Schöne, Erhabene, oder wie Sie es sonst bezeichnen mögen, der allgemeinen Gleichheit, ja auch die Frauen ergriffen, und ich rathe Ihnen,"" fuhr er lachend fort, „„von dem Paroxismus Nutzen zu ziehen, ehe er verfliegt!""

Während der Rede des ehrenwerthen Herrn hatte ich mich gesammelt und meine Lage überblickt.

„Ich bin so überrascht," sagte ich, „daß ich unmöglich gleich einen Entschluß fassen oder eine bestimmte Antwort geben kann. Ich bitte mir einige Tage zu gönnen, um mich zu sammeln, während welcher ich darauf verzichte, den Namen der mir so gütig gesinnten Dame zu erfahren."

Der Geistliche lächelte, und der Ausdruck seines Gesichts schien zu sagen: er will sich wichtig

machen, er will die Sehnsucht noch mehr spannen, doch willfahrte er freundlich meiner Bitte und zog sich dann bald zurück.

Ich ging in großer Bewegung im Zimmer umher, in meiner Hand lag es, mein Schicksal für immer sicher zu stellen; Alma war für mich ein unerreichbarer Stern, den ich nur aus der Entfernung bewundern durfte. Aurelie wollte mir Alles opfern, Stand, Rang und Vorurtheile; ihre Schönheit, ihre geistige Frische und Beweglichkeit machte den Unterschied der Jahre weniger fühlbar, und was vielleicht noch mangelte, das ersetzte die tiefe Liebe, die sie antrieb, einen so fremdartigen Schritt zu thun. Aber sollte ich sie täuschen, diese Liebe, sollte ich mit Almas Bild im Herzen ihr meine Hand reichen und schon am Altar einen Meineid schwören? Ich vermochte es nicht, und nur schleunige Flucht schien mir hier einen Rettungsweg zu bieten. Schnell entschlossen eilte ich die angefangenen Bilder von den Rahmen zu lösen, um sie aufzurollen, und Alles zur Abreise vorzubereiten.

In dieser Beschäftigung überraschte mich Graf

Eichhorst, der mit Verwunderung meine Reise-anstalten betrachtete.

„„Was haben Sie vor, Ottomar?““ fragte er erstaunt.

„Ich muß in den nächsten Tagen abreisen, Herr Graf!“

„„So plötzlich? und weshalb?““

„Es fehlt mir hier jetzt an Arbeit, auch war es ja schon längst mein Plan, den Sommer nach Dresden zu gehen.“

„„Dies ist nicht die wahre Ursache Ihres Handelns, Ottomar,““ sagte ernst der Graf, „„in Ihrem ganzen Wesen spricht sich eine ungewöhnliche Unruhe und Erregtheit aus, ich fürchte, Sie werden einen übereilten Schritt thun; wollen Sie dem Freunde nicht vertrauen?““

Ich war ungewiß über mein Thun; ich achtete den Grafen hoch, seine Meinung galt mir viel, und so entschloß ich mich zuletzt, meine Lage zu entdecken, natürlich ohne einen Namen zu nennen.

„Anselm hörte mir aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, reichte er mir die Hand und

sagte weich: „„Sie sind ein edler Mensch, ich theile ganz Ihre Ansicht, reisen Sie!““

So werde ich denn in wenig Tagen das schöne Wien verlassen, werde mich selbst verbannen aus der Nähe derjenigen, die meines Lebens Sonne ist, werde eintreten in neue, mir durchaus fremde Verhältnisse, und tief und schmerzlich die Freuden vermissen, die ich hier freiwillig aufgebe. Aber es muß sein, das Recht, die Ehre fordert es, und ihrem Ruf wird sich beugen Dein

Ottomar.“

Es war an einem lauen Frühlingsabend, als Alma neben dem Lehnsessel des kranken Gatten saß und sinnend die bleiche, verfallene Gestalt betrachtete. Doch schienen ihre Gedanken jetzt nicht bei dem Kranken zu sein, sondern unruhig umherzuschweifen und die verschiedensten Färbungen anzunehmen, wie der wechselnde Ausdruck des schönen Gesichts deutlich zeigte. Anselm hatte ihr von Ottomars plötzlicher Abreise gesprochen, er hatte ihr die Gründe theilweise angedeutet, und Almas Herz war in unruhiger Bewegung.

Eine Ahnung flüsterte ihr zu, daß Aurelie die Frau sei, die in heißer Liebe entbrannt, dem schönen Mann ihre Hand hatte antragen lassen, und ein Blick auf den blassen Gatten ließ sie das Walten der Nemesis erkennen. Ganz leise regten sich dann auch wohl in der Tiefe ihres Herzens Stimmen, die ihr sagten, daß jene Frau, um derentwillen Ottomar das gebotene Glück ausschlug, sie selbst sein könnte, aber ängstlich legte sie jenen leisen Stimmen Schweigen auf, denn sie fürchtete die rächende Göttin, deren Macht sie eben zu erkennen geglaubt hatte.

Sie zürnte mit sich selbst, daß die Liebe und Ergebenheit, welche der Graf ihr jetzt bewies, in ihrer Brust kein wärmeres Gefühl, als das des Mitleids hervorrufen konnte, und daß auch dies Gefühl des Mitleids noch oft mit einer Art Widerwillen vermischt war, den sie selbst bei den ernstlichsten Bestrebungen nicht besiegen konnte. Auch heute schien sich ein ähnliches Gefühl in dem Blick auszusprechen, mit dem sie den Grafen betrachtete, und ein Zug bittern Schmerzes zuckte um die schönen, streng geschlossenen Lippen.

Der Graf hatte in den Tagen der Aufregung und der Gefahr sich so schwankend und kleinmüthig bewiesen, daß Alma's stolze Seele sich davon gedemüthigt fühlte. Jetzt zog sich der Athem mühsam aus der eingefallenen Brust, die magern gelben Hände hingen schlaff herab, während die einzelnen Locken spärlich das zur Seite geneigte Haupt umflossen und vergebens strebten, die hell durchschimmernde Kopfhaut zu bedecken. Lange ruhte das Auge der schönen Frau auf dieser jugendlichen Ruine, und trüb blickte sie hinab in den Garten, wo eben der Frühling erblühte. Sie schien Vergleiche anzustellen, denn ein schwerer Seufzer hob ihre Brust, und in dem blauen Auge, welches von der blühenden Erde weggewendet den Himmel suchte, perlte eine Thräne.

In diesem Augenblick öffnete der alte Joseph die Thür und sagte mit leiser Stimme: „Herr Ottomar lassen die Frau Gräfin um einen Augenblick Gehör bitten."

Alma schrack sichtlich zusammen, und ihre blasse Wange, das leise Zittern ihrer Hand, womit sie krampfhaft die Stuhllehne erfaßte, zeugte von

ihrer innern Bewegung. Er kommt, um Abschied zu nehmen! rief es in ihrem Herzen, und keines Wortes mächtig stand sie einen Augenblick wie überlegend dem alten Diener gegenüber. Aber nur wenige Minuten durfte die innere Bewegung dieser starken Seele gebieten, bald war sie wieder unumschränkte Herrin ihres Willens, so wie aller äußern Merkmale der augenblicklichen Erregung.

„Führen Sie Herrn Held in mein Cabinet, Joseph," sagte sie ruhig, „und kommen Sie dann hierher zurück, damit der Graf sich nicht allein sieht, wenn er vom Schlummer erwacht!"

Als der Alte das Zimmer verlassen hatte, blickte sie noch einmal auf den Grafen und dann hinauf in den Abendhimmel, und ein stilles Gebet schien über ihre Lippen zu beben.

Als Joseph wieder eingetreten war, empfahl sie ihm nochmals die größte Fürsorge für seinen Herrn und ging dann in ihr Zimmer, wo Ottomar ihrer ungeduldig wartete.

„Ich darf wohl Verzeihung hoffen," rief dieser der Eintretenden entgegen, „daß es mir nicht

möglich war, Wien zu verlassen, ohne Sie noch einmal zu sehen!“

„Werden Sie schon so bald abreisen?“ sagte Alma, indem sie sich vergebens bemühte, das leise Beben ihrer Stimme zu bemeistern.

„Es war, wie Sie wissen, immer mein Plan, den Sommer in Dresden zuzubringen, um auf der dortigen Galerie zu studiren, und was soll ich in der großen Stadt, wo ich, seit Ihr Haus, Gräfin, mir fast immer verschlossen ist, mich fremd und einsam fühle!“

„Ich habe eine Tante in Dresden, Frau von Wilmsdorf,“ sagte die Gräfin, „deren Haus ich Ihnen rathe, zu besuchen. Ich habe ihr von Ihnen geschrieben, und Sie werden eine freundliche Aufnahme finden. Sie liebt die Kunst, und wenn gleich längst über die Jahre der Jugend hinaus, hat doch ihr Geist jene Regsamkeit behalten, die auch das Alter liebenswürdig macht. In ihrem Hause werden sie einen gewählten Kreis finden, der, wenn gleich aus verschiednen Elementen zusammengesetzt, deshalb nicht uninteressanter ist!“

„So wollen Sie mich auch in der Stunde des Abschieds noch zum Dank verpflichten," rief Ottomar, „indem Sie mir die unschätzbare Möglichkeit geben, Ihren Namen gegen Ihnen befreundete Menschen auszusprechen, oft von Ihnen zu hören!"

„Als ob ich Ihnen nicht unendlich mehr verpflichtet wäre?" sagte Alma sehr weich, „Ihnen verdanke ich die Ausbildung meines Talents, welches jetzt meine einsamen Stunden verschönt. Durch Sie habe ich gelernt, alle Menschen als mir ebenbürtige Brüder zu betrachten; und wer das thut, der steht nie allein und vereinsamt auf dieser Erde! Sind das nicht Gaben, die des Dankes werth sind?"

Ottomar hatte mit funkelnden Augen ihren Worten gelauscht. „O, Gräfin!" rief er, als sie geendet hatte, „wollen Sie mir das schöne Gefühl der Dankbarkeit, der Anbetung rauben! Steigen Sie nicht herab von Ihrem Thron, der Engel darf sich dem schwachen Menschen nicht gleichstellen, diesen nicht über sich erheben wollen! Gönnen Sie mir die Wonne, Sie als ein höheres Wesen

zu verehren, denn die Schwächen und Mängel von uns armen Erdenkindern fremd sind!“

Alma erschrack über die Lebhaftigkeit des Jünglings, sie fürchtete zu weit gegangen zu sein und fragte ablenkend: „und wenn haben Sie Ihre Abreise bestimmt?“

„Ich werde morgen Wien verlassen, und auch die wenigen Augenblicke der Unterhaltung, die Ihre Milde jetzt mir gönnt, muß ich in grausamer Selbstqual noch kürzen, denn wichtige Geschäfte rufen mich, und ehe der Dampf, gleich einem neidischen Dämon, mich morgen auf seinen Fittigen hinwegführt, muß noch viel gethan, viel geordnet sein!“

Er stand bei diesen Worten auf und griff nach seinem Hut, aber als wenn die Ausführung seines Entschlusses zu schwer für die Kräfte des Sterblichen wäre, stand er zögernd und konnte kein Wort des Abschieds finden.

Auch Alma hatte sich von ihrem Sessel erhoben und stand, ähnlich der marmornen Bildsäule des Schmerzes, regungslos vor dem Trostlosen. Aus ihren Wangen war das Blut ge-

wichen, und die Hand, die sie Ottomarn zum Abschied reichte, war kalt und schien leise zu beben.

Da hielt sich der Jüngling nicht länger und vor ihr niederstürzend, ihre Knie umklammernd, rief er: „O, Alma mia, o, meine Heilige, segne mich, auf daß ich bestehe im Kampf, auf daß ich Deiner würdig bleibe!"

Alma legte ihre Hand auf das lockige Haupt des Jünglings und sagte tief bewegt: „Gott segne Dich!"

Wie der Gläubige zu dem Gnadenbild, blickte Ottomar zu ihr empor, und eine Thräne aus ihrem blauen Auge fiel heiß auf seine Stirn. Er sprang empor, und die Hand der Gräfin an seine Lippen pressend, rief er lebhaft: „Nun gehe ich getrost, denn diese Thräne hat mein Herz rein gewaschen von aller Schuld und aller irdischen Begierde!"

Lange sah Alma dem stürmisch Dahineilenden noch nach, dann ging sie still in das Zimmer ihres noch immer schlummernden Gatten und sagte leise:

„Gehen Sie zur Ruhe, Joseph, ich will die Nacht bei dem Grafen wachen!"

Von der Baronin Hartenstein hatte Ottomar schriftlich Abschied genommen. Denn wenn er auch von seiner Seite keine Schwäche mehr zu fürchten hatte, so wollte er doch sorgfältig jede Aufregung, sowie bei der Baronin jeden Ausbruch des Gefühls vermeiden. Auch in seinem Brief beobachtete er die größte Vorsicht und schrieb blos: daß Familienverhältnisse ihn eine Zeitlang von Wien entfernten, wohin er aber zum Herbst zurückzukehren hoffte. Den Ort seines Aufenthalts verschwieg er sorgsam, Aureliens excentrisches Wesen, ihre phantastischen Ideen fürchtend, die sie in einem Augenblick der Aufgeregtheit veranlassen könnten, ihm zu folgen. In Dresden wollte er blos seinen Studien leben, und außer dem Hause der Frau von Wilmsdorf keine Gesellschaften besuchen. So hoffte er, sollte sein Aufenthalt in jener Stadt Aurelien ein Geheimniß bleiben, und der Wunsch ihm zu folgen

nicht auftauchen in ihrem Gemüth. Auf der andern Seite rechnete er auf die Beweglichkeit ihrer Sinnesart, sowie auf das ihr eigne Bedürfniß entweder selbst anzubeten oder sich anbeten zu lassen. Bin ich nur erst einige Wochen fern von ihr, sagte er sich, so wird diese Leidenschaft, von der ihr Herz nichts weiß noch fühlt, die nur eine Geburt ihrer Phantasie ist, rasch erkalten; sie wird sich wie sonst mit einem Schwarm von Bewunderern umgeben, bei deren Huldigungen es ihr selbst nur zu bald wunderbar und unbegreiflich erscheinen wird, daß der arme fremde Jüngling nur einen Augenblick ihre Gedanken beschäftigen konnte.

Ottomar hatte bei diesen Betrachtungen nicht bedacht, daß es Menschen gibt, die vom Geschick wie von ihren Nebenmenschen verwöhnt, es wie ein nicht zu überlebendes Unglück betrachten, wenn ein Hinderniß sich ihren Wünschen und Launen entgegenstellt, die mit dem Eigensinn eines Kindes sich abmühen, dies Hinderniß zu beseitigen, und für die, bis sie diesen Zweck erreicht haben, nichts Andres mehr Werth oder Annehm-

lichkeit besitzt. Das was durch den Besitz ihnen bald werthlos und gleichgültig sein würde, erhält unwiderstehlichen Reiz, so bald es ihnen versagt wird, und ihre Begierde darnach steigert sich oft bis zur verzehrenden Leidenschaft, die sie mit allgewaltiger Hand dem Verderben zuführt.

Wie ein Donnerschlag traf Aurelien die Nachricht, daß Ottomar Wien verlassen habe, der um so vernichtender auf sie einwirkte, als sie kein Mittel besaß sich eine bestimmte Nachricht darüber zu verschaffen, wohin er seine Reise gerichtet hatte. Auch der Baron, zu dem sie in der ersten Aufregung schickte, konnte ihr keine Gewißheit geben, denn Ottomar hatte von ihm ebenfalls nur schriftlich Abschied genommen, ohne ihm irgend etwas Näheres mitzutheilen.

„Unser junger Freund mag seine Gründe haben seinen Aufenthalt zu verschweigen," erwiderte Helmbold auf Aureliens ängstliche Fragen, „er hatte sich, wie es schien, etwas tief in die politischen Bewegungen verstrickt, und da mag es gerathen für ihn sein, eine Zeitlang von dem

Theater des öffentlichen Lebens zu verschwinden. Aber Ihnen," fuhr er mit einem boshaften Lächeln fort, „seiner mütterlichen Freundin hätte er kein Geheimniß aus seinem Aufenthalt machen sollen!"

Ein dunkles Roth flammte über das Gesicht der Baronin, und sie sagte mit schlecht verhehlter Bitterkeit: „Sie fangen an sehr galant zu werden, Baron!"

„Herr Held hat, so viel ich weiß, das fünf und zwanzigste Jahr noch nicht zurückgelegt," erwiderte ruhig der Baron, „und ich bin ja Ihr Freund Aurelie, und dieser Name befreit von dem Zwang der Galanterie!"

„Es scheint mir doch indessen nicht nöthig deshalb zum Gegentheil überzugehen!" rief unmuthig die Baronin, und einen versprochenen Besuch vorschützend verabschiedete sie verdrießlich den unberufenen Wahrheitsprediger.

Der Baron hatte in der letzten Zeit alle seine Pläne scheitern sehen, und dies versetzte ihn in eine so verdrießliche Laune, daß seine sonstige Selbstbeherrschung ihn zuweilen verließ, und der

innere Unmuth sich durch bittere Reden Luft machte.

Durch den Einfluß, den Alma jetzt über ihren Gatten übte, hatte er alle Gewalt über den schwachen Grafen, der sichtlich seinem Ende entgegen ging, verloren. An eine letztwillige Bestimmung zu seinen Gunsten durfte er jetzt, wo die Gräfin stets um den Gatten beschäftigt war, und er, der Hausfreund, dem sonst zu jeder Stunde alle Thüren offen standen, nur selten vorgelassen wurde, nicht denken. Den Erben der großen Besitzungen, den Grafen Anselm zu gewinnen, war keine Hoffnung vorhanden, so wenig wie Gewalt über die junge Gräfin zu erlangen, und so entschloß sich denn der Baron, dem Staat seine Dienste anzutragen. Bei der großen, eben erst stattgehabten Umwälzung und der neuen Gestaltung der Dinge, glaubte er, könne ein wichtiges einträgliches Amt ihm nicht entgehen, aber auch in dieser Voraussetzung sollte der sonst so kluge, so sicher berechnende Mann sich getäuscht sehen. Sein Ruf war von jeher zweideutig gewesen, man wußte nicht welcher Partei er ange-

hörte, und so wurden denn seine Diensterbietungen mit höflich kalten Worten und mit Vertröstungen auf die Zukunft abgelehnt.

So blieb ihm denn in diesem Schiffbruch aller Hoffnungen kein andrer Rettungsanker als Ameliens Hand, und diese durfte er nicht hoffen zu erlangen, so lange die Leidenschaft für Ottomar noch in ihrer Brust lebte. Hätte er dessen Liebe zur Gräfin Wartenberg gekannt, er würde triumphirt haben, denn mit dieser Kenntniß waren alle Hindernisse, die sich seinen Absichten in den Weg stellten, gehoben. Allein Ottomar hatte seine heiligsten Gefühle tief in verschwiegner Brust bewahrt, und selbst den Forschungen weiblicher Eifersucht war es nicht gelungen den Schleier zu lüften, der jedem Auge undurchdringlich das schöne Geheimniß verbarg.

Jetzt wo der gefährliche Nebenbuhler fern war, bestrebte sich der Baron, Aurelien ihre Liebe in einem lächerlichen Lichte zu zeigen, und senkte grausam den Pfeil so noch tiefer in die frischblutende Wunde. Vergebens strebte die Arme sich selbst zu entfliehen, und stürzte sich in einen

Strudel von Zerstreuungen, Ottomars Bild folgte ihr überall hin, und wenn sie angelegentlich mit einem Mann sprach, so ward sie sich plötzlich mit Schaudern bewußt, daß sie es nur thue, um Vergleichungen anzustellen, die dann stets zum Nachtheil des Gegenwärtigen ausfielen. Den Spott des Barons fürchtend, wagte sie nicht mehr mit ihm über Ottomar zu sprechen, und nur in ihren Briefen an Elise, hauchte sie ihren Schmerz und ihre Sehnsucht aus.

„Ottomar ist fern von mir, Elise," schrieb sie dieser Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken, „und bang und schwer scheinen sich die Wolken auf mein gebeugtes Haupt herab zu senken! Der heitere Frühlingshimmel erscheint mir schwarz umflort, die balsamische, von Blüthenduft durchwürzte Luft drückt wie Stickgas auf meine Brust und das gepreßte Herz hebt sich nur in einzelnen matten Schlägen. Als er mir nah war, da gab der Schmerz, den ich über sein gleichgültiges Wesen empfand, mir doch noch ein Gefühl des Lebens, aber fern von ihm ist alles todt in mir, und ich gemahne mich, wie eine um Mitternacht

aus ihrem Grabe erstandene Leiche, die ohne Herz unter den Lebenden umher wandelt und in der leeren Höhle der Brust nichts trägt als einen Scorpion. Welche Hoffnungen belebten noch in den letzten Tagen meine Seele, wie nah glaubte ich dem Ziel zu sein, und jetzt ist jede Blüthe geknickt, jeder Hoffnungsstrahl verschwunden!

Helmbold gibt mir zu verstehen, daß Ottomar seiner Sicherheit wegen, Wien habe verlassen müssen, daß er geheimen Verbindungen angehöre, geheime Aufträge zu vollziehen habe. Aber wenn selbst dies der Fall wäre, was könnte er jetzt hier zu fürchten haben, jetzt, wo die goldne Freiheit schützend ihre Schwingen über ihre Söhne breitet? Der Baron fängt an mir zu mißfallen, er scheint meine Liebe und meinen Gram zu verspotten und kein Herz zu haben für den unendlichen Jammer, der mich verzehrt. Du allein, Elise, Du treue Seele, verstehst mich, und deine Lehren und Ermahnungen sind mild und beruhigend. Du zürnst mir nicht, wenn ich klage, Du spottest nicht der Gefühle meines Herzens, denn Du bist ein Weib, und Du weißt es, daß das

6 *

Weib nichts Höhres, nichts Schönres kennt als seine Liebe.

Glaube aber nicht, Elise, daß ich mich willenlos dem Schmerz hingebe, nein, ich ringe mit ihm und werde ihn bewältigen — wenn ich kann! Hinaus will ich ins Weite; Meere und Länder will ich durchreisen, nicht um Vergessenheit zu suchen, nein, denn auch der Schmerz der Liebe ist schön, nur um Ergebung und Trost in dem Anblick der großen, hehren Natur zu finden, will ich durch die Welt pilgern. Möge deine Liebe mich begleiten. Aurelie."

Im Wartenbergschen Hause wurde die Stimmung von Tag zu Tag düstrer und unerfreulicher. Die Gesundheit des Grafen schien sich zwar zu bessern, allein seine Laune wurde dadurch nicht besser. Da es ihm nicht möglich war Almas Liebe wieder zu erringen, bemächtigte sich nagende Eifersucht seiner schwachen Seele. Er konnte nicht glauben, daß seine frühern Verirrungen einen so nachhaltigen Eindruck auf das Gemüth seiner Frau gemacht haben könnten; und suchte den Grund ihrer Kälte in einer andern Neigung.

So entfernt er auch erst von Eifersucht gewesen war und so willenlos er sich auch Almas Wünschen unterworfen hatte, eben so argwöhnisch und tyrannisch wurde er jetzt. Allen den eingetretenen Neuerungen auf das entschiedenste abgeneigt, wurde er sowohl durch die in Folge dieser Neuerungen für ihn sich herausstellenden Verluste, als überhaupt durch die im Ganzen so sehr veränderte Stellung seiner Standesgenossen in seinem Gemüth erbittert, und eine Härte und Schroffheit trat hervor, die dem schwachen Mann sonst nicht eigen war. Alma litt sichtlich unter dieser Sinnesänderung, aber viel zu stolz, um ein Gefühl zu heucheln, das ihrem Herzen fremd war, ertrug sie mit ruhigem Schweigen und ohne in der Gleichmäßigkeit ihres Benehmens etwas zu ändern, die Launen des Grafen. Der erste Verdacht desselben traf natürlich den Vetter; Anselm war während seiner Abwesenheit viel in Aarhorst gewesen, er mußte also die Ursache des Starrsinns und der Unversöhnlichkeit der Gräfin sein. Zwar hatte Wartenberg die Besuche des Vetters schon früher gekannt, denn Alma hatte nicht geglaubt ihm ein

Geheimniß daraus machen zu müssen, allein seine Eitelkeit hatte ihn glauben lassen, daß Almas frühere Liebe nicht ganz erloschen sein könnte, daß sie wieder zu gewinnen sein würde, und so hatte ihm ihre Freundschaft für den Vetter keinen Verdacht eingeflößt, ja er war sogar in seiner Gefälligkeit für die jetzt leidenschaftlich geliebte Frau so weit gegangen, daß er sich mit Anselm aufrichtig versöhnte und ihn oft in seinem Hause sah. Als aber Alma, trotz aller angewendeten Mühe, trotz aller Bitten und Beschwörungen fest in ihrem Entschluß beharrte, dem Gatten eine Fremde zu bleiben, da loderte der Argwohn und die Flamme der Eifersucht hell auf in der Brust des Grafen, und als erste Folge dieses Argwohns erging das Verbot an die erstaunte Gräfin: Grafen Eichhorst nicht ferner bei sich zu empfangen. Alma unterwarf sich schweigend, ihr Herz sagte ihr, daß die Furcht des Grafen nicht so ganz unbegründet sei, und so nahm sie den Kummer, den bewährten Freund nicht mehr zu sehen, als Buße für die unwillkührliche Schuld, denn wenn auch ihr äußerer Lebenswandel fleckenlos und

ohne Tadel war, so konnte sie den Gedanken doch nicht immer gebieten, die öfter nach Dresden hinüber flogen und dann ein wohlbekanntes Bild vor ihre Seele zauberten. Sie fürchtete in der Stunde des Abschieds vielleicht ein zu lebhaftes Interesse verrathen zu haben, und ging streng mit sich ins Gericht über die Rührung, die sie nicht ganz hatte bemeistern können. Dieser Schein von Schuld, der auf ihrer reinen Seele haftete, ließ sie die Wunderlichkeiten des Grafen mit Sanftmuth ertragen und seinen Bitten und Vorwürfen eine gleichmäßige Ruhe entgegen setzen.

So war der Juli herangekommen, und die Aerzte wollten, als letztes Mittel für den Grafen, noch einmal den Gebrauch von Ems versuchen. Allein so heilsam die wohlthätige Quelle auch vor Jahren auf Wartenberg gewirkt hatte, so wenig bewährte sich jetzt ihre Kraft, im Gegentheil schwanden die schwachen Kräfte des Leidenden mehr und mehr und seine Stimmung wurde immer düsterer. Alma durfte ihn fast keinen Augenblick verlassen, und jeder Blick eines Mannes, der mit Bewunderung auf der schönen

Frau weilte, flößte ihm Verdacht ein, und veranlaßte ihn oft zu Ausbrüchen des Zorns, die das feine Gefühl der Gräfin auf das empfindlichste verletzten.

Warum ist doch das Weib, schrieb sie nach einer solchen Scene einst an ihre Mutter, der rohen Willkühr des Mannes so preisgegeben, daß die Gesetze nur zum Vortheil des bevorzugten Geschlechts gemacht zu sein scheinen und selbst die öffentliche Meinung sich der Unterdrückten nicht annimmt? Wenn ein Mann aus thörichter Eifersucht sein Weib wie eine Gefangene hält, wenn er aus Eigensinn ihr jeden erlaubten Genuß, jedes unschuldige Vergnügen versagt, so gibt es kein Gesetz, welches sich der Unterdrückten annehme oder diese Tyrannei in ihre Schranken zurückweise. Auch die öffentliche Stimme hat kein Verdammungsurtheil für den egoistischen Mann, Niemand beklagt das arme Opfer, es heißt: sie muß sich in ihren Mann fügen lernen, oder auch: sie versteht nicht ihren Mann zu nehmen oder zu behandeln, als wenn die Art zu nehmen alte eingewurzelte Fehler ausrotten könnte!

Man spricht so viel von dem geknechteten Volk, alle Blätter sind mit Abhandlungen über diesen Gegenstand angefüllt, aber Niemand spricht von den geknechteten Frauen, Niemand sucht diese zu ihrem Recht zu helfen, oder zweckmäßigere Gesetze zur Erleichterung ihrer Lage zu geben. Es gibt Vereine gegen die Thierquälerei, aber Niemand gedenkt der Frauenquälerei, und es ist wirklich, als wenn das von Dichtern so hochgestellte, so schön besungene Geschlecht in der Wirklichkeit gar keiner Sympathien genösse, als wenn die Frauen nicht einmal eben so gut Gottes Kinder wären, als ihre aufgedrungenen Herren!

Aber nur selten riß eine besonders üble Laune oder eine fortgesetzte Mißstimmung des Kranken Alma zu solchen bittern Aeußerungen hin, gewöhnlich bewahrte sie ihre freundliche Ruhe, mit der sie sich unausgesetzt dessen Pflege widmete und alle an sie ergehende Aufforderungen zur Theilnahme an geselligen Vergnügungen ablehnte.

Bei dem entschieden schlechten Erfolg der Kur riethen die Aerzte dem Grafen zuletzt, nach Wien zurückzukehren, und schon war der Tag der Abreise

bestimmt, als ein heftiges Nervenfieber den Grafen aufs Krankenlager warf. Alma verließ nun den Leidenden keinen Augenblick und pflegte sein mit Liebe und Ergebung, beim Herannahen des Todes schwieg die Erinnerung an die Vergangenheit in ihrer Brust und das Mitleid mit den Qualen des Kranken erfüllte ihre ganze Seele. Die geschwächte Körperkraft des Grafen erlag bald der Heftigkeit der Krankheit, und schon nach wenigen Wochen stand Alma als drei und zwanzigjährige Wittwe an der Bahre des einst geliebten und auch jetzt mit schmerzlicher Wehmuth betrauerten Mannes.

Schon in den letzten Tagen der Krankheit war Anselm, von Alma dazu aufgefordert, in Ems eingetroffen, und so stand ihr wenigstens ein tröstender, hülfreicher Freund in diesem fremden Ort zur Seite, der gern alle Mühen und schmerzliche Pflichten aus ihren Händen nahm.

„Und was gedenken Sie nun zu thun? theure Alma,“ fragte Anselm, als der Graf zur Erde bestattet war, die junge Wittwe.

„Ich habe diesen Tod lange vor Augen gesehen,“ erwiderte die Gräfin, „und habe Zeit gehabt einen Entschluß zu fassen, der ohnedies so nahe liegt, daß er sich mir wie von selbst aufgedrungen hat. Ich werde auf meinen Witwensitz nach Aarhorst gehen und dort wie früher mit der geliebten Mutter leben. Alles, was sonst die zeitlichen Güter anbelangt, lege ich in Ihre Hände, Sie sind der nächste Erbe, und werden mir, das weiß ich, diese Sorge gern abnehmen!“

Noch an demselben Tage theilte Alma ihrer Mutter ihren Entschluß mit, und bat sie unverzüglich nach Aarhorst zu reisen, und ihre Ankunft dort zu erwarten.

Aber Gräfin Linden konnte den Wunsch der Tochter nicht erfüllen, denn schon lange hatte ein verzehrendes Fieber ihre Kräfte untergraben, woraus sie der Gräfin, um ihre Ruhe nicht zu stören, ein Geheimniß gemacht hatte. Jetzt, wo der Herbst heran nahte, verschlimmerte sich ihr Zustand mit jedem Tage, und als Alma wieder in ihre Wohnung in Wien eintrat, da war die Nachricht von dem Tode der geliebten Mutter

das Erste, was ihr zagendes Ohr vernahm. Von diesem Schlag bis zur Erde gebeugt, verschloß die Trauernde sich in ihre Zimmer und blieb allen ihren Bekannten unsichtbar, und selbst Graf Anselm, der ihr bald darauf nach Wien gefolgt war, durfte ihre Einsamkeit nicht unterbrechen. Alma fühlte sich durch den Verlust der Mutter einsam und verwaist; ihre Brüder hatten das elterliche Haus früh verlassen, und in entfernte Garnisonen versetzt, war es ihnen nur selten möglich gewesen nach Schloß Linden zurückzukehren, wo sie die Schwester oft nicht einmal sahen, da Alma das Kloster, in welchem sie erzogen wurde, nur wenig verließ. So waren die Brüder ihr fremd geworden, und da der eine früh gestorben, so daß die Schwester ihn kaum gekannt hatte, und der andere, der jetzige Besitzer von Linden, in Ansichten und Meinung, sowie in der ganzen Richtung des Charakters ihr fern stand, so konnte ein Zusammenleben mit ihm und seiner Familie ihr keinen Ersatz gewähren.

Im Herzen der Mutter hatte die junge Frau den einzigen Trost für die Schmerzen, die

eine übereilte Wahl ihr bereitet hatte, gefunden, und an diesem treuen Mutterherzen hoffte sie jetzt auszuruhen von den Kämpfen, an denen die letzte Zeit so reich gewesen war. In die Einsamkeit ihrer Berge wollte sie flüchten, deren Stille ihrem von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegten Gemüth Frieden geben sollte. Aber der Gedanke, allein und einsam in Aarhorst zu wohnen, wo jeder Baum, jeder Fuß Erde ihr so liebe und jetzt so schmerzliche Erinnerungen zurückrief, war ihr schrecklich, und so entschloß sie sich denn, noch in Wien zu bleiben.

Der Tod des Grafen Wartenberg hatte indessen in Anselms Brust Hoffnungen wach gerufen, die ihn mit Wonne erfüllten. Zwar hatte er eine Zeitlang gefürchtet, daß in Almas Herzen ein zu lebhaftes Interesse für ihren jungen Lehrer, dessen Anbetung für die schöne Frau dem scharfen Blick des Grafen nicht entgangen war, Raum gefunden haben möchte, da sie aber, seit seiner Abreise nie aus eignem Antrieb seinen Namen nannte, und auch, wenn Andere des Abwesenden gedachten, nur wenige Worte hinzuzufügen pflegte,

so war der Verdacht allgemach aus des Grafen Seele gewichen, und er wollte nur die erste Zeit der Trauer um den verstorbenen Gatten vorüber lassen, bevor er seine Wünsche und Hoffnungen vor der Gräfin aussprach. Der Tod der alten Gräfin Linden und die Ungewißheit, in welcher Alma sich zu befinden schien, welchen Lebensplan sie ergreifen sollte, ließ ihn aber diesen Vorsatz aufgeben, und als er einst mit der jungen Witwe über den ganzen Stand ihrer Verhältnisse sprach, entschloß er sich auf seine Hoffnungen für die Zukunft hinzudeuten.

„Ich würde nicht wagen, theure Alma,“ sagte er weich, „Ihnen gegenüber jetzt schon Wünsche laut werden zu lassen, die ich so lange in tiefster Brust verborgen habe, aber das Ungewöhnliche Ihrer Lage gibt mir gleichsam ein Recht, Ihnen offen und ungescheut meine Gefühle darzulegen. Ich verlange für jetzt keine Antwort, ich will Ihr Zartgefühl nicht beleidigen, nur abhalten will ich Sie einen Entschluß zu fassen, der vielleicht mein ganzes Lebensglück zertrümmern könnte!“

Er sagte ihr nun wie von dem ersten Augen=

blick ihrer Bekanntschaft an, sein Herz ihr gehört und, wie er diese Gefühle streng bekämpft habe, weil die Rechte eines Andern ihm heilig und unverletzlich gewesen. Jetzt aber, wo kein Band sie binde, wo sie Herrin ihres Willens sei, jetzt wage er es für spätere Zeit um Ihre Hand zu werben, und ihr ein Herz anzubieten, was nur von ihrem Bilde erfüllt sei.

Alma hatte mit tiefer Rührung die Rede des Freundes vernommen, und in großer Bewegung reichte sie ihm, als er schwieg, die Hand. Wenn Achtung und Dankbarkeit, wenn innige Freundschaft und Werthschätzung zum Glück der Ehe genügten, sagte sie ernst, so würde ich nicht anstehen, Ihren Antrag anzunehmen, lieber Vetter, denn ich kenne keinen Mann, den ich höher schätze als Sie, und keinen, dem ich mein Lebensglück mit mehr Ruhe anvertrauen würde. Allein wenn gleich ich in meiner Ehe, die ich aus Neigung schloß, unglücklich war, so hege ich dennoch die Ueberzeugung, daß ohne gegenseitige Liebe kein Glück in diesem Bündniß zu hoffen ist. Daß diese Gegenseitigkeit fehlte, war der

Grund des Unglücks meiner ersten Ehe, er soll es nicht bei einer zweiten Verbindung sein. Graf Wartenberg warb um meine Hand ohne Liebe, gedrängt von den Umständen schloß er ein übereiltes Band, und unser Lebensglück war vernichtet. Sie, mein Freund, verdienen das ganze ungetheilte Herz derjenigen, die einst Ihren Namen tragen soll, Ihrer edlen Seele kann nur die innige Liebe Ihrer Gattin genügen, und diese habe ich Ihnen nicht zu bieten. Ich bin Ihnen dies aufrichtige Bekenntniß schuldig, und ich achte Sie zu sehr, um zu fürchten, daß Sie sich dadurch beleidigt fühlen werden. Bleiben Sie was Sie mir bisher waren, mein Freund, mein Rathgeber, meine sicherste Stütze, aber lassen Sie uns nicht Bande schließen, die für uns beide nicht zum Glück führen würden!

Alma schwieg tief bewegt, und auch der Graf war anfangs keines Wortes mächtig. Aber seine Willenskraft, sein starker männlicher Charakter überwand bald diese Schwäche, und mit ruhiger, wenn gleich noch etwas bebender Stimme, sagte

er nach einer längern Pause, in welcher die Gräfin kaum aufzuathmen wagte:

„Es sei wie Sie es wünschen, theure Alma! Anselm Eichhorst wird stets und unter allen Verhältnissen Ihr treuster, Ihr ergebenster Freund sein, und kein Wort soll Sie jemals wieder an diese Stunde erinnern!“

„O, edler hochherziger Mann,“ rief Alma, indem sie beide Arme um seinen Nacken schlang und einen Kuß auf seine Lippen drückte, „nimm den Kuß inniger Schwesterliebe und heiliger Freundschaft, laß ihn gelten als Zeichen unsres Bündnisses für hier und dort oben!“

Der Graf drückte die schöne Frau einen Augenblick fest an seine Brust, dann sie sanft aus seinen Armen lassend, sagte er bewegt: „Gräfin, lassen Sie mich meinen Entschluß nicht bereuen, machen Sie mir die Ausführung desselben nicht unmöglich! und nach seinem Hut greifend verließ er rasch das Zimmer.“

„O, wenn ich Dich doch lieben könnte,“ seufzte Alma, „Du edler trefflicher Mann! Wie wunderbar sind doch die Verschlingungen unsrer Schicksale,

und wie oft entscheidet ein Nichts, eine unbedeutende Kleinigkeit über unser ganzes Leben! Wäre ich an jenem Nachmittag nicht in die Berge gegangen, um die Landschaft zu Anselms Geburtstag zu vollenden, so würde ich ihm jetzt vielleicht mit frohem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft, die Hand zum ewigen Bund reichen. Aber soll ich den Edlen hintergehen, soll ich ihm Treue geloben, während in der Tiefe meines Herzens immer noch ein andres Bild auftaucht? Ist es nicht Meineid, den ich übe, wenn ich am Altar Liebe und Treue gelobe, während mein Verlobter nicht meine ganze Seele erfüllt? Ist die moralische Untreue weniger strafbar als die sinnliche? Nein, Anselm ist stark und willenskräftig, er wird mir Freund und Bruder bleiben und meine Seele ist gerettet!

Wenn gleich Alma seit Ottomars Abreise keine unmittelbaren Nachrichten von ihm hatte, so gedachte doch die Frau von Wilmsdorf seiner oft in ihren Briefen, und auch durch den Graf Eichhorst, der im Briefwechsel mit dem jungen Mann geblieben war, hörte sie oft von

ihm. Als später Wartenberg in seiner eifersüch-
tigen Laune den Vetter nicht mehr sehen wollte,
blieben zwar von dieser Seite die Nachrichten
aus, aber dafür erhielt sie um so öfter Briefe
von ihrer Tante, die ihr bald Grüße, bald ein
kleines selbst erfundenes Genrebild von Ottmars
Hand brachten, welches entweder das Weh der
Trennung oder die Wonne des Wiedersehens in
unverkennbaren Zügen darstellte, oder den Schmerz
des Vereinsamten mit rührender Wahrheit aussprach.
Alma verstand diese stumme Sprache, und wenn
gleich ihr Mund schwieg, und ihre Feder nur
einen kalten Dank auf das Papier warf, so beant-
wortete doch ihr Herz um so lebhafter Alles,
was diese stillen Boten der Liebe ihr sagten.

Seit dem Tod des Grafen hatte sie ihre Ge-
danken und Gefühle nicht mehr so streng als bis-
her bewacht, und immer öfter, immer verklärter
schwebten die lieben Züge jetzt vor ihrem innern
Blick. Sie durfte nicht daran zweifeln, sie war
geliebt, die stummen Bildchen sagten es ja in
ihrer beredten Sprache, und die Stunde des
Abschieds hatte es mit Flammenworten in ihre

Seele geschrieben, und so gab sie sich denn mit Entzücken ihren Träumen hin, die den Funken bald zur Flamme anfachten. Ottomar hatte aus Liebe zu ihr, davon glaubte sie jetzt überzeugt zu sein, Aureliens Hand verschmäht, hatte Rang und Reichthum von sich gewiesen, um in selbstgewählter Dürftigkeit seiner Liebe treu zu bleiben. Jetzt konnte sie ihm ersetzen, was er damals aufgab, konnte mit dem Geschenk ihrer Liebe jede Sorge von der Brust des Geliebten nehmen, und so an seiner Seite ein doppeltes Glück genießen. Streng ihrer Pflicht ergeben und von noch strengern Ansichten über die Tugend der Frauen, hatte sie beim Leben ihres Gatten mit aller Kraft die in ihrer Brust keimende Neigung niedergekämpft, und die Vorurtheile der Mutter ehrend, würde sie bei deren Leben nie eine ihren Ansichten widerstrebende Verbindung geschlossen haben. Allein diese theure geliebte Mutter war nicht mehr, und aus jenen höhern Regionen würde sie, so hoffte die junge Frau, gewiß segnend auf die Tochter blicken. Dort, wo es keinen Unterschied der Stände mehr gibt, würde auch die Binde

gefallen sein, die Erziehung und Gewöhnung hier um die Augen der sonst so trefflichen Frau gelegt hatte, und die Vorurtheile, die hier ihre Seele in enge Fesseln schlugen, würden dort verschwunden sein und besseren lichteren Ansichten Platz gemacht haben.

Aber wenn gleich durch alle diese Gründe beruhigt, wagte sie dennoch nicht die Einladung ihrer Tante zu ihr nach Dresden zu kommen, jetzt schon anzunehmen, wo sie noch den Witwenschleier trug, sondern würde aus Pietät unfehlbar während der ganzen Trauerzeit in Wien geblieben sein, wenn die politischen Ereignisse, die auch einen überwiegenden Einfluß in den Familienverhältnissen ausübten, sie nicht zu einem Entschluß gedrängt hätten.

Der October rückte heran, und trübe Vorahnungen erfüllten wieder viele Gemüther in der Kaiserstadt. Eine immer mehr um sich greifende Gährung war nicht zu verkennen, und mit ängstlicher Erwartung sah man den Ausbruch neuer Unruhen entgegen.

Graf Anselm war seinem Versprechen gemäß, der Freund und Rathgeber der jungen Witwe geblieben. Mit fast übermenschlicher Kraft beherrschte er jeden Ausdruck, jedes Kennzeichen der Leidenschaft, die seine Seele erfüllte, und die Bewunderung und Dankbarkeit, die sich deutlich in dem ganzen Wesen der Gräfin aussprach, machte ihm seine stumme Entsagung nur noch schwerer.

Als der Ausbruch eines nahen Sturms sich immer deutlicher verkündete, da ergriff bange Besorgniß um die verlassene Freundin das Herz des edlen Mannes. Ihr rathend und schützend zur Seite zu bleiben, das erlaubte ihm seine Ehre nicht, denn wenn die Gefahr wuchs, so gehörte, nach seiner Ansicht, der Edelmann in die Reihen der Beschützer des angestammten Fürsten. Seine Person durch feige Flucht in Sicherheit zu bringen, erschien ihm eben so unwürdig, als aus Furcht die Fahne einer Partei zu ergreifen, deren Ueberzeugung man nicht theilt. Ein Freund des vernünftigen Fortschritts widerstrebte es seinem Gefühl, sich angeborene Rechte durch rohe Gewalt

entreißen zu lassen, und was er freiwillig gern zum Opfer gebracht haben würde, das war er entschlossen gegen anmaßende Habsucht aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Von diesen Sorgen gequält, entschloß er sich endlich, der Gräfin dieselben mitzutheilen, um sie dadurch zu bewegen, Wien zu verlassen.

„Unser Horizont scheint sich wieder zu verdunkeln," sagte er eines Tages, als Alma eben der März-Ereignisse gedacht hatte, „und ich fürchte, wir gehen schwereren Tagen entgegen als die waren, welche noch einen so trüben Nachklang in unsrer Seele ertönen lassen, und wenn Sie, theure Freundin, meiner Ansicht folgen wollten, so würde ich Ihnen rathen, Wien zu verlassen."

„Sie wissen, daß Ihr Rath und Ihre Ansicht mir stets Richtschnur meiner Handlungen gewesen sind," erwiderte die Gräfin, „allein was sollte ich in Wien zu fürchten haben?"

Graf Wartenberg war als strenger Aristokrat bekannt, er war von seinen Untergebenen nicht

gehebt, und Neid und Habsucht suchen oft nur einen Vorwand, um ihre verderblichen Pläne auszuführen. Sind einmal alle Leidenschaften entfesselt, dann wälzt der Strom sich fort, und hundert Hände sind bereit, die Greuel auszuführen, vor denen sie sonst zurückgebebt sein würden!"

„Aber Sie, lieber Vetter, sind als freisinnig bekannt, Sie sind geliebt und geachtet, unter Ihrem Schutz würde ich sicher sein!"

„Wer kann sagen, daß er geliebt und geachtet ist," rief lebhaft Anselm, „die Meinung der Menge ändert sich mit den Begebenheiten, und wer weiß, ob nicht mein Name, mein Stand schon genügte, mich zum Gegenstand des Hasses und der Ausbrüche der rohen Wuth zu machen! Und wer verbürgt mir die Möglichkeit, zu Ihrem Schutze bei Ihnen verweilen zu können? Es können sich Dinge ereignen, wo die Ehre des Edelmanns es fordert, daß er sich dem rohen Haufen widersetzt, daß er Theil nimmt an dem Kampf, um dem Gesetz wieder Geltung zu verschaffen und die Ordnung wieder herzustellen. Wenn der Adel feig seine eigne Sache aufgibt und nicht Alles

thut, der Anarchie zu steuern, wer wird dann seine Rechte vertreten? Der Bürger wird mit Verachtung auf den herabsehen, der nichts thut, um sich diese Rechte zu bewahren, auf welche er so stolz ist!"

Mit Erstaunen hatte Alma dem Grafen zugehört. „Ist das der freisinnige Anselm, den ich höre?" rief sie zuletzt, „ich erkenne Sie nicht wieder!"

„Es ist derselbe Anselm, der dem Volke gern seine gerechten Wünsche erfüllt haben würde, wenn es in seiner Macht gewesen wäre, derselbe, der das freiwillige Aufgeben alter Vorrechte schön und edel fand, derselbe, der ohne Schmerz seinen Grafentitel niederlegen würde, um sich als einfacher Bürger um so leichter die Liebe und das Vertrauen seiner Landsleute zu erwerben, derselbe, der noch jetzt bereit ist, zu jedem Opfer für das allgemeine Wohl, wenn ihm nur die Ueberzeugung bliebe, daß diese Opfer wirklich zum Besten der gedrückten, untersten Schichten des Volks verlangt würden! Aber dieser Anselm ist auch der Ansicht, daß man den Kampf be-

stehen muß, den man einmal angenommen hat, und daß es unehrenhaft ist, der rohen Gewalt das willig hinzugeben, was der flehenden Bitte hartnäckig verweigert wurde! Will der Adel nichts verlieren von seinen Vorrechten, gut, so kämpfe er für diese Rechte, so sei er der Erste in den Reihen, wie unsre Vorfahren es waren, als sie sich zu Orden verbanden, um den Uebergriffen und dem zu mächtigen Emporstreben der Städte zu steuern. Die Ritter vom Löwen, vom Adler schickten nicht bezahlte Söldner, um ihre Rechte zu vertheidigen; sie selbst fochten den heißen Kampf, und als bei Döffingen das Banner der Städte sank, um sich nimmer in dem alten Glanz wieder zu erheben, da fiel auch der edle Konrad Besserer durch das Schwert dieser Ritter, die es für ihre Pflicht erachteten, mit eigner Hand das zu vertheidigen, was sie als ihnen gehörig betrachteten!“

„So will ich nach Aarhorst gehen,“ sagte nach einigem Bedenken die Gräfin.

„Dazu kann ich ebenso wenig rathen. Man kennt die Stimmung des Landvolks nicht, ja man

fürchtet sogar Bauernunruhen. Sie sind geliebt und hochverehrt in Ihren Besitzungen, aber wer kann dafür einstehen, daß nicht herumziehende Horden auch jene Berge nach Beute lustig durchstreifen, und was würde dann Ihr Schicksal sein? Würden die wenigen Hüttenbewohner Ihres Thals Sie schützen können? Mein Rath wäre, daß Sie nach irgend einer andern großen Stadt gingen, wo fürs Erste kein Ausbruch der Volksbewegung zu befürchten ist."

„So werde ich nach Dresden gehen," rief Alma rasch, „dort lebt meine Tante, die mich schon lange zu sich eingeladen hat."

„Nach Dresden!" wiederholte nachdenklich der Graf, „aber, theure Alma, bedenken Sie auch, daß Sie, um einer Gefahr zu entgehen, sich vielleicht in eine andere nicht minder große stürzen werden?"

„Mein Freund," erwiderte Alma bewegt, „unser Schicksal steht in den Sternen verzeichnet, und keine Vorsicht wird uns ihm entrinnen lassen. Ein Augenblick entscheidet oft über die Richtung unsers ganzen Lebens! Wir sträuben uns, wir

wollen das Schiff gegen den Strom führen, allein nur zu bald entsinkt der schwachen Hand das Ruder, und willenlos lassen wir uns von den Wellen treiben!"

„So ist meine bange Ahnung denn wahr!" rief bestürzt der Graf, „Alma, theure Alma, wie wird Ihr Schicksal sein?"

„Wie Gott will, mein Freund, er legte das Gefühl der Liebe in unsre Seele, und dies Gefühl ist heilig, da es von ihm ausströmt. Der Schöpfer vernichtet nichts von Allem, was er geschaffen, er läßt es, wenn auch in andern Formen, fortbestehen; sollte denn dem schönsten Gefühl keine Dauer verliehen sein? Ein Odem der Liebe weht durch die ganze Schöpfung und belebt Blume und Pflanze; warum sollte er ersterben in der Brust des Menschen? Das Herz, in welchem das Gefühl der Liebe einmal aufgegangen ist, in seiner ganzen Stärke und Reinheit, das ist ein geweihter Tempel Gottes, den keine frevelnde Hand zerstören kann. Darum lassen Sie keine Sorge um mich Ihr edles Herz beunruhigen, mein Freund, mein Schicksal wird sich erfüllen,

wie es mir bei meiner Geburt bestimmt war, und Menschen Wille und Klugheit wird nichts daran ändern, nichts verbessern oder vernichten können!"

„Mit diesem Glauben können Sie freilich unbesorgt jeder Wendung Ihres Geschicks entgegengehen," erwiderte ernst der Graf, „sollte es aber nicht in unsrer Macht liegen, diesem Schicksal eine bestimmte Richtung zu geben, und dürfen wir versäumen, dies zu thun, sobald unsre Vernunft es uns gut und rathsam erscheinen läßt?"

„Was ist unsre Vernunft gegen die Rathschläge einer höhern Macht! Gebeugt von dem Weh, was das Leben in der Welt mir gebracht hatte, zog ich mich auf mein einsames Schloß zurück; hier hoffte ich, das Glück und die Ruhe wieder zu finden, die ich im Getreibe der Welt verloren hatte. In völliger Abgeschiedenheit wollte ich leben, um keinen neuen Stürmen ausgesetzt zu sein, die verlorne Ruhe des Gemüths, den innern Frieden hoffte ich so wieder zu finden, um sie nimmer wieder zu verlieren. In den Sternen stand es anders geschrieben, in der stillen Einsamkeit meiner Berge lernte ich die Macht eines

Gefühls kennen, von dessen ganzer Stärke ich bisher nur eine schwache Ahnung gehabt hatte. Was half es mir, daß ich mir mein Schicksal selber schaffen wollte? Die Leiden, die ich zeither im Stillen erduldet habe, haben mich einsehen lassen, daß dies ein thörichtes, vermessenes Beginnen ist für ein Weib, und deshalb will ich fortan die mächtige Schicksalsgöttin über mich walten lassen und will mich gehorsam ihrem Willen beugen!"

Der Graf hätte gerne noch Manches erwidert, allein er kannte die Festigkeit, mit welcher Alma bei dem einmal gefaßten Entschluß zu beharren pflegte, und so widersetzte er sich ihrem Plane nicht länger und ordnete Alles zur Reise an.

In den ersten Tagen des Octobers verließ Alma das unruhig bewegte Wien, um in Dresden Ruhe und Sicherheit zu suchen, wobei eine leise Stimme ihr zuflüsterte, daß sie dort auch das Glück finden würde, wonach ihre Seele sich sehnte, das Glück einer gegenseitigen, innigen und treuen Liebe.

Ottomar hatte sich bei seiner Ankunft in Dresden eifrig seinen Studien gewidmet, aber bald zog das rege, politische Leben dieser Stadt ihn in seine Getriebe. Von gleichdenkenden, jungen Männern umgeben, schloß er sich mit Herz und Seele ihnen an, und das Interesse des gemeinsamen Vaterlandes war das Band, welches Alle schnell und dauernd vereinte. In ihren Vereinen wurde dies ihnen so theure Interesse lebhaft besprochen und kühne, feurige Entschlüsse für die Zukunft gefaßt. Ottomar hatte in Wien mit Rede und That die Sache der Freiheit des Volks gefördert, und auch hier zauderte er nicht, sich dem Corps mit anzuschließen, welches die jungen Künstler zur Unterstützung der Communalgarde gebildet hatten, und den Schwur zu leisten, durch den Alle sich verbindlich machten, treu zu einander zu stehen in Noth und Tod, und die große Sache des geliebten Vaterlandes nach allen Kräften zu fördern und zu vertheidigen.

Oft zogen die Jünglinge aus, um sich in den Waffen zu üben und die Geschicklichkeit zu erlangen, welche der Dienst erforderte, und manches Mäd-

chenauge belauschte von fern mit dem Lächeln des Beifalls die raschen, gewandten Bewegungen der jungen Leute, die eifrig bemüht waren, im schnellen Erlernen der ihnen früher so fremden Exercitien einander zu übertreffen, und die in ihrer knappen, gleichmäßigen Kleidung mit der hohen, wallenden Feder am Hut ein ritterlich romantisches Ansehen gewannen. Besonders fesselte der hohe, blonde Jüngling, den sie, weil sie seinen Namen noch nicht kannten, nur den Abälard nannten, die Blicke der schaulustigen Mädchen, und wirklich war auch Ottomar einer der gewandtesten unter den jungen Freiheitshelden, und zeichnete sich sowohl durch seine hervorragende Gestalt, als durch die Grazie und den Anstand seiner Bewegungen vor allen Anderen aus. Aber so lebhaft auch die Neugierde der jungen Damen sein mochte, so wußte ihnen doch Niemand den fremden Jüngling zu nennen, denn Ottomar lebte still und zurückgezogen nur seinen Freunden und seiner Kunst, worin er so überraschende Fortschritte machte, daß seine Kunstgenossen ihm oftmals versicherten, daß er bald zu den ersten deutschen

Historienmalern gehören würde, und daß ihm nichts fehle, als der Muth, selbst zu erfinden und nach eigner Idee zu schaffen.

Allem geselligen Treiben fern besuchte er nur zuweilen das Haus der Frau von Wilmsdorf, wo ihm das unschätzbare Glück zu Theil wurde, von Alma zu hören. Dort hörte er von der unheilbaren Krankheit des Grafen, von seiner Reise nach Ems, und wie auch dieser letzte Versuch anscheinend ohne Erfolg bliebe, und Wünsche und Hoffnungen wurden in seiner Seele rege, die alle Kraft der Vernunft kaum zu unterdrücken vermochte. Durch Graf Anselm, mit dem er im fortgesetzten Briefwechsel stand, hatte er erfahren, daß Aurelie Wien verlassen habe und auf Reisen gegangen sei, und diese Nachricht gab ihm eine wohlthuende Beruhigung, da er darin den Beweis zu sehen glaubte, daß die Leidenschaft der schönen Frau der Gewohnheit und der verständigen Ueberlegung gewichen sei. Aber in raschen, feurigen Schlägen klopfte sein Herz, als er den Tod des Grafen erfuhr, als er sich sagen konnte, Alma sei frei, frei von jedem Zwang, von jeder

Pflicht, denn fast zu derselben Zeit ward ihm die Nachricht von dem Tode der alten Gräfin Linden, deren aristokratische Grundsätze und Ideen er kannte und stets als ein bedeutendes Hinderniß der Erfüllung seiner Wünsche betrachtet hatte. Jetzt war Alma unumschränkte Herrin ihrer selbst und konnte frei nach den Eingebungen ihres Herzens handeln, und in der ersten Aufwallung der Gefühle beschloß er, sogleich nach Wien zu eilen und um ihre Liebe zu werben, allein ein kurzes Nachdenken ließ ihn diesen Plan wieder aufgeben. Vor seinem innern Auge trat das Bild Anselms, er sah ihn in seiner männlichen Schönheit, in der Würde seines trefflichen Charakters, er zweifelte nicht daran, daß dieser vom Geschick in jeder Art bevorzugte Mann der verwitweten Gräfin Wartenberg seine Hand bieten würde, denn er kannte Anselms Liebe und Verehrung für seine Cousine. Was hatte er, der arme namenlose Jüngling, der schönen, reichen Gräfin dagegen zu bieten? Zwar hatten die letzten Begebenheiten den alten Vorurtheilen einen empfindlichen Stoß gegeben; zwar fand der Bürger immer mehr die

ihm gebührende Anerkennung, und man schien nicht mehr, wie früher, zu glauben, daß Edelmuth und ritterlicher Sinn, Tapferkeit und ehrenwerthe Gesinnung nur mit dem Blute vererbt werde oder einzig und allein nur im Blut des Hochgebornen liege, und wenn sich auch hie und da ein solcher Wahn noch zeigte, so wären diese Fälle doch so selten und so vereinzelt, daß man mit Recht eine geistige Schwäche da voraussetzte, wo solche Ansichten sich noch kundgaben. Allein es gab einen Unterschied, den keine Volksbewegung, keine noch so blutige Revolution jemals zu vernichten im Stande sein wird, der in allen Zeiten bestanden hat und fortbestehen und sich immer wieder Geltung verschaffen wird, selbst wenn das Phantasiegebilde des Communismus einen Augenblick zur Herrschaft gelangen sollte, den Unterschied zwischen reich und arm. Alma war reich und vornehm, er hatte ihr nichts zu bieten, als sein Herz und sein Talent, unendlich viel, wenn sie ihn liebte, aber nichts, wenn ihre sichtliche Bewegung bei ihrer Trennung nicht Liebe, sondern vielleicht nur weibliches Mitleid war. Nicht einmal den recht-

lichen Namen einer achtbaren Bürgerfamilie konnte er ihr für den alten, in allen Turnierbüchern verzeichneten Namen Wartenberg bieten. Er führte den Namen Held, den ihm der Zufall oder die Wahl seiner Mutter gegeben, der aber den unbekannten Vater nicht bezeichnete. In jugendlicher Sorglosigkeit hatte er nicht einmal nach dem Ort seiner Geburt geforscht, noch weniger, ob in den Papieren seines Pflegevaters sich etwas hierauf Bezughabendes vorgefunden hatte. Er war mit dem Freunde nach Italien geeilt, und die Erfüllung dieses Wunsches hatte ihn alles Andere vergessen lassen. Jetzt stand er vor dem Geheimniß seines Lebens, wie vor einem festverschloßnen Buche, durch dessen Spalten er vergebens etwas zu entdecken strebte. — Diese Betrachtungen ließen ihn den Entschluß fassen, abzuwarten, was die Gräfin thun würde. Von Frau von Wilmsdorf wußte er, daß sie ihrer Nichte den Aufenthalt in ihrem Hause angeboten hatte, um ihr für die erste Trauerzeit den Schmerz des Alleinseins weniger fühlbar zu machen. Lebte ein Interesse für ihn in Almas Herzen, so würde sie diesen

Vorschlag, wenn auch nicht gleich, doch später annehmen, und ihm so Gelegenheit geben, sich ihr wieder zu nähern. Blieb sie hingegen in Wien, so wünschte sie, so schien es ihm, keine Annäherung von seiner Seite, und der schöne Traum war ausgeträumt.

Als Frau von Wilmsdorf ihm mit Bekümmerniß erzählte, daß ihre Nichte ihren Vorschlag abgelehnt habe, da war es ihm, als wenn der Boden unter seinen Füßen schwankte und ein Abgrund sich öffnete, in welchem er rettungslos untergehen müßte. Er war kaum fähig, mit Anstrengung einige Worte des Bedauerns zu stammeln, und wäre Frau von Wilmsdorf nicht mit ihrem eignen Schmerz über den Abschlag der Gräfin zu beschäftigt gewesen, so müßte seine Bläße und sein verstörtes Wesen ihr befremdend aufgefallen sein. „Ich hoffe indessen noch," fuhr sie fort, ohne Ottomars Bewegung zu beachten, „daß meine liebe Alma später meinen Wünschen nachgeben wird, da sie in ihrem Brief ausdrücklich schreibt: daß sie für jetzt meinen Vorschlag nicht annehmen könnte.

Wie ein heiterer Sonnenstrahl nach langen, dunklen Tagen trafen Ottomar diese Worte und belebten seine Hoffnungen aufs Neue, als aber noch mehrere Wochen vergingen, ohne daß die ersehnte Nachricht kam, da tauchte der Wunsch, nach Wien zu reisen, wieder so lebhaft in seiner Seele auf, daß er aller seiner Willenskraft bedurfte, um seinem Vorsatz, keinen übereilten Schritt zu thun, treu zu bleiben.

Es war an einem warmen, heitern Octobertag, als Ottomar raschen Schrittes der Galerie zueilte. Aus besonderer Rücksicht für die anwesenden Fremden und weil die Witterung noch so günstig war, blieb die Galerie, die sonst gewöhnlich mit Ende des Septembers geschlossen wurde, den Besuchenden noch offen, und kaum hatte Ottomar, der sehr wünschte, ein etwas spät angefangenes Gemälde noch zu vollenden, Platz an seiner Staffelei genommen, als sich die weiten Säle auch schon mit Besuchenden füllten, welche theilweise von der Liebe zur Kunst angezogen wurden, theilweise aber die Galerie zu einem Rendezvous mit ihren Bekannten benutzten, die

sie in den dem Publikum gegönnten Stunden sicher waren, hier zu treffen.

Auch Frau von Wilmsdorf trat mit mehreren Damen in den Saal, und als sie Ottomar erblickte, eilte sie rasch auf ihn zu. Er wollte von seinem Stuhl aufstehen und die Staffelei zurückschieben, allein sie wehrte es ihm.

„Bleiben Sie ruhig bei ihrer Arbeit," rief sie, „ich weiß, wie wenig Zeit Ihnen bleibt! Ich wollte Ihnen im Vorbeigehen nur sagen, da mein Diener, den ich zu Ihnen sendete, Sie nicht mehr zu Hause fand, daß meine Nichte, Gräfin Wartenberg, gestern Abend hier angekommen ist und daß sie sich freuen wird, Sie morgen zu sehen!"

Wie ein elektrischer Schlag zuckte es bei dieser unerwarteten Nachricht durch Ottomars ganzes Wesen, und seine Hand, die den Pinsel noch hielt, fuhr unwillkürlich über das Bild hin.

„Mein Gott, was machen Sie denn?" rief eine der Begleiterinnen der Frau von Wilmsdorf, „Sie haben ja einen breiten, schwarzen Strich über den ganzen Engelskopf gemacht!"

„Es ist nichts, meine Gnädige," sagte Ottomar verlegen, „es läßt sich leicht wieder gutmachen, ich stieß aus Versehen mit dem Malerstock gegen den Pinsel, der leider gerade in die dunkelste Farbe getaucht war, aber, wie gesagt, es läßt sich leicht wieder verwischen!"

Die Damen gingen; Ottomar sah auf das Bild, der Engelskopf, an dem er wochenlang gearbeitet hatte, war ohne Rettung verdorben, allein es hat wohl niemals Jemand mit größerm Entzücken einen schwarzen Strich angesehen, als Ottomar empfand, als er diesen Zeugen seiner innern Bewegung mit freudefunkelnden Augen betrachtete. „Stehen sollst Du bleiben, Du schwarzer Verräther," rief er jubelnd; „und das so verdorbene Bild soll den besten Platz in meinem Zimmer haben, als Zeuge der schönsten Stunde meines Lebens!"

Er packte eilig Alles zusammen und stürmte hinaus ins Freie. Es war ihm, als könne er den Jubel seines Herzens nur ausströmen lassen in Gottes herrlicher Natur, als würden die Wände seines Zimmers beengend auf ihn drücken. Rasch

eilte er über den Neumarkt, die Pirnaische Straße hinunter, um so auf dem kürzesten Weg zur Stadt hinaus zu kommen, als ein ebenfalls athemlos daherkommender Bekannter ihn anhielt und hastig rief: „Sie wissen es wohl schon, Held, in Wien sind bedeutende Unruhen ausgebrochen!"

„Wirklich?" erwiderte Ottomar gleichgültig, und wollte weiter eilen.

„Aber ich sage Ihnen: bedeutende Unruhen!" rief, erstaunt über seine Theilnahmlosigkeit, der Freund, „die Folgen sind nicht zu berechnen, man kann nicht ermessen, welche Rückwirkungen es für unsre Stadt haben wird!"

„Ach, Wien ist ja weit!" rief Ottomar lächelnd, und eilte schnell die Straße hinunter.

Der Freund sah ihm verwundert nach; „der ist entweder verrückt geworden," rief er, „oder er ist verliebt," und nach diesem sehr richtigen Schluß eilte er weiter, um seine große Neuigkeit theilnehmenderen Ohren mitzutheilen.

Durch diese Begegnung gestört, eilte Ottomar feldeinwärts den rechts gelegenen Höhen zu. Ihm war es, als müsse er Berge erklimmen, die ihn

den Wolken näher brächten, als müsse er sich in eine große Einsamkeit versenken, um so nur dem Bewußtsein seines Glücks zu leben. Er fürchtete sich fast, Menschen zu begegnen und von ihrem Treiben zu hören, und eilte daher, jeden betretenen Weg vermeidend, über die Felder hin, bis er der Stadt und ihrem Getreibe so fern war, daß kein Laut davon mehr zu ihm herüber drang. Spät nahm er in einem Bauerhause ein einfaches Mahl ein, und als er wieder heimkehrend auf die Räcknitzer Höhen kam, da dämmerte es schon im freundlichen Elbthal und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldeten nur noch die höchsten Spitzen der Thürme. Ermattet von dem weiten Weg lehnte er sich an das Denkmal Moreau's, der hier im Befreiungskriege fiel, und schaute sehnsüchtig hinab auf die Stadt, wo schon Licht an Licht aufflammte. Dort war sie, das Bild seiner Träume, sein wacher Gedanke am Tage, und nur eine Nacht lag noch zwischen dem Glück des Wiedersehens. O, wie dankte er ihr, daß sie ihm dieses Wiedersehen bereitet, welch heiße Betheuerungen, welch glühende Versicherungen

ewiger, ungetheilter Liebe entstiegen der vollen Brust und wurden der stillen Nacht vertraut, auf daß die Genien des Traums sie tragen möchten zum Lager der Geliebten! Selbst die Verzögerung des so heiß ersehnten Wiedersehens dankte er ihr, denn nun war er sich seines Glücks erst recht bewußt geworden, und hatte geschwelgt in dessen Vorgenuß und so doppelt genossen.

Mit den ersten Strahlen des Tages verließ Ottomar sein Lager und erwartete mit Ungeduld die Stunde, wo es ihm vergönnt sein würde, zu Alma zu eilen. Endlich schlug sie, diese ersehnte Stunde, und von dem alten Joseph, der den jungen Mann väterlich liebte, freudig bewillkommt, trat er in der Wohnung der Gräfin ein.

So war es ihm denn nah das lang begehrte, kaum erwartete Glück, er sollte sie wiedersehen, die zuerst in seiner Brust den Funken einer reinen, heiligen Liebe entzündet hatte, ihr Auge sollte ihm wieder lächeln, ihr freundliches Wort sein Ohr berühren, um in den Tiefen seiner Brust wiederzuklingen! Ein Zittern befiel ihn, als Joseph die Thür öffnete, vor seinen Augen dunkelte es, und

nur mit Mühe konnte er äußerlich eine ruhige Haltung bewahren.

Alma war zu unverstellt und wahr, um die innigsten Gefühle ihres Herzens kunstvoll hinter dem Schleier der Gleichgültigkeit zu verstecken. Sie kam dem jungen Mann mit sichtbarer Rührung entgegen, und ihr schönes Auge strahlte von reiner Freude. Ottomar hatte sich auf ein Knie niedergelassen und erfaßte ihre ihm dargereichte Hand mit stummem aber seligen Entzücken; als er aber in ihr leuchtendes Auge blickte, da wollte die Wonne, die seine Brust schwellte, sich in feurigen Worten ergießen, aber ein bittender Blick dieser schönen Augen, der auf die dunklen Trauergewänder fiel, die den schlanken Leib umgaben, schloß ihm schnell den Mund, und drängte den Strom der heißen, überströmenden Gefühle zurück in die ungestüm klopfende, verschwiegene Brust.

Was bedurfte es auch der Worte? sie wußten es ja, daß sie sich angehörten für Zeit und Ewigkeit, ihre Blicke sprachen es deutlich aus das schöne Versprechen der Liebe und Treue, und wenn auch die wenigen Worte, die gewechselt

wurden, nur allgemeine Gegenstände berührten, so war doch die Melodie der Gefühle in so harmonischem Einklang, daß sie selbst den gleichgültig scheinenden Worten eine tiefe Bedeutung verlieh.

Alma hatte es ausgeschlagen, bei ihrer Tante zu wohnen, und hatte eine Privatwohnung in der Schloßgasse bezogen. Ottomar dankte ihr im Herzen tausendmal für diesen Entschluß, denn so war es ihm möglich, sie täglich zu sehen, ohne Verdacht zu erregen, und da sein öfteres Erscheinen durch den Vorwand von Lehrstunden gerechtfertigt wurde, Alma auch wirklich fleißig zeichnete und malte, so schöpfte selbst Frau von Wilmsdorf keinen Argwohn. Nur dem alten Joseph wollte es manchmal bedünken, als wenn die Lehrstunden weit länger dauerten, und doch viel weniger darin vollendet würde, als früher in Aarhorst und in Wien, allein er betete seine junge Herrin an und hatte für Ottomar eine herzliche Zuneigung gefaßt, und so schwieg er unverbrüchlich gegen Jedermann, und räumte nur mit einem gutmüthigen Lächeln, wenn Abends die

Lampen angezündet wurden, die Malergeräthschaften und das angefangene Bild, was immer langsamer vorwärts schritt, zur Seite, wobei er dann wohl mit innrer Befriedigung das schöne, junge Paar betrachtete, welches seine Anwesenheit kaum zu bemerken schien.

Seinem gefaßten Entschluß getreu hatte Ottomar, so lange Alma noch die tiefe Trauer trug, nie das Wort Liebe auszusprechen gewagt. Als aber gegen Ende des Jahres das traurige, finstere Schwarz verschwand und ein mildes Grau an seine Stelle trat, da wagte er es, seinen Gefühlen Worte zu geben, und erhielt von Almas Lippen das süße Bekenntniß ihrer Liebe. Zwar war hierbei die Bedingung gestellt, daß erst nach Ablauf des Trauerjahres an eine nähere Verbindung gedacht werden könne, und daß bis dahin die ganze Sache der Welt verschwiegen bleiben müsse; allein Ottomar unterwarf sich willig jeder Bedingung, und würde nicht gemurrt haben, selbst wenn ihm bis zu dieser Frist ein gänzliches Schweigen auferlegt worden wäre. War er doch so glücklich, so selig in seinem Innern, daß es ihm

schien, als wenn er gar keiner Worte bedürfe, und das Glück, Alma täglich zu sehen, ihres Besitzes gewiß zu sein, schien ihm so groß, so unermeßlich, daß ihm kein Opfer groß genug deuchte, womit er diese Seligkeit erkaufen konnte.

Doch wenn auch Kummer und Schmerz sich oft unter einem heiteren Lächeln oder erkünstelter Ruhe verstecken lassen, so will das übersprudelnde Gefühl des Glücks sich keinem Zwang unterwerfen. Der Glückliche kann seine Wonne, den Rausch der seligsten Empfindungen, nie ganz verbergen, und wenn auch der Mund schweigt, so spricht doch jede Bewegung, jeder Blick das innere Entzücken aus, und verräth so dem Beobachter unwillkürlich das süße Geheimniß. Es ist dies eine traurige Erfahrung, denn sie beweist, daß Glück und Schmerz sich hienieden nicht die Wage halten, und daß eine lange Gewöhnung und oft wiederholte Erneuerung des Wehs uns zuletzt die Kraft geben, eine äußerliche Ruhe zu bewahren, selbst wenn das Herz aus tausend Wunden blutet, da hingegen das seltne, uns leider so ungewohnte Gefühl der Freude sich nicht verbergen läßt,

sondern, aller Vorsicht ungeachtet, sich siegreich Bahn bricht und die Welt zum Zeugen seines Jubels macht.

Dem beobachtenden Blick der Frau von Wilmsdorf war die Veränderung in dem Benehmen des jungen Malers nicht entgangen, und wenn gleich sie ihm eigentlich sehr wohlwollte und ihn oft zu ihren geselligen Kreisen zog, so schien ihr doch eine nähere Verbindung zwischen ihm und der Gräfin Wartenberg etwas so Unerhörtes, daß sie sich vornahm, ein ernstes Wort darüber mit ihrer Nichte zu sprechen. Sie hatte gehofft, die schöne, reiche Witwe, von der man in den Zirkeln der Residenz schon viel sprach, wenn die erste Trauerzeit vorüber sei, in den Kreisen ihrer Freunde einzuführen, und wenn Alma auch bestimmt erklärt hatte, daß sie die große Welt nicht zu besuchen gedenke, so hoffte die welterfahrne Frau doch viel von dem angenehmen Eindruck, den es der, durch die Rücksichten der äußern Convenienz so lange Vereinsamten, natürlich machen müsse, sich in einer Gesellschaft zu befinden, wo man ihr, in Berücksichtigung ihrer Schönheit, ihres

Reichthums, und vorzüglich ihrer hohen Geburts wegen, gewiß mit der größten Auszeichnung begegnen würde. Hierdurch hoffte die Baronin den Widerstand der Nichte zu besiegen, und doch noch die Freude zu haben, eine so ausgezeichnete Verwandte der ganzen schönen Welt vorstellen zu können. Graf Wartenberg und Gräfin Linden waren fast zu derselben Zeit gestorben, beinah fünf Monate waren seitdem vergangen; mit dem Beginn des Carnevals hatte sie also bestimmt darauf gerechnet Alma in allem Glanz ihrer Schönheit und ihres Reichthums in der Welt erscheinen zu sehen, und nun sollte ihre unkluge Liebe zu einem roturier alle diese schönen Pläne mit einem Schlag vernichten?

Alma hatte ruhig die lange mit Ermahnungen reich ausstaffirte Rede ihrer Tante angehört, in welcher Frau von Wilmsdorf besonders auf den Unterschied des Standes sich stützte, und der jungen Gräfin es nicht schrecklich genug ausmalen konnte, wie es klingen müßte, wenn man sie statt gnädige Gräfin, Madame Held nennen würde.

„Ich fürchte, es wird eine Zeit kommen,“

erwiderte Alma ruhig, „wo man seinen Grafentitel gern verbergen und sein Adelsdiplom willig den Flammen übergeben wird. Vielleicht wird dann der bürgerliche Neffe Ihnen weniger unangenehm sein, liebe Tante, und Sie werden es mir verzeihen, daß ich dem Zuge meines Herzens gefolgt bin. Aber wenn auch diese Zeit, wie ich es wünsche, nicht eintreten sollte, so wird meine Verbindung mit Herrn Held, die allerdings beschlossen ist, Ihnen nie ein Aergerniß geben. Auf meinem Schlosse Aarhorst, welches wie Sie wissen, mir als freies Eigenthum zugeschrieben ist, wollen wir in stiller Zurückgezogenheit uns selbst und unserm Glück leben, und die einfachen Bewohner unsrer Berge werden die Liebe, die sie der Gräfin Wartenberg bewiesen, willig auf die wiederkehrende Madame Held übertragen.

Alma hoffte durch diese bestimmte Erklärung den Einwendungen ihrer Tante begegnet zu sein, allein Frau von Wilmsdorf ließ sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen. Mit eindringlicher Beredsamkeit suchte sie die Nichte davon zu überzeugen, welcher Vorzüge sie sich durch diese Hei-

rath verlustig machte, und wie anders ihre Stellung in der Welt sein würde. „Glaube meiner Erfahrung, liebes Kind,“ rief sie aus, „ich kenne die Menschen und habe Gelegenheit gehabt, ihr innerstes Wesen zu studiren. Diejenigen, die sich jetzt Deinem Rang und Deinem Reichthum beugen, die werden vergessen, daß sie Dich jemals gekannt haben, wenn die Grafenkrone über Deinem Namenszug fehlt. Wer wird in den ersten Kreisen der Kaiserstadt die einfache Madame Held, die Frau des ungekannten Malers, empfangen wollen, die die Reihen ihrer Standesgenossen verließ, um einer romantischen Liebe nachzuhängen? Niemand wird diese Thorheit für möglich halten, weil Niemand sie begreifen wird!“

„Wenn es eine Thorheit ist, sein Glück auf andern Wegen zu suchen, als auf den großen von Allen betretenen Fahrstraßen des Lebens, denn freilich haben Sie recht. Ich habe die Kreise meiner Standesgenossen besucht, ohne dort das Glück zu finden, was ich suchte. Was ich dadurch entbehre, daß diese Kreise mir fortan, wie Sie meinen, liebe Tante, verschlossen bleiben

werden, das ist dem stillen Glück nicht gleich, welches ich mir zu schaffen gedenke. Und überdies," fuhr sie fort, indem sie sich von ihrem Lehnsessel erhob, „bin ich frei von jeder Verpflichtung und Herrin meines Willens!"

„Es kann mir nicht gleichgültig sein, wie Dein Schicksal sich gestaltet," sagte etwas empfindlich Frau von Wilmsdorf, die ebenfalls aufgestanden war, „doch weiß ich wohl, daß mir das Recht fehlt Deinen Willen zu beschränken, sonst würde Gräfin Wartenberg ihren Namen nur mit einem ebenbürtigen Namen vertauschen. Was die Zukunft uns bringen wird, ist ungewiß, doch hoffe ich, soll es niemals so weit kommen, daß wir unsere Titel und Rechte feig verbergen und Schutz bei denen suchen, die wir nur ungern in unsere Familien eintreten sehen!"

Mit diesen Worten verließ sie rasch das Zimmer, und ließ die bestürzte Alma allein.

„Wie groß ist doch die Macht der Vorurtheile," seufzte diese, „die besten Menschen werden durch sie einseitig und hart! O, wann wird die Zeit kommen, wo diese starren Egoisten ein-

sehen werden, daß nicht der ererbte Name den Werth des Menschen bestimmt, sondern daß dieser Werth in der Bildung unsers Geistes, in der Güte unsers Herzens liegt, und nicht in Grafen- oder Fürstenkronen."

Der Sturm hatte ausgetobt in dem großen Wien, eine dumpfe Stille lag über der Stadt und schien unterdrückte Wünsche, sowie mit Gewalt zum Schweigen gebrachte Hoffnungen anzudeuten. Das rege politische Leben war verstummt, der Belagerungszustand ausgesprochen über die Stadt und auf dem Glacis und den öffentlichen Plätzen gähnten überall Kanonen dem Vorübereilenden entgegen.

Auch in dem Hotel der Baronin Hartenstein tönte nicht mehr wie sonst die laute Lust, und der Glanz der Kerzen war erloschen. Leise schlichen die Diener durch die Gemächer, und statt der eleganten Karossen, die sich früher vor dem Hause drängten, sah man jetzt nur den Wagen des Arztes mehrmals des Tages dort halten.

Aurelie war krank von ihrer Reise zurückgekehrt, doch schien sie mehr am Geist als am Körper zu leiden. Eine unbezwingliche Sehnsucht hatte sie zurückgezogen ins Vaterland, aber alles was sie in Wien erfuhr, trug nicht dazu bei, ihren Gemüthszustand zu verbessern.

„Haben Sie es denn schon gehört, Frau Baronin," rief Helmbold, als er den ersten Tag bei ihr eintrat, „daß unsre keusche Gräfin ihrem Liebhaber nach Dresden gefolgt ist, und daß ohne Zweifel diese glänzende Verbindung nun bald erklärt werden wird, wenn nicht Gräfin Wartenberg es vorzieht, ihren altadligen Namen zu behalten und nur incognito Madame Held wird? Jedenfalls wird aber der edle Graf Anselm geprellt, dieser Glückspilz, der nun die reiche Erbschaft so ganz bequem in Empfang nimmt und gewiß sehr gewünscht hat, auch die schöne Witwe mit ihrem reichen Witthum sein zu nennen. Da gönne ich sie wahrlich sammt ihren Schätzen dem Held noch lieber," fuhr er fort, ohne zu bemerken, daß Aurelie todtenbleich auf ihrem Lehnsessel zusammen gesunken war, „als diesem tugendhaften

Grafen, der auf uns andre arme Menschenkindern von seiner Höhe herab sieht, als wären wir Alle verloren und zur Hölle reif, und nur ihm allein wäre das Himmelreich beschieden! Aber mein Gott, was ist Ihnen denn Aurelie," rief er, als er die Blässe der Baronin bemerkte, „soll ich Ihre Leute rufen?"

„Ich leide jetzt öfter an solchen Anfällen," sagte tonlos Frau von Hartenstein, „wollen Sie die Glocke ziehen!"

Die Kammerfrau trat ein, und nachdem sie der Leidenden einige belebende Tropfen gegeben hatte, ließ sich Aurelie von ihr in ihr Schlafzimmer führen.

„Das war der Todesstoß Deiner Liebe," sagte der Baron, indem er den Frauen lange nachblickte, „doch ich konnte ihn Dir nicht ersparen! Fast dauert sie mich," fuhr er fort, „allein etwas muß ich retten aus diesem Schiffbruch aller meiner Hoffnungen, und mir bleibt nichts Andres als Aureliens Hand!"

„Die Arznei war bitter, die ich ihr reichte, doch wird sie wirksam sein! Ist Ottomar einmal

für sie verloren, so wird sie diese romantische Liebe vergessen, wie sie so manche vorhergehende vergessen hat, und damit die Welt ein Auge zudrücke, wird sie gern meine Hand annehmen, und diese gefügige Welt wird die Thorheiten der Frau von Hartenstein der Baronin von Helmbold nicht nachtragen!"

Durch ihre Kundschafter hatte Aurelie zwar endlich erfahren, daß Ottomar sich in Dresden aufhielt, da er aber ganz zurückgezogen und nur seinen Studien lebte, so konnte man ihr nichts Näheres über ihn berichten. Graf Wartenbergs Tod war ihr ebenfalls zu Ohren gekommen, da aber früher kein Merkmal ein Verhältniß zwischen Ottomar und Gräfin Wartenberg angedeutet hatte, so war ihr der Gedanke einer Verbindung derselben mit dem jungen Maler fern geblieben, und wie ein Donnerschlag traf sie daher die Mittheilung des Barons. Ihre erschütterte Gesundheit unterlag, und ein heftiges Nervenfieber beraubte sie bald ihrer Besinnung, und mit dieser ihrer trüben Rückerinnerungen und qualvollen Betrachtungen.

So war des Barons Vorhersagung nur zu schnell, zu traurig in Erfüllung gegangen, Aurelie hatte mit Empfindungen gespielt, die früh oder spät sich rächen an der Leichtsinnigen, die ihre Macht zu kühn heraus fordert. Sie hatte sich gesehnt nach den Gluthen einer großen, tiefen Liebe, die ihr im Wechsel vorübergehender Leidenschaften erkaltetes Herz, wieder erwärmen, ihren Gefühlen wieder die Schwungkraft geben sollte, ohne welche ein poetisches Gemüth sich nicht befriedigt, nicht glücklich fühlen kann. Sie hatte die Flamme geschürt, die sie jetzt verzehrte, und ihr, durch Erziehung und das Leben in der Welt verweichlichter, gehaltlos hin und herschwankender Charakter, war nicht geeignet den Schmerz zu besiegen und dem gedemüthigten Stolz Schweigen aufzulegen. Wäre Ottomar in Liebe erglüht für die gefeierte Frau, oder hätte auch nur Eitelkeit ihn an ihrem Triumphwagen gefesselt, so würde vielleicht der Rausch dieser schnell entstandenen Liebe schnell verflogen sein. Allein geschützt durch eine reine Liebe, entzog der Jüngling sich den ihm gelegten Schlingen, und dies Zurücktreten,

was den Stolz der verwöhnten Frau beleidigte und stachelte, ließ ihre Leidenschaft zur hellen Flamme auflodern.

In der heiligen Weihnachtszeit, als Ottomar in Dresden, als schönstes Angebinde, das Geständniß ihrer Liebe, von Almas Lippen empfing, da saß an Aureliens Lager eine blasse Gestalt und horchte aufmerksam auf die Athemzüge der Schlummernden. Der milde Blick und die freundliche Sorgsamkeit würde die barmherzige Schwester verrathen haben, selbst wenn auch das graue Gewand und die hohe, weiße, aufgesteifte Haube nicht schon die Ordensschwester bezeichnet hätte. Sie rückte den Schirm der Lampe etwas zur Seite und nachdem sie das blasse Gesicht der Baronin lange betrachtet hatte, sagte sie leise mit frommgefalteten Händen: „Gelobt sei Gott, der Leib ist gerettet, vielleicht gelingt es durch seine Gnade, auch die Seele zu retten!“ Sie schob den Schirm dann wieder dichter um die Lampe und nahm still in einem Lehnsessel an der Seite des Bettes Platz.

Nach mehreren Stunden eines ruhigen Schlummers erwachte die Baronin, und ihr erster Blick suchte die treue Pflegerin.

„Sind Sie noch bei mir, Schwester Therese?" fragte sie leise.

„Gewiß, Frau Baronin, fürchten Sie nicht, daß ich Sie verlassen werde, und suchen Sie noch zu schlummern, der Schlaf wird Ihnen wohl thun!"

„Nein, lassen Sie mich jetzt etwas reden, ich fühle mich gestärkt und erquickt und meine Seele sehnt sich nach Mittheilung, ich bin so allein in dieser weiten Welt!"

„Wir sind nie allein, gnädige Frau, denn wir sind mit Gott, er ist bei uns in der Wüste, wie im Getriebe der Welt und des Lebens!"

„Aber der Mensch bedarf des Menschen, um seine Empfindungen auszusprechen, um verstanden zu werden!"

„Wer könnte uns besser verstehen, als Gott, der unser Vater ist?"

„Ja, aber er ist auch unser Richter, und der Schuldige zittert, wenn man ihn vor seinen Richter führt!“

„Vor dem irdischen ja, aber nicht vor dem himmlischen, denn es steht geschrieben: Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte.“

Aurelie seufzte und leitete dann das Gespräch auf andere Gegenstände, doch nöthigte sie ihre Schwäche sowohl wie der bestimmt ausgesprochene Wunsch der Pflegerin, bald wieder zum Schweigen.

In den Fieberphantasien der Baronin hatte sich der frommen Schwester der Gemüthszustand der Leidenden offenbart, und in ihrem theilnehmenden Herzen war der Wunsch entstanden, dies verirrte kranke Gemüth zu heilen und auf den rechten Weg zurück zu führen.

Aurelie sah gern die feingebildete Frau, die noch Spuren ehemaliger großer Schönheit an sich trug, sich ihrem Lager nähen, und bald hatte sie sich so an die Gesellschaft der milden Schwester

gewöhnt, daß sie nur mit Trauer daran dachte, von ihr getrennt zu werden.

Ihrem Vorsatz getreu, suchte Schwester Therese auf das Gemüth der Baronin zu wirken, und diese, die sich nach Mittheilung sehnte, ergriff mit Freuden die ihr dargebotene Gelegenheit.

„Ihrer Ansicht nach, theure Therese," sagte sie eines Tages, als sie wieder über diesen Gegenstand gesprochen hatten, „liegt in der Religion Trost gegen jeden Schmerz? Ich möchte Ihnen gern glauben, doch kann ich meiner Ueberzeugung nicht gebieten. Trost bei dem Tod geliebter Menschen gibt uns die Religion, ich gebe es zu, durch die Hoffnung des Wiedersehens, Trost bei Mangel und Entbehrung durch die Aussicht einstiger unaussprechlicher Freuden. Aber was kann uns trösten über den Gram der Liebe, über zertretene Hoffnungen und Wünsche?"

„Das Gebet!"

„Das Gebet? Ach Therese, Sie kennen den Schmerz der Liebe nicht, Sie haben nie die Qualen empfunden, die sie bereitet. Sie traten

mit siebenzehn Jahren in den Orden und vergaßen über das Wohl Ihrer Mitbrüder das eigne Glück. Sie kennen die Fluthen von Schmerz und Sehnsucht nicht, die die Brust der Frau durchströmen, wenn das Gefühl der Liebe ihr ganzes Wesen beherrscht, wenn sie nur lebt in dem Gedanken an den Mann ihrer Wahl, wenn nur sein Hauch sie beseelt, sein Blick sie begeistert und beseligt, oder sie vernichtet in den Staub wirft! Welche Kraft kann diese Gefühle zurückführen in das Bett gleichmäßiger Ruhe und Gewohnheit? was kann die empörten Wogen beschwichtigen, die aus der aufgewühlten Tiefe des innersten Wesens sich stürmisch hervordrängen und uns willenlos umhertreiben auf dem Meer der Leidenschaft?"

„Das Gebet!"

Aurelie sah mit Erstaunen auf die fromme Schwester, deren Anblick sie nur noch mehr überraschte.

Mit gen Himmel gerichtetem Blick und dem Ausdruck einer Verklärten im Gesicht, saß Therese

da, während zwei Thränen langsam über ihre bleichen Wangen rannen. Ihre schmalen fast durchsichtigen Hände lagen wie zum Gebet gefaltet auf ihren Knieen und die wehmüthig zuckenden Lippen wiederholten: „das Gebet! — Im Gebet liegt eine unendliche, von Wenigen gekannte Kraft, ich bin ein Beweis davon, ich habe geliebt und gelitten, schwerer gelitten wie tausende meiner Mitschwestern, denn mein Schicksal war ein, in seiner Schrecklichkeit, so seltnes, daß der gütige Gott es nicht vielen auferlegt. Ich will Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen, fuhr sie nach einigem Bedenken fort, und diese wird Sie von der Kraft und der Wohlthätigkeit des Gebets überzeugen!"

„In abhängigen Verhältnissen geboren, verdankte ich der väterlichen Liebe eines edlen Mannes eine Erziehung, die mich in den Stand setzte, als Lehrerin in eine geachtete Familie einzutreten, deren Zufriedenheit ich so glücklich war mir zu erwerben. Ich fühlte wenig das Abhängige meiner Lage, allein nur zu oft war mein Herz schmerzlich bewegt und eine tiefe Traurigkeit nahm

meine ganze Seele ein. Bei aller Freundlichkeit, welche man mir bewies, vermißte ich doch die Bande der Familie, ich war eine Waise, die Barmherzigkeit und christliche Milde auferzogen hatte, und jene heiligen Gefühle der Kindesliebe waren mir fremd geblieben. Zwar liebte ich meinen Wohlthäter, meine Erzieherin, mit dankbarer Innigkeit, aber immer schien es mir doch, als wenn diese Liebe nicht das Herz ganz ausfüllen könnte, und vergebens suchte ich in der Liebe zu meinen Zöglingen die Befriedigung, die meiner Seele fehlte.

Damals wurden bedeutende Güter in der Nähe des Ortes verkauft, wo ich lebte, und der neue Besitzer machte sich in der Familie bekannt. Schon der erste Anblick dieses Mannes erfüllte mein Herz mit bisher mir unbekannten Gefühlen, und ließ mich sein Kommen bald als ein ersehntes Glück betrachten. Er stand zwar nicht mehr in den ersten Jahren der Jugend, allein sein feuriger hochgebildeter Geist, vereint mit den Spuren großer ehemaliger Schönheit, ließ den Mangel der Jugend schnell vergessen. Je öfter

ich ihn sah, je inniger wurde diese Zuneigung, und in freudigen Schlägen klopfte mein Herz, als ich bemerkte, daß auch er meine Gesellschaft vor allen anderen suchte. Ich empfand eine innere Befriedigung, wie ich sie nie früher empfunden, und als nun endlich das Geständniß seiner Liebe von seinen Lippen strömte, als er mich Geliebte und Braut nannte, o, da kannte der Jubel meiner Seele keine Grenzen!

Doch was soll ich sie Ihnen vorführen, diese Scenen von Glück und Seligkeit und von Schmerz und Verzweiflung? genug sei es zu sagen, daß, als schon der Trauungstag angesetzt war, ein Brief meines frühern Wohlthäters uns aus dem Himmel des Glücks in den Abgrund des tiefsten Elends stürzte! Mein Verlobter war — — war durch verwandtschaftliche Bande mir so nahe verbunden, daß unsere Ehe zum Verbrechen wurde. Unvermögend diese nun strafbare Liebe aus seinem Herzen zu reißen, erlag der Geist meines Verlobten dieser zu harten Prüfung und Irrsinn hielt seinen Sinn umfangen. Ich sah den Mann, den ich abgöttisch liebte, im traurigen Geisteszu-

rüttung, ich sah ihn sich mit Abscheu von mir abwenden, hörte, wie er, seiner Liebe fluchend, sich den Tod wünschte und konnte nichts thun zur Erleichterung seiner Qual, da schon mein bloßer Anblick ihn in Wuth versetzte. Da bedeckte ich mit siebenzehn Jahren mein vom Unglück gebeugtes Haupt mit dem Schleier der barmherzigen Schwester, und fand Trost im Gebet. Aus dieser heiligen Quelle schöpfte ich Ruhe und Ergebung, Kraft und Ausdauer, und die Heiterkeit, die mich jetzt beglückt, verdanke ich dem Gebet."

Als Therese ihre Erzählung geendet hatte, sagte die Baronin wie begeistert: „ja sie muß groß, sie muß allmächtig sein die Kraft, die solche Schmerzen lindern, die sie zum Schweigen bringen kann, und unendlich schön und erhaben muß es sein, ewig anzubeten! O, Du fromme Dulderin," rief sie, indem sie ihre Arme um den Hals der Nonne schlang, „lehre mich beten und glauben, wie Du glaubst und wie Du gebetet hast, damit auch mir die himmlische Ruhe werde, die Dich beseelt! Laß mich der seligen Stille Deines Gemüths theilhaftig werden, auf daß auch ich einlaufe

in den Hafen der Ruhe, aus dessen sicherm Schutz Du jetzt hinausschaust auf die Stürme des Lebens!

Laß uns auswandern, Rudolph, schrieb wenige Monate nach dieser Unterredung Baron Helmbold an seinen Freund, denn in Europa gibt es nichts als Verrückte, zwischen denen nur der Unterschied besteht, daß bei weitem der kleinere Theil von ihnen eingesperrt ist, während die überwiegende Menge frei in den Straßen herumläuft! — Aurelie von Hartenstein, die gefeierte Dichterin, die schöne kokette Frau hat ihr ganzes Vermögen dem Kloster geschenkt und ist als Nonne in den Orden der Karmeliterinnen eingetreten! — Auf die Nachricht von der wahrscheinlichen Heirath ihres sentimental geliebten Malers mit der noch sentimentaleren Alma Wartenberg, warf ein Nervenfieber sie aufs Lager, wo eine dienstbeflissene barmherzige Schwester, welche zu ihrer Pflege herbeigerufen wurde, ihre Bekehrung vollendete. Als sie ihr Krankenlager verlassen hatte, glaubte ich, sie würde vernünftig geworden sein, und bot ihr meine Hand und meinen Namen als

Deckmantel ihrer Thorheiten. Allein statt, wie ich erwartet hatte, voll dankbarer Freude diese dargereichte Hand zu ergreifen, sah sie mich mit einem prächtigen Blick an und sagte kalt: „Baron, ich fange an irre an Ihnen zu werden, Sie wissen, daß ich einen Andern liebe, und Sie bieten mir die Hand als Gatte! und mit dieser liebenswürdigen Phrase verließ sie kalt das Zimmer. O, ich möchte fluchen wie Mephisto im Faust, wenn es nur etwas nützen wollte! Und hier in Wien, wer kann hier noch leben, wo es still und spießbürgerlich zugeht, wie in der kleinsten Provinzialstadt. Wo sind jetzt die Häuser, in denen man sonst stets Zutritt hatte? Wo die Logen, die sich dem Besuchenden stets gerne öffneten? Was hilft jetzt Witz und Geist, wo jeder sich einschränkt und an seinem Tisch nur die Glieder seines Hauses sieht, während die sonst so besetzten Logen leer stehen und ihre ehemaligen Besitzer kaum zu zeigen wagen, daß sie noch eine Equipage und eine Theaterloge bezahlen können?

Wahrlich Rudolph, wenn das so fort geht, so thue ich meinem undankbaren Vaterland den

Rücken und suche in der neuen Welt irgend eine silberklingende Miß, die die Verdienste eines Mannes wie ich zu schätzen weiß.

Helmbold.

Der Frühling war herangekommen, Blüthen und Sträucher knospeten bereits von seinem warmen Hauch belebt, und die Strahlen der Aprilsonne lockte die beweglichen Bewohner der Residenzstadt Dresden hinaus ins Freie. Glänzende Equipagen von prächtigen Pferden gezogen durchflogen den großen Garten und nöthigten die bescheidenen Kinderkarossen, die von der Hand der Wärterin geführt, sich auch bis in die Alleen dieses beliebten Spaziergangs gewagt hatten, zum schleunigen Ausweichen. Zahlreiche Fußgänger wandelten umher und besahen aufmerksam die Knospen und kleinen Blätter, oder brachen auch wohl hie und da verstohlen einen Zweig ab, um den lieben Daheimgebliebenen zu zeigen, wie weit schon Alles vorgerückt sei, oder sie standen vor den kleinen Pavillons, in denen die Fenster geöffnet waren, um der warmen Luft den

Eingang zu gestatten, und fragten, wer wohl in dem nächsten Sommer hier einziehe, und ob in dem einen derselben wieder dieselbe Familie wohnen würde, die schon seit einer so langen Reihe von Jahren ihn bewohnt hätte, da es doch langweilig sei, immer dieselben Menschen zu sehen?

Auf den Höhen der Gesellschaft war es in den letzten Monaten munter hergegangen, Bälle und routs hatten gewechselt, und es schien als hätte man sich für die erste Hälfte des Winters, die still vergangen war, schadlos zu halten gesucht. Jetzt aber, wo schon manche der ersten Familien die Stadt verlassen hatten, hörten diese rauschenden Feste allgemach auf, und die schöne Welt eilte, wie die übrigen schlichten Menschenkinder, hinaus in die freie Natur, wo sich Alles üppig entfaltete, und so den Sinnen, wenn auch in andrer Art, aber doch immer einen Genuß bot.

An einem schon recht warmen Sonntagnachmittag war Alma an Ottomars Arm hinausgewandelt in die blühende, im vollen Werden begriffene Natur. Sie hatte den Rest des Winters

ebenfalls still und zurückgezogen nur ihrer Liebe gelebt, und mit jedem Tage neue Ursache gefunden, sich ihrer Wahl zu freuen und ihr Glück zu preisen. Ottomars Feuerseele umfaßte mit gleicher Gluth das geliebte Weib, wie er die Wünsche und Hoffnungen des geliebten Vaterlandes erfaßte. Endlich jeder Fessel entledigt, die ihm Meinungsunterschied und Convenienz sonst der Geliebten gegenüber auferlegte, floß seine Rede oft wie ein feuriger Strom von seinen Lippen, und Alma horchte mit hochklopfender Brust den begeisterten Worten, und auch in ihrem Gemüth zog immer mehr die Ueberzeugung ein, daß der Einzelne aufgehen müsse in dem Ganzen, daß er das eigne Glück willig dem theuern Vaterlande zum Opfer bringen müsse. Jetzt wandelte das glückliche Paar Arm in Arm geschlungen durch die einsamen Gänge des Gartens, wohin das Getreibe der Menschen nur selten kam, und wo wohlthuende Ruhe den Wandelnden zu stillen Betrachtungen einlud. Unter einer großen Linde, deren breite Aeste in den heißen Sommertagen angenehme Kühlung verbreiten und wo eine rund

um den ungewöhnlich starken Stamm gehende Bank die Müden zum Ruhen einladet, ließen sie sich nieder. Eine freie Durchsicht ließ dem Beschauer die Stadt und die nächste Umgebung derselben erblicken, und Alma sagte, von dem Anblick erfreut: „es ist doch anmuthig das Sachsenland, und es muß schön sein, sagen zu können: ich bin ein Sachse!"

„Es ist schön, sagen zu können: ich bin ein Deutscher!" rief lebhaft Ottomar. „O, wann werden doch diese verschiedenen Benennungen in ein und derselben Nation schwinden? wann wird es keine Preußen, keine Oesterreicher, keine Sachsen und Würtemberger mehr geben, sondern nur Deutsche, einige Deutsche?"

„Lassen Sie uns hoffen, daß diese Zeit nicht mehr fern ist, mein Ottomar," sagte Alma weich, „und selbst wenn sie noch fern sein sollte, so lassen Sie uns nicht daran verzweifeln! In unsern stillen Bergen wollen wir erwarten, bis die Stunde schlägt, die unsre Wünsche krönen wird. In Aarhorst, wo wir uns zuerst sahen, dort werden wir des großen Aufschwungs der

Begebenheiten harren und willig jedes Opfer bringen, was des Vaterlandes und der Mitbrüder Wohl von uns fordert!“

„Es spricht bei meinen eifrigen Wünschen auch vielleicht ein wenig Egoismus aus mir,“ erwiderte lächelnd Ottomar, „ich gehöre ja zu jenen Unglücklichen, die nicht sagen können: ich bin Preuße oder Sachse oder Oesterreicher oder Baier, denn ich weiß es ja nicht einmal, wo ich geboren bin, noch welchem Stamm ich angehöre! Ich kann also keines der vielen kleinen Reiche des großen Vaterlandes als mein Geburtsland in Anspruch nehmen, aber ich kann sagen: ich bin ein Deutscher, und mit frohem Stolz werde ich es wiederholen, wenn ich ein einiges großes Deutschland als mein Vaterland werde nennen können!“

Freundlich lächelnd blickte Alma zu dem jungen Mann empor, der, vom Feuer seiner Rede fortgerissen, sich von der Bank erhoben hatte und leuchtenden Antlitzes vor der Geliebten stand.

„So wird es werden, mein Ottomar,“ sagte sie gerührt, indem sie ihren Arm wieder in den seinigen legte, und still wandelten beide eine

Zeitlang den dicht neben der Fahrstraße hinlaufenden Weg fort. Zu ihrer Linken breitete sich jenseits des Stromes die Weinbergkette aus, und als sie bei einer Biegung des Weges mehr aus dem Gebüsch heraus traten, zeigten sich in der Ferne in malerischer Beleuchtung die blauen Berge der sächsischen Schweiz. An einer der vielen Statüen des Herkules vorüber, womit der Garten so vielfach geschmückt ist, daß man fast glauben möchte, sie sollten mit ihren Keulen das Wächteramt versehen, führte sie ihr Weg bis an das Ende des Gartens, wo ihnen eine noch umfassendere Aussicht auf die Berge der sächsischen Schweiz, so wie über die ganze lachende Umgegend wurde. Alma stand lange im Anschaun des lieblichen Bildes verloren, dessen Vordergrund freundliche mit Obstbäumen gezierte Dörfer bildeten, während die fernen Höhenzüge, die sich an, die böhmischen Gebirge anschließen, sanft emporsteigend das Ganze abrundeten und dem Auge einen Ruhepunkt gewährten.

„Wie schön muß es hier sein, wenn alle diese Rebenhügel im grünen Blätterschmucke prangen,

oder wenn zwischen diesen freundlichen Häusern die weißen Blüthenhäupter der jetzt noch farblosen Bäume sich erheben!“ sagte Alma, zu dem Freund gewendet. „Diese fernen, im bläulichen Duft verschwimmenden Felsenmassen müssen, von dem Strahl der Abendsonne beleuchtet, ganz phantastische Gruppen bilden und ungeheuren gekrönten Riesen gleichen, die Ehrfurcht gebietend auf das Thal herabsehen.“ Bei diesen Worten wollte sie sich dem Garten wieder zuwenden, als plötzlich die Sonne das leichte Gewölk durchbrach, womit sie bis jetzt bedeckt gewesen war, und ihre scheidenden Strahlen in die Fenster der alten Feste Königstein fielen, daß sie wie Gold erglänzten.

„O, wie prächtig!“ rief Alma, entzückt von diesem Anblick, „wie bezeichnend ist doch der Name Königstein, denn wie ein König steht er da zwischen den andern Bergen, und wenn der Tag sinkt, da flammen im Abendlicht die Edelsteine an seiner Krone.“

„Es sind Glasscheiben!“ sagte Ottomar ernst.

„Die Sonne verwandelt sie zu Edelsteinen,“ erwiderte Alma, „sie leiht ihnen ihren Glanz, den



sie in sich aufnehmen und in verschiedner Farben-
brechung zurückstrahlen, gleichsam als Dank für
das ihnen gewordene Gut, und so von einem
Gott belebt, erfreut auch das werthlose Glas das
Auge des Beschauers!"

„Ist es doch auch mit dem Menschen oft nicht
anders," sagte Ottomar, indem sie sich dem Gar-
ten wieder zuwendeten, „die meisten von ihnen
reflectiren nur das, was sich von Außen in ihnen
abspiegelt, während kein Lichtfunken in der eignen
Brust lebt, und ein Glück wäre es zu nennen,
wenn sie nur Sonnenstrahlen in sich aufzunehmen
fänden!"

Unter diesen Gesprächen waren sie bis in die
Mitte des Gartens gekommen und wendeten ihre
Schritte der schönen Marmorgruppe zu, die auf
einem weiten, grünen Platz zwischen immer blü-
henden Rosen steht.

„Die Bedeutung dieser Gruppe ist betrü-
bend," sagte Alma, „die Zeit entführt die Jugend
und Schönheit!"

„Ja, aber nicht die Liebe!" rief lebhaft
Ottomar.

„Amor weint zu den Füßen der Armen, die eine traurige Nothwendigkeit zur Sklavin der grausamen Zeit macht!“

„Er weint, allein er verläßt sie nicht!“

Freundlich blickte Alma zu dem Freund auf, und schon wollten sie weiter gehen, als ein Bürger mit seiner Hausfrau hinzutrat und ebenfalls die Gruppe betrachtete.

„Aber, Väterchen, was bedeutet denn das?“ fragte die Frau.

„Ach, das bedeutet weiter nichts,“ erwiderte nach einigem Nachdenken der Bürger, „es ist ein Mann, den seine Frau von der Erde aufhebt.“

Die Frau schien durch diese Erklärung vollkommen befriedigt, und ruhig wandelte das ehrsame Paar weiter.

„Wieder ein Beweis,“ rief Ottomar, als die Leute sich entfernt hatten, „wie wenig in Deutschland die Kunst in den Geist der untern Classen eingedrungen ist, ja, wie diese noch alles Kunstsinns entbehren. In Italien würde man selbst von den dümmsten Lazzaronis nie ähnliche Aeußerungen hören, denn die ihnen innewohnende Liebe zur Kunst treibt

sie zum Schauen, und ihre natürliche Lebhaftigkeit spornt sie an, das, was sie sehen, zu verstehen und richtig aufzufassen, und so wie in Venedig die Gondoliere Petrarcas Sonette und Tassos Stanzen singen, so ist auch in Rom und Neapel selbst dem Bettler das Wort des Dichters und die Götterlehre nicht fremd."

„Ich glaube nicht, daß der Himmel unserem Volk den Sinn für die Kunst versagt hat," erwiderte Alma, „nur wurde er bisher zu wenig geweckt. Das rauhe Klima gestattet es nicht, die Werke der plastischen Kunst im Freien auszustellen, wenigstens müssen sie zwei Drittel des Jahres mit schützenden Dächern überdeckt bleiben, der Besuch der Galerien und Museen war bisher der ärmern Volksklasse nicht zugänglich, wie soll da der schlummernde Kunstsinn geweckt werden? und kann der, der den ganzen Tag ringen muß, um sich nur des Leibes Nothdurft zu verschaffen, an Kunst und Wissenschaft denken? Im Süden, wo das Leben leichter ist, da kann auch der Arme der Genüsse der Kunst theilhaftig werden, denn das milde Klima erspart ihm manche Sorge, wo-

mit schon bei uns der Unbemittelte zu ringen hat, und darum findet man auch wohl, je tiefer im Norden, je weniger Liebe und Empfänglichkeit für die Kunst bei den untern Klassen. Es gälte den Versuch, wenn man ein in Grönland oder in Kamtschatka gebornes Kind in Italien erziehen ließ, ob es in dieser Hinsicht hinter den Eingebornen zurückbleiben würde."

Ottomar blickte der schönen Frau in die glänzenden Augen. „Ich hatte Unrecht, meine Alma," rief er, „ich will es dem deutschen Proletarier abbitten, dessen andere gute Eigenschaften ich gewiß nicht verkenne!"

Der Abend dämmerte bereits, und Alle eilten mit auffallender Hast der Stadt zu. Auch Ottomar und Alma wendeten ihre Schritte, froh des heitern, sonnenhellen Tages und des lauen, duftigen Abends, dorthin zurück. Ein Wagen fuhr rasch an ihnen vorüber, Alma sah empor und erkannte ihre Tante, die sich aus dem Schlag bog, um die Spaziergänger zu betrachten; schon wollte sie freundlich grüßen, als Frau von Wilmsdorf, die jetzt erst die Nichte und ihren Begleiter er-

blickte, rasch den Kopf gegen das andere Wagen-
fenster wendete.

Alma seufzte; „wann werden doch diese un-
gerechten Vorurtheile aufhören?" sagte sie halb-
laut.

„Bald!" sagte leise eine Stimme dicht an
ihrem Ohr, und ein großer, schlanker Mann mit
dunklem Bart, das Gesicht halb mit einem leich-
ten Mantel verhüllt, schritt rasch an ihnen vor-
über.

„Wer war der Mann?" rief Alma, sich zu
Ottomar wendend, „wie konnte er meine Worte
deuten?"

„Ich glaube nicht, ihn früher gesehen zu ha-
ben," erwiderte Ottomar nicht ohne Unruhe, „der
Accent klang fremd!"

„So wollen wir eilen, noch vor einbrechender
Dunkelheit die Stadt zu erreichen, ich liebe das
Fremdartige und Räthselhafte nicht!"

„Was kann Gräfin Wartenberg fürchten, wenn
mein Arm sie geleitet?" fragte stolz der Jüngling.

„Verzeihung, mein Freund," bat Alma, „allein
beim Anblick dieses Mannes ergriff mich plötzlich

Furcht, und mir war es, als möchte seine Nähe mir Unglück bringen!"

Der heitre Frühlingshimmel erfüllte die Menschen mit frohen Hoffnungen und ließ es sie übersehen, daß der politische Horizont sich immer düstrer umzog. Die Anerkennung der deutschen Grundrechte hatte bei den meisten die Hoffnung erweckt, ja, ihnen fast die Gewißheit gegeben, daß die Regierung die Reichsverfassung eben so willfährig anerkennen würde. Es wollte Einigen sogar bedünken, als bliebe, einmal die Grundrechte anerkannt, gar nichts Anderes übrig, und mit frohen Erwartungen sahen Viele der Zukunft entgegen. Um so größeren Eindruck machte es daher, als es hieß: die Kammern sind aufgelöst, als aufreizende Plakate an den Straßenecken dem Volke Aufruhr predigten, als in den Vaterlands-

---

Anmerkung. Alles, was über den Maiaufstand in Dresden gesagt wird, ist theils aus den eignen Wahrnehmungen der Verfasserin, theils aus andern ganz sichern Quellen geschöpft und der strengsten Wahrheit gemäß wiedergegeben worden.

vereine Sturmpetitionen beschlossen und auch hie und da schon Stimmen für die Republik laut wurden.

Alma stand am Fenster ihrer dem Schlosse nahe gelegenen Wohnung und schaute hinab in die Straße, wo eine unruhige Beweglichkeit sich zu entfalten begann. Ottomar hatte sie eben verlassen, um auf ihre Bitte noch nähere Erkundigungen einzuziehen. Von fern hatte man lautes Rufen vernommen, und vor dem Schlosse sammelten sich Trupps von Arbeitern, die anfingen, die Wache zu verhöhnen. Ottomar trat bleich in das Zimmer.

„Der König nimmt die Reichsverfassung nicht an," sagte er bewegt, „ich fürchte das Schlimmste, die Aufregung der Gemüther ist sehr groß!"

„Ottomar," rief Alma, „was werden Sie thun?"

„Das fragt nicht Alma," sagte mit starker Betonung der Jüngling, „das fragt nur Gräfin Wartenberg!"

Alma schwieg und eine bange Ahnung durchzitterte ihre Brust.

„Die Communalgarde wird sich der Bewegung für die Anerkennung der Reichsverfassung anschließen," fuhr Ottomar in seinem Bericht fort, „bereits sind an sechs verschiedenen Orten zu haltende Urversammlungen ausgeschrieben und an den Straßenecken der Aufruf dazu angeschlagen worden. Es soll eine friedfertige Demonstration sein, man hofft, die Regierung so zur Nachgiebigkeit zu bewegen, doch fürchte ich, es wird blutig enden. Wäre es nicht besser," fuhr er nach einer Pause fort, „wenn Sie die Stadt verließen, theure Alma?"

„In Ihrer Begleitung, ja!"

„Ich bringe Sie bis auf die nächste Station, wo Sie sicher sind, oder bis Leipzig!"

„Und dann?" fragte Alma.

Ottomar sah schweigend zur Erde.

„Ich werde bleiben," sagte ruhig die Gräfin. „Die Fremde, hoffe ich, wird selbst von der Volkswuth nichts zu fürchten haben!"

Ottomar schien einen schweren Kampf zu kämpfen, seine Brust hob und senkte sich, und unruhig schritt er im Zimmer hin und her. Man

muß den letzten Augenblick abwarten," rief er endlich, „vielleicht gleicht sich Alles noch friedlich aus!"

Der Morgen des dritten Mai brach an und immer näher wälzte sich der Sturm, schon vernahm man von fern her sein Grollen und Alles ließ einen plötzlichen Ausbruch fürchten.

Auf seinen Knieen beschwor nun Ottomar die Geliebte zu fliehen, ihr theures Leben keiner Gefahr auszusetzen.

„Werden Sie mich begleiten? bei mir weilen?" fragte Alma.

„Ich kann nicht," rief der Jüngling verzweifelnd, „soll ich die Reihen der Freunde verlassen, jetzt, wo es gilt, seine Meinung mit seinem Blut zu besiegeln? Soll ich feig mein Leben in Sicherheit bringen, da sie Alle getrost in den Kampf gehen für die große Sache des geliebten Vaterlandes? Soll der Name des künftigen Gatten der Gräfin Wartenberg mit Schmach bedeckt werden? Soll ich meine Ueberzeugung verleugnen, um mein Leben zu retten? Nein, Alma, ich vermag es nicht! Wie sollte ich den Blicken derer

wieder begegnen können, mit denen ich gelobt habe, zu stehen oder zu fallen? Mag mein Schicksal sich erfüllen," rief er außer sich, indem er aufsprang, „mag das Himmelsglück, welches das Leben mir jetzt bietet, hinschwinden wie ein Traum, ich kann das einmal gegebene Wort nicht brechen!"

„Nicht um eines Weibes willen darf der Mann sein Wort brechen, selbst wenn es übereilt gegeben wäre, nicht um alles Glück, um alle Schätze dieser Erde willen seine Ehre beflecken, seine Ueberzeugung verleugnen," sagte ernst die Gräfin. Aber auch dem Weibe muß es vergönnt sein, in der Nähe des Geliebten zu weilen, wenn Gefahr ihm droht. Geh zu den Freunden, Ottomar," sagte sie weich, indem sie ihre Arme um den Hals des Jünglings schlang, „folge der innern Stimme, sie wird Dich sicher leiten durch die Klippen und Stürme dieser bewegten Zeit, folge ihrer leisen Mahnung, die Dich warnend dem Abgrund der Anarchie entziehen wird, denn Dein edles Herz will nur das Beste! Ich aber, ich bleibe Dir nah, und in Sieg oder Tod, in Kerker oder Ver-

bannung wird die Liebe Deiner Alma Dich begleiten!"

In heftiger Bewegung preßte Ottomar das schöne Weib an seine Brust, drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und stürzte fort.

Immer stärker drängten sich die Massen vor das Schloß, dessen Zugänge geschlossen wurden, und lautes Geschrei durchtönte die Straßen. Deputationen gingen zum König, und kamen heftig gestikulirend und mit verstörten Gesichtern aus dem Schlosse zurück. Das Volk drängte sich um sie herum und bildete dichte Haufen, in denen einzelne Redner auftraten, deren Worte mit lautem Hurrahruf beantwortet wurden. Ottomar eilte rasch an diesen Gruppen vorüber, um sich dem Corps der Freunde zuzugesellen, welches im Verein mit der Communalgarde die beabsichtigte Parade bilden sollte. Plötzlich glaubte er bei einem dieser Volksredner bekannte Züge zu entdecken, und zögernd stand er einen Augenblick, um ihn zu betrachten, doch schon hatte der Sprecher sich unter die Menge verloren, und an seinen raschen Bewegungen erkannte Ottomar den Fremden, der

an jenem Abend im großen Garten Alma das bezeichnende *bald* zugerufen hatte.

„Stehen wir denn unter fremden Einflüssen?“ fragte er sich, als er etwas langsamer weiter schritt, und sah forschend umher, ob er nicht den schnell Verschwundenen irgendwo wieder entdecken könnte, allein in dem dichten Gedränge war der Einzelne kaum zu unterscheiden, und aus den Fenstern schauten nur von bangem Zweifel und Besorgniß getrübte Gesichter hinab auf die Straße. Ottomar eilte nun zu seinem Corps, allein die angesagte Parade ward plötzlich abbestellt. Man schrie über Verrath, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, daß preußische Truppen vor der Stadt ständen, und grausam rächte sich die Volkswuth an dem, den sie für den Verräther an ihren Interessen hielt.

In langen Zügen rückte das Militär ins Schloß, und an allen Fenstern desselben blitzten Bajonette. Anschläge des Stadtraths sprachen von glühendem Eifer für ein einiges, großes Deutschland, ermahnten aber zu einem Beharren auf gesetzmäßigem Boden, während das Wogen

der Menge durch die Straßen fortdauerte, und wie das Brausen des fernen Meeres herübertönte. Noch war nichts Gewaltthätiges geschehen, doch in banger Erwartung dessen, was geschehen könnte, fing man schon an, die Verkaufsläden zu schließen. Plötzlich tönten Trommeln zu dem dumpfen Schall der Sturmglocken durch die Straßen, Schüsse krachten und das erste Blut war geflossen! Der Dämon des Bürgerkrieges war heraufbeschworen und streckte gierig seine Krallen über die unglückliche Stadt.

Alma hatte den alten Joseph ausgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen, und schaute seiner Rückkehr harrend ängstlich hinab in die Straße. Da schlug der Schall fürchterlicher Verwünschungen an ihr Ohr, und von Decken nur halb verhüllt, die klaffende Wunde zur Schau ausgelegt, ward auf einem elenden Karren die erste Leiche vorbeigefahren. Mit schäumendem Munde stießen die sie umgebenden rohen Gestalten Schmähungen gegen das Militär aus, und zertrümmerten mit ihren Stöcken die Fenster im Schloß, hinter denen sie Soldaten erblickten. Menschen, deren auffäl-

tige Gesichter zum großen Theil unbekannt waren und die den Bewohnern Dresdens nicht anzugehören schienen, waren mit Aufreißen des Pflasters und mit Errichtung von Barrikaden beschäftigt. Ein einziger Mann brach das mit eisernen Klammern in der Wand befestigte Schilderhaus vor dem königlichen Schloß ab und rollte es als erstes Material zur Barrikade in die nächste Straße. Aber nicht allein die Hefe des Pöbels war es, welche diese, kleinen Festungswerken ähnliche Barrikaden baute, auch Frauen sah man beschäftigt, Steine hinzuzutragen, welche Communalgardisten in voller Uniform mit ihren Bajonetten aus dem Straßenpflaster brachen, während fein gekleidete Herren in lichten Handschuhen eifrig bemüht waren, sie zu Mauern aufzuschichten. Laut schallte der Generalmarsch durch die Straßen, und einzelne Kanonenschüsse dröhnten durch die Stadt und schienen die Verkünder noch fürchterlicherer Scenen zu sein.

Ottomar, mit einigen Freunden vom Obercommandanten zum Adjutantendienst verwendet, ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, wo es ihm

möglich war, in die Schloßgasse zu gelangen, und mit stark erhobener Stimme verkündete er dann stets den erhaltenen Befehl. Er war dort der Wohnung der Geliebten nah und hoffte, daß der Schall seiner Stimme vielleicht ihr Ohr berühren, ihr der Verkünder sein könnte, daß sein Leben noch ungefährdet geblieben sei, und wirklich wurden auch seine dem Frieden und der Ruhe so fern liegenden Worte Boten des Trostes und der Beruhigung.

Joseph war ohne Nachricht heimgekehrt, es war ihm in dieser allgemeinen Aufregung nicht möglich gewesen, Ottomar aufzufinden, noch etwas von ihm zu erfahren. Er berichtete von einem Sicherheitsausschuß, der sich gebildet habe, von neuen Deputationen, die ins Schloß gegangen seien, allein Alma hörte kaum auf seine Erzählung und ging, von Angst und Sorge um den Geliebten gepeinigt, unruhig im Zimmer umher.

Mit Anbruch der Nacht wurde es ruhiger, und von den Aufregungen des Tages ermattet, warf sich die Gräfin auf ihr Lager. Aber kein mitleidiger Schlaf schloß ihre Augen und nur wie

im wachen Träumen sah sie Scenen des Greuels und der Vernichtung vor ihrem innern Blick sich entwickeln. Da schlug durch die Stille der Nacht plötzlich ein wohlbekannter Ton an ihr Ohr, und vom Lager aufspringend, eilte sie mit einem lauten Freudenruf ans Fenster, denn deutlich erkannte sie Ottomars Stimme. Sie glaubte ihn nah, und dieser Gedanke erfüllte ihre Seele mit freudiger Hoffnung. Zwar konnte das mordende Blei auch seine Brust finden, doch war ja noch nicht alle Hoffnung auf eine weniger blutige Lösung verschwunden, und wenn selbst der unglückliche Fall einer Verwundung eintreten sollte, so schien es ihr in einer so geringen Entfernung leicht, den Theuren in ihre eigne Wohnung bringen zu lassen. Durch diese Gedanken getröstet, genoß sie einige Stunden erquickender Ruhe, und als am andern Morgen der alte Joseph bei ihr eintrat, blickte sie voll froher Hoffnung ihm entgegen.

„Wollen die Frau Gräfin sich denn nicht zur Flucht entschließen?“ fragte dringend der alte

Mann, „der ganze Adel hat die Altstadt verlassen, weil Niemand sich mehr sicher glaubt!“

Alma führte ihn ans Fenster, wo eben laut und Allen vernehmbar der Tagesbefehl von der Barrikade wieder herübertönte. „Kennst Du diese Stimme, Joseph?“ fragte sie.

„Ach, mein Gott, das ist Herrn Ottomars Stimme!“ rief mit Thränen im Auge der Alte.

„Nun, Joseph, so lange ich diese Stimme noch höre, denke ich nicht an Flucht. Aber Du, mein armer, alter Joseph, geh Du, denn bald wird aller Verkehr gehindert sein.“ Sie ging an den Schreibtisch, um eine Rolle Geld herauszunehmen und sie dem Alten zu geben.

Aber dieser wehrte ihr mit der Hand und rief unwillig: „Als wenn an meinen wenigen Lebenstagen etwas gelegen wäre, jetzt, wo die Jugend in ihrer Fülle und Kraft geopfert wird!“

„So bleib in meiner Nähe, Du treuer Alter!“ rief Alma, indem sie dem Diener die Hand reichte, „vielleicht werde ich Deine Dienste bedürfen, vielleicht wird die Veranlassung dazu eine traurige, all unsre Standhaftigkeit in Anspruch nehmende

sein! Doch ich will mir nicht durch bange Vorahnung die Kraft zum Handeln nehmen lassen, darum sage mir, wie steht es in der Stadt? ich hörte ganz zeitig wieder schießen und stürmen!"

„Es war um drei Uhr diesen Morgen," erwiderte Joseph, „da stiegen Raketen vom Kreuzthurm auf, und sogleich begann das Schießen und Sturmläuten aufs Neue. Um sieben Uhr erfuhr man, daß der König die Stadt verlassen habe, und nun floh der ganze Adel. Aber auch viele Bürgerfamilien haben die, wie es scheint, dem Untergang geweihte Stadt verlassen. Ich ging am frühen Morgen durch die Straßen und begegnete langen Zügen von Flüchtenden, von denen viele ihr bischen Habe in Körben auf dem Rücken trugen. Die Angst und Sorge für den nächsten Augenblick ist allgemein, die ganze Nacht ist man mit Anfertigung von Piken und Sensen beschäftigt gewesen, und die Proletarier stehen unter den Waffen!"

Während Joseph erzählte, tönten Trompetenklänge vom Schloßthor her, und Alma eilte ans Fenster. Ein Officier, mit einem weißen Tuche

winkend, nahte sich, von einem Trompeter begleitet, der Barrikade; plötzlich sprang ein junger Mensch, von dessen Hut blutrothe Bänder flatterten, hinzu und suchte sich des Officiers zu bemächtigen, seine Hand schwang einen alterthümlichen Säbel, und mit vor Wuth erstickter Stimme schrie er: „Ein Parlamentär, ein Parlamentär, den muß man festnehmen!“

Erstaunt über diese Verletzung der allgemeinen Sitte, die selbst bei den rohesten Völkern dem Parlamentär sicheres Geleite gewährt, sah der Officier, wie Hülfe suchend, umher, aber schon eilten mehrere junge Leute von der Turnerschaar und einige Communalgardisten herbei, um dem Ungestümen zu wehren und den Officier schützend in ihre Mitte zu nehmen.

Alma beugte sich zum Fenster hinaus, um dem Zug nachzusehen, aber erschrocken zog sie sich zurück, als sie die nächste Barrikade erblickte, die ganz mit blutrothen Fahnen und mit Robert Blums Bildniß geziert war, und hinter der in dichten Reihen Sensen blinkten.

„Allmächtiger Gott, was ist das?“ rief sie, zu dem alten Joseph gewendet.

„Ach, gnädige Gräfin,“ sagte der treue Diener, „wir dürfen es uns nicht mehr verhehlen, es gilt nicht mehr der deutschen Reichsverfassung, man will die Republik!“

„O, Ottomar, Ottomar,“ jammerte Alma, „so hat meine Ahnung mich nicht betrogen, so bist Du verstrickt in eine Sache, die Deiner Seele fremd ist. Dem einigen, großen Vaterland wolltest Du Dein Leben weihen, und nun fließt vielleicht Dein edles Blut dem Werk der Nacht und des Bösen, welches statt Heil nur Unglück und Zerstörung bringen kann!“ Händeringend eilte sie im Zimmer auf und nieder; aber bald riefen neue Trompetenklänge sie wieder ans Fenster.

Von einer Art Schutzwache von jungen Künstlern und Turnern umgeben, schritt der Parlamentär dem Schloßthor wieder zu. Almas Herz klopfte hörbar in ihrer Brust, als sie Ottomar in dieser Eskorte erkannte. Er blickte zu ihr hinauf, der freundliche Blick sollte Ruhe und Vertrauen in ihre Seele gießen, allein der tiefe

Ernst, der seine schönen Züge beschattete, erfüllte ihr Herz mit banger Ahnung und steigender Besorgniß.

Ein Waffenstillstand war abgeschlossen, die Feindseligkeiten waren eingestellt, allein der Barrikadenbau dauerte fort. Einige Leute mit Haken rissen unter Almas Augen das Straßenpflaster und die starken Bohlen von den Schleusen auf, um sie zu diesem verderblichen Bau zu verwenden. Eine Patrouille kam aus dem Schloß und wendete sich in eine Seitengasse; ruhig sahen die Soldaten im Vorbeigehen den Arbeitern zu, während diese ihre Haken einen Augenblick ruhen ließen, um den Soldaten nachzusehen, dann aber eifrig in ihrem begonnenen Werk fortfuhren.

Leise schlich ein junger Mensch in bürgerlicher Kleidung an den Häusern herunter, eilte dann rasch über die Straße und reichte eine Rolle Papier in die Fenster der Wachtstube im königlichen Schloß. Nach wenigen Minuten ward aber das Fenster ungestüm wieder geöffnet, und von den Soldaten in kleine Stücke zerrissen, flogen die Papiere auf die Straße.

Am Nachmittag verkündete das Geläute aller Glocken der erschrockenen Stadt die Einsetzung einer provisorischen Regierung, und aus der mit Gewalt geöffneten Sophienkirche trug man das, aus der sammtnen Vorlage der Hofloge geschnittene, königliche Wappen auf die nächste Barrikade.

So kam der Mittag des verhängnißvollen fünften Mai heran, und dumpf dröhnten von nun an die Kanonen durch die Straßen, und forderten gierig Menschenleben. Aus mehreren Nachbarstädten war Zuzug gekommen, und die Bergwerke hatten ihre Grubenarbeiter gesendet, die, wie es hieß, das königliche Schloß miniren sollten. Leute, mit Pechkränzen und Fackeln in den Händen, sah man durch die Straßen eilen, im Hof des Rathhauses wurden lange Eisenstangen in Stücke getheilt, um für die kleinen, von Bergleuten des Plauischen Grundes in die Stadt gebrachten und auf den Barrikaden aufgepflanzten Kanonen als Kugeln zu dienen; wenige Schritte von den im Rathhaus angehäuften Pulvervorräthen siedeten große Kessel mit Pech, und Mord und Brand schien Hand in Hand

gehen zu wollen. Zwischen dem Donner der Kanonen, dem Prasseln und Klirren der in die Straße stürzenden Steine und Glasscheiben schallte der Gesang der Turner und Barrikadenkämpfer, die mit einem lauten Hurrah jeden Schuß begrüßten, die Gasse hinauf, und traf das Ohr der fast zur Bildsäule erstarrten Alma, die im dumpfen, an Stumpfsinn grenzenden Gleichmuth, der Verheerung zusah. Sie lebte fast nur noch mit dem Gehör, und nur wenn der Gesang der Turner zu ihr hinüberschallte, wenn sie Ottomars Stimme zu erkennen glaubte, gab sie Zeichen von Interesse, sonst war sie kalt und gleichgültig, und die eigne Gefahr schien sie nicht zu berühren. Oft drang es durch das Krachen der Geschütze auch wohl als Wehlaute in ihr Ohr, und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, aber schnell übertönte der Gesang der jungen Kämpfer diese Töne des Schmerzes, und immer heller erschallte bei jedem Schuß der Hurrahruf, und immer lebhafter erwiderten die kleinen Kanonen auf der Barrikade jede ihnen aus dem Schloßthor gesendete Salve.

Der Abend setzte der blutigen Arbeit ein Ziel,

eine augenblickliche Stille trat ein, und Alma lauschte angestrengt, ob nicht ein Laut zu ihr herübertönen werde, der die Angst ihrer Seele löste. Da erscholl durch die Stille der Nacht, die nur durch den Ruf der Wachen auf den Barrikaden unterbrochen wurde, vernehmlich die geliebte Stimme, und Alma sank zum heißen Dankgebet auf ihre Knie.

Mit Anstrengung aller seiner Kräfte hatte Ottomar dem schweren ihm übertragenen Dienst zu genügen gesucht, der ihn unaufhörlich von einem Theil der Stadt zum andern trieb, oder ihn in dem Commandobüreau fesselte, und es ihm so unmöglich machte, Nachricht von der Gräfin zu bekommen, deren Wohnung außer dem Bereich der Barrikaden lag und also auch seinen Boten unzugänglich war. Wie ein Himmelsglück war es ihm erschienen, als er ihr schönes, bleiches Gesicht sich in die Straße hinabbeugen sah, während er mit dem rückkehrenden Parlamentär an ihrer Wohnung vorüberschritt, als ihre sichtliche Bewegung zeigte, daß sie ihn erkannte, und unaufhaltsam trieb es ihn, zu ihr hinauf zu eilen. Allein wie sollte er der Sache ungetreu werden,

der er, seit er seiner selbst bewußt geworden war, angehangen hatte? Deutschland rief seine Söhne — und bald lag die Barrikade wieder trennend zwischen ihm und seiner Liebe! Ottomar gehörte zu den Vielen, die nur für Deutschlands Einigung und Größe zu kämpfen wähnten, denen der Gedanke an gänzliche Umwälzung, an Republik fern lag, und die der Ueberzeugung lebten, während ihres ungesetzlichen Treibens, sich auf gesetzlichem Boden zu bewegen. Unaufhaltsam trieb es ihn, die Sache, der er mit Freuden Blut und Leben weihte, zur Vollendung zu führen, und rastlos suchte er durch Wort und That das begonnene Werk zu fördern.

Gleich nach seiner Ankunft in Dresden hatte Ottomar die Bekanntschaft eines jungen Rechtsgelehrten gemacht, dessen feuriger Geist, wie liebenswürdige Persönlichkeit ihn lebhaft anzog. Rudolph Stein schien mehr für den Stand des Kriegers, als des Juristen geboren, und das Schwert besser in seine Hand zu passen, als die Feder. Seine Liebe zur Kunst und sein bedeutendes Talent für Malerei hatte ihn zu Ottomar hinge-

zogen, und bald hatte innige Freundschaft beide verbunden. Auch jetzt vereinte sie derselbe Zweck, dasselbe Streben, nur waren Rudolphs Pläne und Wünsche weiter ausgreifend und umfassender, als die des besonnenen Ottomars. Mit unverwüstlicher Heiterkeit von der Natur ausgestattet und mit lebhaftem Sinn für das Komische begabt, fand Rudolph selbst in diesen Scenen der Zerstörung noch Stoff zum Lachen, und seine bewegliche Natur ließ ihn auch unter drohenden Gefahren schnell vom höchsten Ernst zur muthwilligen Heiterkeit übergehen. Auf ihren Wegen, die sie oft gemeinsam antraten, um sich dann nach verschiedenen Stadttheilen zu begeben, erregten die sonderbaren Sprünge und Wendungen, mit denen die, welche ihr Beruf über die Straße führte, die Schußlinie zu passiren suchten, Rudolphs ganze Spottlust, und mit ineinander geschlagenen Armen pflegte er dann ganz langsam diesen gefährlichen Punkt zu überschreiten. „Rudolph," sagte Ottomar ernst, als der sorglose Freund eben wieder Schritt vor Schritt vom Rathhaus auf den Markt vor ging und eine Kugel

dicht an seinem Kopf vorüberstreifte, „Rudolph, Du forderst das Schicksal heraus!“

„Du läufst ja auch nicht, und hast eine schöne Braut, und ich habe nichts auf dieser Welt, als meine gute Laune!“ erwiderte dieser.

„Aber Du trägst die Uniform der Communalgarde, Du solltest wenigstens den weißen Federstutz von Deinem Hut nehmen, Du machst Dich zur Zielscheibe für die Kugeln!“

Rudolph sah bedeutungsvoll nach dem Hut des Freundes, „hast Du denn die Feder abgenommen?“ fragte er. Ottomar schwieg, und rasch eilten beide weiter, um die erhaltenen Befehle an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen.

Um die Verbindung zu erleichtern und weniger gefährlich zu machen, hatte man in den meisten Häusern die Wände durchgeschlagen, und frei und ungehindert gelangte man so von Gasse zu Gasse. Zwar waren die Bewohner dadurch in ihrem häuslichen Leben unendlich gestört und gehindert, allein eine außerordentliche Zeit verlangte außerordentliche Mittel, und die Unbequemlichkeiten des Einzelnen konnten nicht berücksichtigt werden.

Die Jünglinge wählten jetzt auch diesen Weg, und Rudolph eilte rasch voran. Eine ehrbare Bürgerfamilie saß bei ihrem einfachen Abendbrod, Rudolph schritt leise durch die eingeschlagene Mauer, und rief dann ein lautes: „Gesegnete Mahlzeit!“ und ehe noch die erschrockenen Leute sich umgewendet hatten, war er schon durch die andere Mauer verschwunden. Ottomar, der langsamer folgte, entschuldigte den muthwilligen Freund; aber noch hatte er nicht geendet, als er Rudolph laut rufen hörte: „Halt, halt, schießt nicht, ich werde mich besinnen!“ Erschrocken eilte er in das nächste Haus, und sah Rudolph mit vorgestreckter Hand vor der Oeffnung einer Mauer stehen, aus welcher ihm die Mündungen mehrerer Büchsen entgegen gähnten. Wie der unglückliche Laie, der die Zauberformel vergessen hatte, und nun die heraufbeschworenen, bösen Geister nicht wieder bannen konnte, stand er da, und rief dem Freund entgegen: „Ottomar, Ottomar, ich habe die Parole vergessen!“

Ottomar sprach das lösende Wort, und die Büchsen senkten sich, und beide Freunde setzten

nun ihren Weg nach verschiedenen Richtungen fort. „Bruder,“ sagte Rudolph, als sie später wieder vereint waren, „auf der Barrikade an der Post ficht in Turnerkleidung ein Mädchen. Sie hat ihren Bräutigam fallen sehen, und sucht jetzt ebenfalls den Tod. Unerschrocken wie ein Mann steht sie da, und achtet des Kugelregens nicht, wahrhaftig ich hätte sie küssen mögen!“

„Die Arme,“ sagte Ottomar bewegt, „wohl manche Braut wird ihren Schmerz noch theilen!“

„Ja,“ rief Rudolph, „und sie sollten dann alle fechten!“

Ottomar schüttelte verneinend den Kopf, „ich möchte nach meinem Tode meine Braut nicht auf den Barrikaden wissen,“ sagte er ernst.

„Ach, für eine Gräfin wäre das auch nicht,“ erwiderte Rudolph, „allein so ein schlichtes Bürgermädchen kann der innern Stimme folgen, und das ist immer ein Vorzug, der uns einfachen Menschenkindern bleibt! Doch jetzt laß uns einen Augenblick ruhen, das Schießen schweigt, und laß uns Kräfte sammeln, denn es könnte morgen einen heißen Tag geben!“

Der Hurrahruf und der Gesang der Turner begrüßte am andern Morgen wieder die ersten Kugeln, Mancher ward durch das tödtliche Blei hinweggerissen aus ihren Reihen, aber schnell war seine Stelle wieder besetzt, und nimmer bedurfte es des Wortes des Befehlshabers; denn Alle drängten sich hinzu, und Jeder wollte der erste sein, die Lücke zu füllen. Schon am Sonnabend war preußisches Militär eingerückt, und auf beiden Seiten wurde nun mit unglaublichem Muth, mit todesverachtender Entschlossenheit gefochten. Der Plan der Militärmacht schien auf der Idee zu beruhen, vom Zeughaus und vom Theaterplatz auf beiden Flügeln vorzudringen, um somit die innere Stadt allmählig einzuschließen. Am Zeughause, auf dem Neumarkt, und auf der Schloßgasse, sowie nach dem Zwinger und gegen das Postgebäude entspann sich der Kampf, und alle diese Punkte wurden vom Militär mit kühnem Muth angegriffen und vom Volk hartnäckig vertheidigt. Plötzlich stieg eine Flammensäule gen Himmel, das alte Opernhaus stand in Brand, und dem Zwinger und allen darin be-

wahrten Kunstschätzen drohte Vernichtung. Heißer Aschenregen ergoß sich in die Straßen, und bange Erwartung ließ den Herzschlag still stehen.

Oft schon hatte Ottomar jenen geheimnißvollen Fremden unter den Machthabern gesehen, und manche strenge, rücksichtslose Anordnungen schienen von ihm ausgegangen zu sein. Jetzt auch, wo bedeutende Massen Pulver in das Rathhaus getragen werden sollten, und vom Stadtrath Vorstellungen dagegen erhoben wurden, rief jener Fremde: „Es gibt keinen Stadtrath, er kann also nichts befehlen!" und als Ottomar hinzutrat und ihm dringend die Gefahr schilderte, die bei irgend einer Unvorsichtigkeit, bei dem bloßen, zufälligen Losgehen eines Gewehrs für die nächstgelegenen Häuser daraus entstehen könnte, rief er ungeduldig: „Was Häuser! mögen die in die Luft fliegen!" und kehrte dem Mahner, sich rasch entfernend, den Rücken. Der Accent klang so fremdartig, daß Ottomar nicht zweifeln konnte, daß ein Ausländer hier Befehle ertheile, und eine tiefe Bekümmerniß ergriff seine Seele, und bange Zweifel an der Ausführung seines geträumten

Ideals von des geliebten Vaterlandes Einigung und Größe preßten sein Herz zusammen.

Von der Anstrengung des heißen Tages ermüdet, hatten mehrere Jünglinge sich auf ein Strohlager geworfen, und Ottomar gesellte sich zu ihnen. Aber wenn gleich Ermüdung seine Glieder lähmte, so schloß doch der Schlaf nicht seine Augen, er gedachte der Geliebten, die er vielleicht nie wieder sehen würde, und der er heute nur ein einziges Mal ein Lebenszeichen hatte geben können, da die zu ertheilenden Befehle ihn immer in eine andere Gegend der Stadt führten. Da traten plötzlich zwei Turner mit einem schönen, schlanken Mädchen herein, für die sie Kleidung und Waffen verlangten, da sie entschlossen sei, mit zu kämpfen. Von dem ziemlich lauten Gespräch erweckt, regten sich die Schläfer, und auch Rudolph richtete sich halb von der Streu empor, und fragte nach der Ursache der lauten Worte. Als man ihm den Wunsch der Jungfrau erzählt hatte, sagte er freundlich: „Nun, wenn Du ein Mädchen bist, so kannst Du auch herkommen und mir einen Kuß geben! und unge-

Kaum eilte die Weinende zu ihm, und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen. „So,“ sagte Rudolph, indem er sich wieder zurück legte, „nun geh' auf die Barrikade!“ und eilig entfernten sich die Drei, um die verlangten Waffen in Empfang zu nehmen.

„Glücklicher Mensch!“ dachte Ottomar, indem er den schon wieder fest schlafenden Freund betrachtete, „Du verstehst es, den Augenblick zu ergreifen und seine Freuden auszukosten, Dein Geschick wird einst ein glückliches sein!“

Wieder begann am nächsten Morgen der vernichtende Kampf, aber immer deutlicher wurde es den Insurgenten, daß ihre Sache erliegen müsse; denn immer näher wurde der Altmarkt, der Mittelpunkt des Aufstandes, und die daran stoßenden Gassen, von dem stets mehr Boden gewinnenden Militär eingeschlossen, und ihre Kugeln flogen von allen Seiten schon bis auf den Markt. Ein unruhiges Hin- und Hereilen ward bemerkbar, und mannigfache Kennzeichen schienen es auszusprechen, daß auch die provisorische Regierung an dem Erfolg ihrer Sache verzweifelte.

Gegen Mitternacht trat augenblickliche Stille ein, die unruhige Bewegung der Bewaffneten hinter den Barrikaden nahm ab, und auch dem erschöpften Militär schien einige Ruhe gegönnt. Ottomar ging, um eine Meldung zu machen, gegen Anbruch des Tages aufs Rathhaus, es stand verödet, der Saal, wo noch vor einigen Stunden eifrig Patronen gefertigt wurden, war leer, die Zimmer der provisorischen Regierung waren still wie ein Grab, und in den Bureaus ertönten keine Befehle mehr. Ottomar eilte hinab auf den Markt, wo alle Bewaffneten sich der Seegasse zuzogen. Rudolph trat ihm entgegen, gefolgt von dem Mädchen, welches auf der Barrikade in der Wilsdruffer-Gasse gefochten hatte, und die mit bittern Thränen sich darüber beklagte, daß keine Kugel mitleidig ihr Leben geendet habe.

„Armes Kind," sagte Rudolph, „komm mit uns, vielleicht wird dann Dein Wunsch noch erfüllt, vielleicht trifft Dich und uns noch die ersehnte Kugel!

„Rudolph," rief Ottomar, „laß uns nicht

verzweifeln, laß uns den Rückzug ordnen und den Fliehenden Muth einsprechen.“

„Wer verzweifelt?“ erwiderte Rudolph heftig, mich reizt nur die Gefahr, und was hier mißlang, kann anderswo gelingen!“ Mit diesen Worten eilte er durch das Rathhaus, um durch die Quergäßchen auf den Dippoldiswaldaer Platz zu gelangen, und Ottomar folgte mit dem Mädchen, welches schnell ihre Thränen trocknend, wie von neuer Hoffnung belebt, rüstig mit fortschritt.

In ungestümer Hast war Rudolph vorausgeeilt, und Ottomar hörte von fern seinen Ruf, womit er die Fliehenden zu sammeln strebte. „Flieht nicht als Feiglinge!“ rief er mit Donnerstimme, „noch ist unsre Sache nicht verloren, wer es gut mit seinem Volk, wer es gut mit Deutschland meint, der stehe zu mir!“

Auch Ottomar war eifrig bemüht, die in wilder Flucht Dahineilenden aufzuhalten, wenn gleich er Rudolphs Hoffnung nicht theilte, und bald war es beiden Jünglingen gelungen, von den Flüchtenden eine Colonne zu bilden, an deren Spitze sie die Stadt verließen.

In der Gegend von Freiberg angelangt, machten die Freunde, gleich den erfahrensten Kriegern ihre Dispositionen. Doch die Ruhe der Nacht wurde nicht gestört, kein Verfolger zeigte sich, und mit anbrechendem Morgen führten die Jünglinge ihre kleine Schaar gen Chemnitz.

„Was soll aber nun werden?“ fragte Ottomar den in tiefen Gedanken dahin reitenden Freund. „Was bezweckst Du Rudolph? Was soll dieser nun abentheuerlich werdende Zug? Die provisorische Regierung ist geflohen, auf welchen Erfolg hoffst Du noch?“

„Auf keinen!“ seufzte Rudolph, „wenigstens hier nicht. Wir müssen die Leute entlassen, damit ein Jeder sich rette, wie er kann!“

In der Gegend von Chemnitz angekommen, versammelten sie Alle um sich, die ihnen gefolgt waren, und nachdem sie ihnen gesagt: wie jetzt für ihre Sache nichts zu hoffen sei, und hier, wo man die Verfolgung des Militärs für den Augenblick nicht zu fürchten habe, ein Jeder am sichersten sich retten könne, entließen sie die kleine Schaar, und eilten sich selbst in die Bauernkleider

zu werfen, welche ein Landmann ihnen überlassen hatte.

„Was denkst Du nun zu thun, Rudolph?“ fragte Ottomar, als sie in dieser Verkleidung einander gegenüberstanden.

„Ich gehe nach Baden!“ rief lebhaft Rudolph, „und Du Bruder, folge mir!“

„Ottomar schüttelte verneinend den Kopf, ich bin erwacht,“ sagte er ernst, „die Ergebnisse des letzten Tages haben mich geweckt aus den schönen Träumen, und die Täuschung ist geflohen! Ich gehe in die freie Schweiz, die gern den Flüchtlingen ihre friedlichen Thäler öffnen wird. Dort will ich weilen, bis es mir gegönnt ist, vereint mit ihr, die meine Seele liebt, meinem Leben eine bestimmte Richtung zu geben!“

„So leb' wohl,“ rief Rudolph, indem er ihm die Hand reichte, „uns bleibt ein Wiedersehen, entweder im freien Deutschland, oder jenseits des Meeres, oder wenigstens in jenem ungekannten Land, was über den Sternen sein soll, und wohin die Magnetnadel des Unglücklichen weist.“

Alma war in tödtlicher Angst den Ereignissen gefolgt, und von zwiefacher Sorge gefoltert, ergriff sie am vierten Tage des Kampfes die Feder, um an Graf Anselm zu schreiben.

Noch wußte sie nicht, wie ihre Briefe den Freund erreichen würden, denn jeder Verkehr nach außen war abgeschnitten, allein sie hoffte auf einen glücklichen Zufall, auf den Stern, der allen Liebenden leuchtet, und eilte daher dem bewährten Rathgeber ihre Sorge ans Herz zu legen.

„Der Kampf scheint sich seinem Ende zuzuneigen," schrieb sie, „ich höre den Donner der Kanonen seltner und in größrer Entfernung, und auch das kleine Gewehrfeuer zieht sich von beiden Seiten weiter hinauf in die Stadt. Auch der Himmel scheint zu trauern über der Menschen thörichtes Beginnen, denn grau und schwer hängen die Wolken herab. Der Regen fließt unaufhaltsam aus ihrem Schooß und fällt plätschernd in die verwüsteten Straßen, und fremd klingt es meinem Ohr durch das Rauschen des Regens und das ferne Grollen der Geschütze in der starren

steinernen Stadt deutlich das Krähen der Hähne zu vernehmen. Nur durch die Schloßgasse, an meinen zertrümmerten Fenstern vorüber, krachen noch unausgesetzt die fürchterlichen Botinnen des Todes, und jeder ihrer Schüsse trifft mein Herz. Ströme von Blut sind geflossen, die geträumte Freiheit ist nicht errungen, die Monarchie nicht befestigt. Wann werden doch diese unseligen Conflikte enden, wann Eintracht zwischen Fürst und Volk das arme Vaterland wieder beglücken?

Die Noth und der Jammer nehmen mit jeder Stunde zu, in den nahgelegenen Häusern einer engen Seitengasse schreien die Kinder nach Brod und die verzweifelten Eltern können ihre Bitten nicht gewähren; denn der fürchterliche Kugelregen würde jeden tödten, der es wagte, über die Straße zu gehen. Jetzt werfen sie eine Schnur in das Fenster des gegenüberliegenden Hauses, eine Frau befestigt mitleidig von den eigenen, wenigen Vorräthen eine Semmel daran, und von den Kugeln glücklich verschont, schwebt diese langsam über die Straße, während die Kleinen, frohen Blickes die Händchen erhoben, der gehofften Nahrung ent-

gegensahen. Welche Grenzen des Jammers und des Gräuels mögen diese hohen, düstern Häuser in dieser Stunde dem Blick verbergen! Und wenn nun Flucht, bange Flucht, wenn Gefangenschaft, — — „O, mein Freund, dann rechne ich auf Sie, denn ich weiß, Sie werden mich nicht ohne Trost und Hülfe lassen! Alma.“

Mit banger Besorgniß hatten in den letzten Tagen die Bewohner der dem Schlosse zunächst gelegenen Häuser jeden Abend kommen sehen, denn ihnen drohte die größte Gefahr, da das Schloß, was man nicht zu unterminiren vermocht hätte, weil alle Schleusen mit Wasser gefüllt waren, nun durch Brand vernichtet werden sollte. In den von den Insurgenten besetzten Häusern, war Alles mit Pechkränzen und Pechfackeln, mit Schwefel und sonstigen brennbaren Stoffen angefüllt, und ängstlich harrend standen die Besitzer der zum Untergang bestimmten Wohnungen auf den obersten Böden, um zu sehen, wenn die verderblichen, Vernichtung bringenden Kränze, von der Hand starker Männer geschleudert, ihre Habe

verzehren würden. Ihnen sollte wenigstens die Möglichkeit bleiben, das Leben der Ihrigen zu retten, deshalb standen sie und warteten und spähten, und ermüdeten nicht in dem beschwerlichen Dienst; und doch war sie so gering diese Hoffnung der Rettung, denn wer dem Feuer enteilte, konnte den Kugeln verfallen.

Endlich wurden die gegenüberliegenden Häuser von den Preußen genommen, und die bedrängte Nachbarschaft athmete wieder freier auf. Aber nur kurz war die Ruhe der erschrockenen Bewohner dieses dem Verderben geweihten Stadttheils; denn bald ging in nächster Nähe an zwei Seiten wieder Feuer auf, welches mit rasender Gewalt um sich zu greifen schien. Dazu kam, um den Schrecken aufs Höchste zu treiben, die allgemein verbreitete Nachricht, daß binnen wenigen Stunden die Stadt bombardirt werden sollte. Rathlos standen die Männer, und verzweifelnde Angst bemächtigte sich der Seele der schwachen Frauen. Alma schien zu Stein erstarrt, in ihrem bleichen Gesicht war keine Bewegung zu lesen, sie hatte seit dem letzten Tage die liebe, wohlbekannte

Stimme nicht mehr gehört, und finstre Todes-
ahnung hatte ihre Seele erfaßt. Von fernher
dröhnten die Schüsse und auch durch die Schloß-
gasse krachten noch in kurzen Unterbrechungen die
Kanonen, der Himmel flammte von des Feuers
Gluth, und vom Kreuzthurm tönten dreimal drei
Schläge dumpf durch die geängstigte Stadt.
Alma ging raschen Schrittes im Zimmer auf und
nieder, in ihrer Seele schien ein Entschluß zu
ringen, „Joseph," rief sie, „begleiten Sie mich,
ich muß hinaus!"

„Um Gottes und aller Heiligen willen," rief
entsetzt der alte Mann, „jetzt in diesen Tumult,
unter Brand und Mord, wie kann sich da eine
Dame auf die Straße wagen!"

„Joseph, ich muß, ich habe seit gestern Abend
Ottomars Stimme nicht mehr gehört, ich muß
wissen, was sein Schicksal ist."

„So will ich gehen," rief der treue Diener,
„und nicht eher will ich wiederkehren, als bis ich
sichere Kunde bringe!"

Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen,
als auf den betäubenden Lärm plötzlich Grabes-

Stille folgte. Kein Schuß fiel mehr, die Glocken schwiegen, und selbst das Kommando war verstummt.

Erstaunt sah die Gräfin umher, „was ist dies," rief sie ängstlich, „woher diese Stille? Doch horch, man ruft, was bedeuten die einzelnen Worte, die aus der Ferne herübertönen?"

Das Rufen kam näher, plötzlich erscholl eine Stimme dicht unter dem Fenster, die vernehmlich rief: „Vom Rathhaus wehet die weiße Fahne!"

„Allmächtiger Gott, ich danke Dir," rief Alma auf die Knie stürzend, und Joseph nahm das Käppchen von dem kahlen Scheitel, und faltete still betend die Hände.

Alma raffte sich auf vom Boden nach kurzem Gebet, und stürzte in die Zimmer, von wo sie die Schloßgasse übersehen konnte. Die Barrikaden standen unversehrt, die Kugeln hatten nicht vermocht, ihren festen Bau zu zertrümmern; aber sie waren leer und glichen in dieser Oede großen Gräbern. Die Straße lag voll Glasscherben und Ziegeln, und aus den zertrümmerten Fenstern hingen umweht von zerfetzten Vorhängen die zer-

schossenen Fensterkreuze und Rahmen. Aus den Häusern schleppten die Soldaten Leichen, denen noch das Blut aus den frischen Wunden floß, und warfen sie gleichgültig auf die Straße. Aus einem nahegelegenen Hause brachte einer von ihnen eine dreifarbige, deutsche Fahne, die er einem Officier übergab, welcher mit einer Abtheilung an der Straßenecke aufmarschirt stand. Der Officier trat mit dem Fuß auf die Fahne, und suchte sie von der Stange abzureißen, und da es ihm nicht gelang, so stachen einige Soldaten mit dem Bajonett darnach. Aber das Zeichen der deutschen Einheit widerstand dem doppelten Angriff und hielt fest an dem Schaft, und unmuthig rollte der Officier sie zusammen, und ließ sie hinüberschaffen in die Neustadt zu den übrigen, eroberten Trophäen. Ein unendlich schmerzliches Gefühl zuckte durch Almas Seele, wie viel Blut war nicht eben für diese Fahne geflossen, und nun? —

Mit grünen Reisern an den Helmen und Käppies zog das Militär durch die Straßen der Neustadt zu, und eilfertig war man bemüht, die

Barrikaden fortzuräumen, und kaum waren einige Stunden vergangen, so war schon die Stadt mit Neugierigen angefüllt. An den Armen eleganter Herren gingen schön gekleidete Damen einher, man besah durch goldene Lorgnetten die Zerstörung, blickte auf zu den zerschossenen Fenstern, oder nieder zu dem aufgehäuften Schutt, und der Atlas der Mantillen und das Gold der Lorgnetten leuchtete im Strahl der Maisonne. Alma lehnte im Fenster, sie hatte den alten Joseph und alle übrigen Domestiken ausgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen, und harrte eben in unbeschreiblicher Angst ihrer Rückkunft. Ein bitteres Gefühl beschlich ihr Herz, als sie das Treiben müssiger Neugierde sah, und unwillig schlug sie das Fenster zu. Da zog es leis an der Klingel und Alma eilte mit klopfendem Herzen hinaus. Ein junger Mensch in einfacher Bürgerkleidung, das schlichte Haar von einer kleinen Mütze nur nothdürftig bedeckt, stand vor ihr. „Wohnt hier die Gräfin Wartenberg?“ fragte er ängstlich, „ich bin es selbst,“ rief Alma, „was wollen Sie von mir?“

„Gott sei Dank!“ sagte leise der Jüngling,

und sich nah an ihr Ohr beugend, flüsterte er: „ich soll Ihnen sagen, daß Herr Ottomar lebt und bald in Sicherheit sein wird!"

„O, Dank, Dank!" jubelte Alma, und wollte dem Ueberbringer so froher Botschaft ein Goldstück reichen, aber schon war er wieder die Treppe hinabgeeilt und in der Menge verschwunden. In heiße Dankesthränen lösten sich Almas Gefühle; Ottomar lebte, war gerettet, welches Leid hatte sie noch zu fürchten? Von nun an konnte sie sein Schicksal mit ihm theilen, konnte ihm folgen in die freiwillige Verbannung, oder leben mit ihm in stiller Zurückgezogenheit glücklich durch seine Liebe.

Der Jubel ihrer Seele kannte keine Grenzen, und als nach einigen Stunden Frau von Wilmsdorf bei ihr eintrat, die in der Besorgniß um das Geschick der Nichte ihren Groll vergessen hatte, flog sie in ihre Arme und weinte Freudenthränen an ihrem Halse. Willig folgte sie der Aufforderung der Tante zu einem Gang durch die Stadt, denn was hätte sie jetzt wohl abschlagen können, jetzt, wo es ihr schien, als wenn das

Glück sein ganzes Füllhorn über sie ausgegossen hätte! Ueberall gähnte ihnen Zerstörung entgegen, viele Häuser lagen in Asche, andere glichen Ruinen. In den Promenaden um den Zwingerwall grünte und blühte Alles, aber mit dem Duft des Hollunders und der Blumen mischte sich der Brandgeruch des Opernhauses. Noch glimmten diese Ruinen und zuweilen zuckten noch helle Flammen aus ihnen auf. Traurig schauten die, einem zertrümmerten griechischen Tempel nicht unähnlichen Säulen des ausgebrannten Zwingerpavillons nieder auf die Schutthaufen, die ihn umgaben, und das geschmolzene Blei seines Daches hing wie ein Trauerschleier herab über den hie und da noch unverletzten obern Simms. Das Landvolk war in die Stadt geströmt und ging staunend und gaffend umher, die Neugierde hatte sie herbeigezogen, doch auf den breiten Gesichtern sprach sich kein anderes Gefühl aus, als das einer stupiden Verwunderung. Menschenmassen durchzogen unaufhörlich die Straßen, denn Jeder wollte die Zerstörung noch in ihrem ganzen Umfang, in ihrer ganzen Schrecknis sehen. Einmal

Herz zog sich krampfhaft zusammen, als sie durch das Georgenthor wieder in die schrecklich verwüstete, mit Steinen, Schutt und Glasscherben bedeckte Schloßgasse trat, und sie gedachte an Schillers Worte in der Glocke: leergebrannt ist die Stätte u. s. w., denn aus den leeren Fenstern schaute auch hier das Grauen.

„O, Tante,“ seufzte sie zu Frau von Wilmsdorf gewendet, „außen blüht und duftet Alles und man erfreut sich an Gottes Werken, dies aber, dies ist Menschenwerk!“

„Es sind die Folgen überspannter Ideen, die Folgen des politischen Fanatismus,“ sagte streng die Dame, „möchten sie der Welt zur Warnung dienen!“

Alma schwieg, denn ein Mißklang tönte in ihrem Innern, und eine Thräne stieg in ihr Auge.

Frau von Wilmsdorf eilte in die Neustadt, um von den Bekannten, bei denen sie während des Kampfes ein Asyl gefunden hatte, Abschied zu nehmen und ihre Wohnung in der Altstadt wieder zu beziehen, und Alma ging sinnend der

übrigen zu. Sie hatte sogleich, als die Communication wieder hergestellt war, ihren Brief an Graf Anselm auf die Post geschickt, und wollte nun noch ein anderes Schreiben abgehen lassen, worin sie den Freund beschwor, Ottomars Aufenthalt zu erforschen, um dann Gelder zu seiner Disposition zu stellen.

Wer malt aber ihre Ueberraschung, ihre Freude, als bei ihrem Eintritt in ihr Haus ihr Joseph mit der Nachricht entgegenkam, Graf Eichhorst sei angekommen.

„O, Sie edler, Sie einziger Freund!“ rief sie bewegt, indem sie ihr Haupt an die Brust des Freundes barg, „so stehen Sie auch jetzt mir wieder schützend zur Seite!“

„Ich wußte Sie in Noth und Sorge, theure Alma,“ sagte bewegt Anselm, „konnten Sie zweifeln, daß ich zu Ihrem Schutz herbeieilen würde? Gleich bei der ersten Nachricht von den hier ausgebrochenen Unruhen eilte ich zu Ihnen, und nur die Unmöglichkeit in die Stadt zu gelangen, hat mich bis heute zurückgehalten.“

In des Freundes treue Brust legte Alma ihre Sorgen für die Zukunft des Geliebten nieder, und mit edler Selbstverleugnung versprach Anselm zu rathen, zu helfen und zu wirken, wo es Noth thun würde, und durch dies Versprechen ermuthigt, blickte die Gräfin mit heiterer Zuversicht in die Zukunft!

Es war im Herbst des Jahres 1849, die Stürme der Revolutionen hatten ausgetobt, Italien war besiegt und auf Ungarns verwüsteten Fluren zeigten leere Dörfer und verbrannte Städte, wie hartnäckig der Kampf eines Volkes um seine angestammten Rechte, um seine Nationalität sein kann. Auf Deutschland lastete die dumpfe Stille des Zweifels und der Ungewißheit, und viele Familien suchten, den Ausbruch eines neuen Sturmes fürchtend, eine Zuflucht in dem freien Amerika, welches ihnen zwar nie das Vaterland ersetzen, ihnen aber doch die Ruhe gewähren konnte, deren Alle, nach so viel Stürmen und Schwankungen sich bedürftig fühlten.

Von den in der Schweiz befindlichen Flüchtlingen hatten viele die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge aufgegeben und den Entschluß gefaßt, sich in der neuen Welt auch eine neue Heimath zu begründen, und das Dampfschiff, welches in Havre zur Abfahrt bereit lag, war mit Flüchtlingen angefüllt, die theilweise mit sehnsüchtigen Blicken nach dem theuren Mutterlande zurückschauten, welches sie vielleicht nie wieder sehen sollten. Auf der äußersten dem Lande zugekehrten Spitze des Schiffes stand Arm in Arm geschlungen ein blühend schönes Paar, und ihre weißen Tücher wehten noch Abschiedsgrüße nach dem Lande zu, welche von einem ernsten, bleichen Mann auf ähnliche Weise beantwortet wurden.

Ottomar und Alma waren es, die hinüberschifften nach dem neuen Vaterlande und dem edlen Anselm so noch ihre Grüße sendeten.

„Ich folge Euch, so bald ich kann!" rief Anselm laut in das Gebrause der sich eben in Bewegung setzenden Räder hinein. Eilig durch-

schnitt das Schiff die Wogen, wie die Flügel einer weißen Taube wehten noch fern her die weißen Tücher, aber bald war Alles den Blicken des Freundes entschwanden, der, einen Seufzer unterdrückend, sich still der Stadt zuwendete.

Zu derselben Stunde stand im Kloster der Karmeliterinnen auf dem Hratschin zu Prag eine bleiche Nonne an dem Gitter ihrer Zelle nnd sah den Vögeln zu, die eben in langen Zügen über ihrem Haupte hinzogen. „Ihr eilt dem Süden zu, ihr leicht beschwingten Boten," rief sie schmerzlich, „ihr seid frei und glücklich, ihr schlagt nicht eure Flügel blutig an den Eisenstäben eines auf immer geschlossenen Käfigs, frei entfaltet ihr sie und sucht die wärmere Zone, wenn der nordische Winter euch bedrückt und euer Blut erstarren läßt!"

Mit Ingrimm griff sie in die Gitter des kleinen Fensters, als wollte sie die starken Eisenstäbe zerbrechen, dann lächelte sie schmerzlich und eine Thräne schlich über ihre blasse Wange. „Sie

sind zu stark und fest für meine schwache Hand," seufzte sie, und zum Himmel blickend, fügte sie leise hinzu: „arme Aurelie, Deine Flügel sind gebunden und Dein Blut erstarrt!"

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von C. H. R. Roempler in Dresden





